RÖMISCHE BRIEFE

Römiſche Briefe

Schlözer

Römische Briefe

von

Kurd von Schlözer

1864—1869

Herausgegeben von

Karl von Schlözer

Mit dem Bild des Verfassers nach einer Zeichnung seiner Schwägerin Luise von Schlözer, geb. Freiin von Meyern-Hohenberg

4

Vierte Auflage

Stuttgart und Berlin 1913
Deutsche Verlags-Anstalt

DG
557
S4
1913

Alle Rechte, insbesondere das Übersetzungsrecht, vorbehalten

Copyright 1912
by Deutsche Verlags-Anstalt
Stuttgart

Druck der
Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart
Papier von der Papierfabrik Salach
in Salach, Württemberg

Einleitung

Nachfolgende Briefe des verstorbenen Gesandten Kurd von Schlözer umfassen die Jahre 1864 bis 1869, während deren er preußischer Legationssekretär in Rom war.

In dieser Periode reifte die Saat Cavours. Die jungitalienische Bewegung zog, ungeachtet des Doppelspiels Louis Napoleons und der Sympathien Österreichs für den Kirchenstaat, immer weitere Kreise. Sie erstarkte, als Viktor Emanuel in Venedig einzog und bald darauf die „division d'occupation" — gemäß der franko-italienischen Konvention vom 15. September 1864 — die apenninische Halbinsel verließ.

Das Wiedererscheinen der französischen Truppen nach dem Einfall der „Rothemden" vermochte ebensowenig wie Garibaldis Niederlage bei Mentana die Ereignisse aufzuhalten. Der Widerstreit der nationalen und vatikanischen Interessen drängte zur Krisis und bedurfte später nur noch eines äußern Anstoßes — der Ereignisse von 1870 — um zum weltgeschichtlichen Schluß zu eilen: der Einigung Italiens und dem Ende der territorialen Herrschaft des Papsttums.

Schon vier Jahre vorher hatte Kardinal Antonelli die politische Situation als „Kataklysma" bezeichnet. Aus diesem — so prophezeite er — werde „die pontifikale Tiara gleich einem Phönix zu ungeahnter Gewalt aufsteigen".

Wie aus einer Proszeniumsloge beobachtete Kurd von Schlözer die Figuren und Kulissen des Kirchenstaats. Damals Legationsrat, konnte er seiner fröhlichen Auffassung von Menschen und Dingen eher folgen als während des zweiten römischen Aufenthalts von 1882 bis 1892, wo er als einer der Hauptmitwirkenden auf der römischen Bühne stand.

Die an die Mutter und den ältern Bruder gerichteten Briefe — Arabesken zur Zeitgeschichte — schildern das Rom der sechziger Jahre, die geistliche und weltliche Gesellschaft der Siebenhügelstadt auf dem Goldgrund ihrer Kapellen, Kirchen und Paläste, das bunte Volksleben einer zu jener Zeit noch „goetheschen" Landschaft. Über die Bergstraßen rasen keine Autos: der lustige Vetturin lenkt peitschenknallend das federgeschmückte Gespann. Statt Aeroplanen kreisen Adler über den etruriſchen Steineichen. Und der reisende Lord mußte darauf gefaßt sein, nicht nur auf dem Umweg über Hotelrechnungen, sondern von den Herren Briganten auch direkt geplündert zu werden.

Daneben zeichnet der Briefschreiber unbewußt den eigenen Charakter, jene „heitere Entschlossenheit", welche Fanny Lewald in dem ihm gewidmeten Buch: „Ein Winter in Rom" rühmt. Bernhard Hübler, bekannt auch durch seinen juristischen Anteil an der Beilegung des späteren Kulturkampfes, sagt: „Schlözer war von einer Genialität und Feinheit des Geistes, wie sie den Diplomaten des achtzehnten Jahrhunderts eigen war." Dies zeigen auch seine geschichtlichen Werke aus früherer Zeit, z. B. über die Hansa und den Deutschen Orden der Ostseeländer. Manche der Essays — „Choiseul", der in Paris entstand, und „Chasot", ein Beitrag zur Friderizianischen Epoche — erinnern an die elegante Memoiren-Literatur des Rokoko.

Die abfälligen Urteile über „Otto", den spätern eisernen Kanzler — so seltsam sie heute anmuten — sind wiedergegeben als bezeichnend für die Stimmung, welcher damals die Bismarckschen Ideen, auch in Hof- und politischen Kreisen, begegneten. Zugleich klingt darin Petersburg nach, wo bei dem Temperament des jungen Diplomaten Szenen mit dem autokratischen Chef nicht ausbleiben konnten. Es war nur selbstverständlich, wenn Schlözer in wachsender Erkenntnis — oder soll man sagen: in Erkenntnis der wachsenden nationalen Ziele des Gewaltigen zu einem seiner eifrigsten Mitarbeiter und

treuſten Freunde wurde. Jener aber, der ſo gründlich zu haſſen wußte, wenn er ſeine politiſchen Zirkel geſtört ſah, war zu weitſchauend, um nicht — trotz anfänglichen Unmuts — einen Diplomaten heranzuziehen, von dem er ſachlich nur Erfolge zu verzeichnen hatte.

Wie mit Bismarck erging es Kurd von Schlözer mit Rom. Die Verſetzung an den Tiber zuerſt unwillig, als Maßregelung empfindend, ſtand er bald im Zauberbann der weltumſpannenden Stätte. Und als er dort, nach ſeiner Ernennung zum Vertreter des Norddeutſchen Bundes für Mexiko, die Brücken abbrach, ſeine „Schiffe verbrannte, beladen mit vier reichen Jahren und namenlos ſchönen Erinnerungen" — warf auch er ſeinen Bajocco in die Fontana Trevi.

Dreizehn Jahre ſpäter — über den Poſten in Waſhington mit ſeinen neuen handelspolitiſchen Aufgaben — kehrte er zurück in ein verändertes Italien, in das wandelbare und vielleicht gerade deshalb Ewige Rom.

Karl von Schlözer.

Inhaltsverzeichnis

1864

Versetzung nach Rom S. 1 — Paris S. 2 — Holsteinsche Frage S. 3 — Ankunft in Rom S. 4 — Gesandter von Willisen S. 5 — Baron Bach S. 6 — Baron Hübner S. 6 — Kardinal Antonelli S. 7 — Gregorovius S. 7 — Besuch bei Overbeck S. 8 — Statuenbeleuchtung im Vatikan S. 10 — Deutsche Künstler in Rom S. 10 — König Franz II. S. 11 — Graf Gozze S. 11 — Ricevimento des französischen Botschafters S. 12 — Heilige Woche S. 15 — Kirchengesang S. 15 — Erleuchtung der Paulinischen Kapelle S. 16 — Fußwaschung S. 16 — Ténèbres S. 17 — Franz Liszt S. 17 — Ostersonntag S. 18 — Pio IX. S. 19 — Conclaveaussichten S. 20 — Römische Ateliers S. 21 — Ostia S. 22 — Beleuchtung des St. Peter S. 24 — Quirinalgarten S. 25 — S. Pietro in Carcere S. 27 — Moses S. 27 — Audienz bei Pio IX. S. 28 — Protestantischer Kirchhof S. 32 — Das mexikanische Kaiserpaar in Rom S. 33 — Pio Nono in S. Agnese S. 37 — Villa Madama S. 39 — Tivoli S. 41 — Villa d'Este S. 42 — Quirinal S. 43 — Formalitäten eines Conclave S. 43 — Römische Zeitmessung S. 45 — Polnische Agitation S. 46 — Ansprache des Papstes im Collegio di Propaganda S. 46 — S. Silvestro in capite S. 51 — Villa Wolkonsky S. 52 — Villa Malta S. 53 — Conclaveaussichten S. 56 — S. Maria Maggiore S. 60 — Teatro Argentina S. 62 — Fronleichnam S. 63 — Louis Napoleons römische Politik S. 66 — Brigantaggio und Bourbons S. 68 — Historische Grabmonumente S. 70 — Besuch bei Franz Liszt S. 71 — Seine Wohnung S. 72 — Antonelli und der Papst S. 74 — Blumenfest in Genzano S. 76 — Einsegnung von Nonnen S. 78 — Beatifikation des Scholastikus Berckmann S. 79 — Familienpolitik der Päpste S. 82 — Advocatus diaboli S. 84 — Consalvische Memoiren S. 85 — Heimliche Abreise des Kardinals Andrea S. 89 — Pantheon S. 91 — Johannistag S. 94 — S. Sabba S. 95 — Gregorovius S. 96 — Maler Wider S. 97 — Freiherr von Willisen S. 100 — St. Peter- und Pauls-Tag S. 100 — Die Getreuen des Capitols S. 103 — Erleuchtung der Vatikan-Grotten S. 104 — Historische Sarkophage S. 104 — Observatorium S. 105 — Erinnerungs-

feste an den Apostel Petrus S. 106 — San Paolo fuori le mura S. 106 — St. Peter- und Paul-Kapellen S. 106 — Reverenda Camera Apostolica S. 108 — Spanische Heiraten in Rom S. 113 — Trastevere S. 116 — Moronis Dizionario di erudizione storica-ecclesiastica S. 118 — Dr. Taussig S. 120 — Katholisch-englische Propaganda S. 121 — Fürstin Campagnano S. 123 — Fest in Ariccia S. 125 — Antonelli S. 126 — Diplomatisches Korps S. 127 — Odo Russell S. 128 — Die Ketten Petri S. 130 — Reise nach Elba S. 132 — Portoferrajo S. 136 — San Martino S. 139 — Erkrankung und Tod des Gesandten von Willisen S. 143 — Graf Mérode S. 145 — Laterankirche S. 146 — Alexander Borgias Gebeine S. 148 — Herzog von Sermoneta S. 152 — Villa Papa Giulio S. 153 — Maler Riedel S. 153 — Seligsprechung der Maria Alacoque S. 155 — Kardinalsernennungen S. 155 — Monte Cassino S. 157 — Franko-italienische Konvention S. 159 — Emeute in Turin S. 160 — Fund des Herkules S. 160 — Orgelkonzert in der Trinità de' Monti S. 163 — Das Bild der Santa Maria del Rosario S. 164 — König Ludwig I. von Bayern S. 166 — Palazzo Colonna S. 166 — Jesuitengeneral Beckx S. 167 — Sala Regia S. 172 — Principe Santa Croce S. 173.

1865

Päpstliche Enzyklika S. 175 — Kinderpredigten in Aracoeli S. 176 — Graf Raczynski S. 179 — Franz Liszt S. 181 — Harry von Arnim S. 182 — Römische Feste S. 184 — Karneval S. 188 — Vatikan-Grotten S. 190 — Moccoli S. 193 — Audienz des französischen Botschafters S. 194 — Preußische Gesandtschaft S. 196 — Konzert im Senat S. 198 — Thermen des Titus S. 200 — Pater Theiner S. 203 — Das vatikanische Archiv S. 204 — Burckhardts Geheimbuch S. 204 — Herr von Beckerath S. 205 — Frühjahrsrennen S. 206 — Osterfeier in St. Peter S. 208 — Liszt erhält die Tonsur S. 210 — Persignys Mission S. 211 — Vegezzi, Bevollmächtigter Viktor Emanuels S. 212 — Korrespondenz zwischen Papst Pio IX. und Viktor Emanuel S. 212 — Fürstin Wittgenstein S. 214 — Castel Fusano S. 216 — Ostia S. 217 — Villa Negroni S. 218 — Reise nach Sizilien S. 218 — Diner bei Pio IX. in Castel Gandolfo S. 227 — Ausflug nach Anagni S. 229 — Kartäuserkloster Trisulti S. 231 — Brigantaggio S. 233 — Ein Besuch im Trappistenkloster Casamari S. 237 — Mérode und Antonelli S. 239 — Mérodes Sturz S. 239.

1866

Aufenthalt in Berlin S. 242 — Vatikanische Münzsammlung S. 243 — Kostümball beim Fürsten Borghese S. 244 — Ausflüge nach den

Schlössern Caprarola, Bracciano, Cisterna S. 245 — Kaiserin von Mexiko und Pio Nono S. 248 — Kardinal Hohenlohe S. 251 — Hübner und Arnim S. 253 — Fanny Lewald S. 254 — Politische Lage S. 255 — Vision der heiligen Brigitte S. 257 — S. Clemente S. 258 — Kaiserin Eugenie und Pio Nono S. 260 — Besuch des Nonnenklosters Santa Catarina da Siena S. 261 — Abmarsch der französischen Besatzung S. 265 — Ansprachen des Papstes und Montebellos S. 265 — Verhaftung eines bei der Ermordung Lincolns Beteiligten S. 266 — Villa Massimo S. 269 — Hübners Peretti-Sammlung S. 270 — Abzug der französischen Besatzung der Engelsburg S. 271 — Der Korridor zur Engelsburg S. 272 — Die Zuaven S. 275 — Text der Ansprachen Montebellos und des Papstes S. 277 — Montebello S. 279 — Gerüchte von der Ankunft der Kaiserin Eugenie S. 281 — Politische Physiognomie Roms S. 283 — Doyenstreitigkeiten S. 284 — Ansprache des Papstes S. 286 — Italienischer Charakter des Papsttums S. 288.

1867

Liszt S. 292 — Mérode und Sartiges S. 293 — Das englische Seminar S. 294 — Monsignore Lichnowsky S. 294 — Baron Hübner S. 305 — Zwist zwischen Sartiges und Colonna S. 306 — Verhandlungen mit Tonello S. 308 — Komiteegeschichten S. 309 — Bergenroth und Friedmann S. 310 — Karneval S. 312 — Diner beim Württemberger Vertreter S. 313 — Kirchenfest in Grottaferrata S. 316 — Padre Raffaele da Pontecchio S. 317 — Aracoeli S. 318 — Fest in Castel Porziano S. 318 — Das Capitol S. 319 — Liszts Krönungsmesse S. 321 — Graf Othenio Lichnowsky S. 322 — Canonicus Pücher und das Domkapitel von St. Peter S. 323 — Diner bei Hohenlohe S. 324 — Achtzehnhundertjährige Erinnerungsfeier der Martyrisierung von Peter und Paul S. 325 — Vorschlag eines Konzils zur päpstlichen Unfehlbarkeitserklärung S. 325 — Kanonisationsfest in St. Peter S. 327 — Postverhältnisse im Kirchenstaat S. 329 — Römischer Sommer S. 329 — Campagna S. 330 — Trauerfeier für Kaiser Maximilian S. 331 — Pasquino S. 331 — Abt Fischer S. 333 — Liszts Erzählung von der Entstehung der Semiramis-Ouvertüre S. 335 — Spaziergang mit Liszt S. 336 — Garibaldis Pläne S. 337 — Das Nationalkomitee S. 338 — Villeggiatur in Ariccia S. 338 — Cholera in Albano S. 340 — Garibaldi in Roms Umgegend S. 343 — Erstes Zusammentreffen des Prinzen Leu mit Pio Nono S. 345 — Verhaftung Garibaldis S. 346 — Oktoberfeste S. 347 — Einfall der Garibaldianer S. 348 — Schlacht von Bagnorea S. 348 — Monterotondo S. 349 — Emeute in Rom S. 351 — Gesandteneifersuch S. 352 — Vesuvausbruch S. 353.

Liszt S. 354 — Abschied des Botschafters Baron Hübner S. 355 — Auffindung der antiken Marmorata S. 357 — Ernst Curtius und Professor Sauppe S. 359 — Fahrt nach Florenz zum Kronprinzen Friedrich Wilhelm S. 360 — Diner bei der Königin Augusta in Baden-Baden S. 362 — Audienz bei König Wilhelm S. 363 — Einführung des Monsignor Lichnowsky als Domdechanten in Olmütz S. 364 — Besuch bei Moltke S. 365 — Marchesa Lavaggi S. 366 — Ernennung zum Vertreter des Norddeutschen Bundes für Mexiko S. 368.

1864

Berlin, 28. Januar 1864.

Geliebte Mutter! Du wirst aus der „Kreuzzeitung“ meine Versetzung nach Rom ersehen haben. Ich selbst hatte von der Möglichkeit dieses sehr plötzlich herbeigeführten Wechsels erst vorgestern vertraulich gehört und war daher ärgerlich, als ich gestern spät erfuhr, daß man es bereits der Presse mitgeteilt, und Du die Nachricht nun nicht durch mich erhalten würdest. Die Sache ist richtig; in zwei bis drei Wochen reise ich dorthin ab, komme aber vorher noch auf mehrere Tage zu Dir.

Berlin, 8. Februar.

Guter Bruder, übermorgen, Mittwoch, gehe ich über Paris nach Rom, wo Willisen, den ich noch nicht kenne, Gesandter ist. Der Posten ist schön; alle Welt beneidet mich, mit Ausnahme derjenigen, welche durchfühlen, daß diese Versetzung eine Maßregelung ist, und daß es schwer wird, in einem politisch so interessanten Moment wie dem jetzigen die Heimat zu verlassen. Ich wurde Bismarck schließlich unbequem, weil ich mit voller Überzeugung überall — auch an höchster Stelle — seine Politik kritisierte. Mit der Kronprinzeß habe ich mich zusammengefunden in den Ansichten über ihn, ebenso mit der Königin, die mich gestern allein empfing und dann zum kleinen Teeabend einlud, nachdem der König mich gestern mittag empfangen. Die Majestäten waren rührend herzlich. — Ich habe einen Augenblick überlegt, mich zur Disposition stellen zu lassen; doch ist Rom an sich nicht tragisch, wenn es auch kein Avancement ist.

Marseille, Hôtel des Colonies,
Sonnabend, 24. Februar 1864.

Meine gute Mutter, vor wenigen Stunden bin ich hier angekommen in der Absicht, mich heute abend nach Civitavecchia einzuschiffen.

In Paris war ich vom frühen Morgen bis in die sinkende Nacht in Bewegung. Freitag abend 9 Uhr langte ich auf der Gare du Nord an, brachte Goltz einen vertraulichen dicken Brief von Schleinitz mit. Sonnabend früh besuchte ich Stieglitz im Hôtel Mirabeau. Goltz hatte mich ein für allemal zum Frühstück und Diner eingeladen; mit Stieglitz und anderen Bekannten wurden auch einige aparte Diners und Theaterpartien unternommen; so habe ich denn bis gestern abend eine recht amüsante Pariser Woche verlebt. Früh flanieren; um zwölf Uhr regelmäßig bei Goltz mit Solms, Lynar und Loë, um die neuen Zeitungen zu lesen und „Otto" (Bismarck) gründlich durchzunehmen. Dann Besuche, abends 6 Uhr Diner, Theater: Margarete, Moses. Es ist lächerlich, wie sehr die Hauptsänger und Sängerinnen detonieren, und wie wenig das Pariser Publikum es merkt, im Gegenteil immer ganz flott klatscht. Chöre, Orchester, Dekorationen sehr gut. In den beiden neuesten Theatern, „Gaîté" und „Théâtre lyrique", wird der Zuschauerraum nicht durch Kronleuchter erhellt, sondern durch ein Feuermeer von Gasflammen, die durch einen Plafond von Milchglas scheinen und sehr angenehmes Licht verbreiten, ohne daß man die einzelnen Flammen sieht. Gretchen im „Faust" trägt eine dicke, rötlich-blonde Perücke mit langen Zöpfen, wodurch die Franzosen ihr den teutonischen Charakter gerettet zu haben glauben und dabei gar nicht ahnen, daß der biedere Gounod sie ganz und gar französiert hat.

Die Stadt hat sich seit 1846, wo ich sie verließ, fabelhaft verändert; doch ist, trotz aller riesigen Straßendurchbrüche und der neuen Boulevards, vom alten Paris noch mehr vorhanden, als ich nach den Beschreibungen geglaubt hatte. Aber in einer

Hinsicht zeigt Paris ein ganz neues Kleid: die Physiognomie der Straßenbevölkerung ist mit derjenigen der Juli-Dynastie nicht zu vergleichen. Damals hatte sie etwas Vulkanisch-Dämonisches, man spürte überall in der Masse die kaum bewältigte revolutionäre Bewegung; die Diskussionen in den Kammern, die Reibungen mit der Polizei, die blassen, drohenden Mienen — das alles fehlt jetzt. Man merkt der Bevölkerung den materiellen Wohlstand an und den Wunsch, ihn recht gemächlich zu genießen. Anklänge an Barrikaden fehlen.

Der Luxus ist feenhaft. Am Donnerstag hatte mich Stieglitz in kleinem Kreis ins Grand Hôtel eingeladen. Grandioser Speisesaal mit Säulen, Spiegeln, Statuen — alles könnte ins Winterpalais passen. Zwei Tage vorher speisten wir im Café Anglais. An einem kleinen Tisch neben uns saß ganz allein der greise Auber in einem hellbraunen dicken Hausrock; er ließ es sich recht gut schmecken, nicht ahnend, wie sehr uns seine Nähe elektrisierte — wie wir innerlich die ganze „Stumme" und den „Schwarzen Domino" durchsangen.

Vom Bois de Boulogne kommend, begegnete ich auch der Kaiserin mit dem Prinzen; sie fuhr in vierspänniger Karosse, voran zwölf weiße Lanciers, ebensoviele hinter dem Wagen; an der Seite ritt ein Adjutant. Der Kaiser fährt nie mit militärischer Begleitung. Eugenie ist sehr vergnügungssüchtig; daher fortgesetzt große und kleine Lustbarkeiten. Diesen Winter, so lange der See im Bois de Boulogne zugefroren war, protegierte sie das Schlittschuhlaufen, wobei sich besonders Heeren ausgezeichnet und ihre Gunst erworben hat.

Die Holsteinsche Frage beschäftigt in Paris alle Welt. Kein Mensch versteht sie; desungeachtet jeden Tag lange Artikel in sämtlichen Zeitungen, die mehr oder weniger dänenfreundlich sind. Das rasche Vorgehen der preußischen und österreichischen Truppen hat gewaltig imponiert, wenn der Franzose es auch ungern einem Fremden gegenüber ausspricht. Man hatte gehofft, daß das starke Danewerk ein Sewastopol für uns

werde. Jetzt hofft man, daß Düppel es wird. Louis selbst wartet noch und enthält sich einstweilen jeder Äußerung. Wenn Bismarck den Karren recht tief verfahren haben wird, dann könnte Louis anfangen, mitzureden. Entweder nähert er sich den deutschen Mittelstaaten, wenn „Otto" sie gründlich vor den Kopf gestoßen hat — vielleicht besonders den dortigen revolutionären Elementen — und läßt nebenbei in Italien, Ungarn, Polen den Plonplon mit seinen Bulldoggen los, oder er schließt sich den Engländern an (wogegen diese ihm vielleicht in der Kongreßfrage entgegenkommen) und stellt dann gemeinschaftlich mit ihnen und etwa mit Rußland Bedingungen, die auf Dänemark hinzielen. Und doch hätten wir Louis ganz für uns haben können, wenn man in der Wilhelmstraße den Mut und die Klugheit gehabt hätte, in dieser Frage sofort das Nationalitätsprinzip auf die Fahne zu schreiben. Dagegen würde Louis nie etwas einzuwenden haben; aber zu solcher Politik vermag „Otto" sich nicht zu verstehen, denn „national" ist „revolutionär"! Diese Bismarckschen Staatskünsteleien verfolgten mich bis nach Marseille! Als ich heute hier anlangte und mir meine Effekten, unter denen sich eine Kiste mit Adresse: A la Légation de Prusse à Rome; Expédition officielle befand, vom Chef des bagages ausgeliefert wurden, fragte dieser, der beim Anblick der Kiste einen preußischen Diplomaten in mir wittern mochte, scherzhaft: „Eh bien, comment vont les braves Polonais?" Ich konnte dem Mann in der Eile nicht auseinandersetzen, daß ich Bismarcks Konvention vom 8. Februar stets gemißbilligt hätte.

Während das Wetter in Paris köstlich war, kam zuletzt Kälte. Die Landschaft von Lyon bis Arles, die ich vor vier Jahren unter blauem Himmel, in schönster Pracht südlicher Vegetation gesehen hatte, war dick beschneit.

Rom, Sonnabend 27. Februar 1864.

Vorgestern 11 Uhr vormittags bin ich hier eingetroffen. Montag abend ging ich an Bord des „Capitole" der Messa-

geries Impériales; Dienstag früh lagen wir des ungünstigen Windes wegen schon wieder vor Anker in der Gegend der Hyèrischen Inseln, angesichts des Forts Brégançon, und mußten dort einen ganzen Tag warten. Das Schiff wimmelte von Engländern; alle Kabinen gepfropft voll. Ich habe doch schon manche Seefahrt gemacht, aber noch nie widrigen Windes wegen in einen Hafen einlaufen müssen. Das Unglück wollte, daß sich ein Pianino an Bord befand und einen Franzosen, der sich noch in den frühesten Anfangsgründen der Musik bewegte, die Eitelkeit an das Instrument trieb, auf dem er, um sich rasch ein Auditorium zu schaffen, die englische Nationalhymne intonierte. Kaum hörten das die Ladies und Gentlemen, so stürmten sie aus ihren Kajüten, bildeten einen Kreis um den glücklichen Spieler und stimmten in die Hymne ein. Unter klatschendem Regen wurden in Civitavecchia Passagiere und Gepäck auf kleinen Böten an Land geschafft; ich setzte es durch, trotz aller lungernden Polizisten, Douaniers, Battelieri usw. noch rechtzeitig im Zug zu sein, der sofort abdampfte.

Als ich nun Zeit fand, mir meine Position klar zu machen, merkte ich, daß mein Magen in erschreckender Weise zusammengeschrumpft war. Am Dienstag nachmittag 5 Uhr hatte ich zuletzt zu Mittag gegessen, seitdem außer einer Tasse Bouillon und einer Apfelsine nichts genossen; wir schrieben nun schon Donnerstag 7 Uhr; man wird mir einräumen, daß dies für einen erwachsenen Menschen während 38 Stunden etwas wenig ist. Die Fahrt ging langsam; die Maschine wurde zweimal krank, erst um 10 Uhr traf ich in Rom ein und hielt gegen 11 Uhr mit meiner einen Bouillon und einer Orange den feierlichen Einzug in den Palazzo Caffarelli. Dort wurde ich sehr freundlich von Willisens empfangen, und nach einer halben Stunde blühte mir ein Beefsteak mit Omelette, was ich der guten Baronin nie vergessen werde.

Willisen scheint sehr unterrichtet, wohlwollend; sie ist ebenso angenehm. Bei Tisch geht es sehr gemütlich her. Gestern

speiste ich bei der Baronin Stieglitz. Vormittags hörte ich in der Jesuitenkirche eine Fastenpredigt des Bischofs Dupanloup aus Orleans, bekannt durch seine Opposition gegen Louis Napoleon. Er deklamierte à la Talma, drapierte sich künstlerisch in seinem Ornat, erzählte alles mögliche, kurz der echte französische Schaumschläger; die vornehme Welt drängt sich zu seinen Vorträgen. Heute war Diner bei Széchényi (österreichischem Gesandten bei König Franz), mit dem ich von Petersburg her befreundet bin. Morgen speise ich mit Botschafter Bach und anderen vom heiligen Diplomatenkorps.

Als ich vorgestern ankam, war meine erste Frage nach Düppel: leider keine Nachricht; und wenn dort etwas vorfällt, werden wir es hier erst spät erfahren. Es ist recht weit bis Berlin!

Die Aussicht von meinem Fenster ist wunderbar: halb Rom mit seinen unzähligen Kirchen, Kuppeln, Klöstern liegt zu meinen Füßen. Nach der anderen Seite sehe ich in den Garten unsers Palazzo, auf große Aloen, Orangenbäume mit dicken Früchten, Lorbeer und Oliven.

Rom, 5. März 1864.

An Abwechslung und Wiedersehen mit früheren Freunden fehlt es nicht. Bei Széchényi machte ich die Bekanntschaft des Baron Hübner, der 1847 noch Generalkonsul in Leipzig war, 1848 von Schwarzenberg herangezogen und bald österreichischer Botschafter in Paris wurde. Er ist jetzt außer Dienst, weil seine Vorschläge, die er später als Polizeiminister in Wien zugunsten Ungarns machte, nicht angenommen wurden, weshalb er seinen Abschied nahm. Er ist ein sehr feiner Uhrmacher, führt vortreffliche Unterhaltung.

Am folgenden Tage lernte ich als Gegenstück zu Hübner den hiesigen österreichischen Botschafter Baron Bach kennen, der die klerikalen Interessen sehr scharf vertritt und dem ein Hübner jedenfalls viel zu liberal ist. Sollte indes der Wind

in Wien sich drehen, so könnten beide sehr wohl miteinander tauschen. Die Österreicher bewohnen hier einen riesigen Palast, im fünfzehnten Jahrhundert gebaut und später von Venedig den Österreichern (beim Frieden von Campo Formio) mit überlassen. Grau und düster ragt der Bau, in dem wohl manche romantische und politische Novelle gespielt haben mag.

Abends sangen bei der Baronin Stieglitz Sänger und Sängerinnen der Oper.

Dienstag fuhr ich um 12 Uhr mit Willisen nach dem Vatikan, um dem Kardinal Antonelli vorgestellt zu werden: ein eleganter Priester, fein gebaut, mit klugem, großem Auge, der gern mit seinem zierlich geformten Fuß in rotem Strumpf und Schnallenschuh kokettiert. Wenn er recht lebhaft wird, nimmt er eine Prise. Sehr höflich, sehr verbindlich.

Von ihm zu seinem Unterstaatssekretär Monsignor Berardi auf dem Quirinal. Sehr zuvorkommend und lebhaft.

Montag traf ich Dr. Gregorovius, Ostpreußen, der seit 20 Jahren in Italien lebt und eine schöne Geschichte des mittelalterlichen Rom schreibt. Er läßt jetzt Band V drucken, der besonders interessant wird, da er die Zeit der Hohenstaufen und die Geschichte des großen Bonifazius VIII. umfaßt. Dieser war ein Caetani, und zu seinem Porträt fand sich viel Stoff im Archiv des Herzogs von Sermoneta-Caetani. Die Kronprinzeß hatte mir Grüße für Gregorovius aufgetragen, die ihm sichtlich Freude machten, obgleich er in politischer Hinsicht sehr avanciert ist.

Dann zu Pentland Esq., Verfasser des Artikels „Rom" in Murrays Handbuch. Auch für ihn Grüße von Kronprinzeß. Er kennt die Stadt gründlich, war sehr befreundet mit Humboldt und Buch.

Vorgestern brachte mich Cavriani (Legationssekretär bei Széchényi) in das Atelier des Bildhauers Benzoni. Er arbeitet an einer Eva, die den Apfel ansieht und in fieberhaftem Zweifel ist, ob sie genießen soll oder nicht. Dicht bei ihrem Fuß

lagert die Schlange. Benzoni hatte sich lange vergeblich Mühe gegeben, solches Reptil als Modell zu bekommen. Als er eines Morgens zu seinem Atelier geht und noch immer über die Schlange nachdenkt, findet er ein prachtvolles Exemplar vor der Tür.

Es ist höchst anziehend, ihm zuzuhören, wie es ihn vom frühesten Morgen an treibt, zu schaffen; er kann oft das Tageslicht nicht erwarten, um weiterzuarbeiten.

Gestern Besuch bei Principessa Campagnano, gebornen Prinzessin Sayn-Wittgenstein, an die mich die Königin empfohlen hat.

Jeden Mittwochabend empfangen Williséns. Viele deutsche Künstler, Gelehrte, Einheimische, durchreisende preußische Familien, ein buntes Gemisch von Leuten und daher recht amüsant. Auch unser netter Klügmann war dort.

Das ist nun alles sehr schön. Wäre man nur nicht so furchtbar weit von Berlin! Wir lesen „Kreuzzeitung", „Kölner Zeitung", „Débats"; jeden Abend bringt das „Giornale di Roma" Telegramme, aber sonst treffen die Nachrichten aus Deutschland recht langsam ein, und das ist schrecklich.

Rom, 12. März 1864.

Vorigen Sonntag ging ich zu Overbeck, der sich in der Woche nicht gern stören läßt, aber jeden Sonntag um so liebenswürdiger selbst seine Kartons zeigt. Am Eingang steht „Overbeck und Hoffmann". Man steigt eine Treppe hinan, kommt durch ein halbdunkles Vorzimmer, in dem auf der einen Seite die große, lange, mittelalterliche Ansicht von Lübeck, gegenüber eine ähnliche von Köln hängt. Dann tritt man in die Kartonsäle, wo ein zahlreiches englisch-französisches Publikum versammelt war. Der große Meister erkundigte sich herzlich nach Lübeck, das er 1806 verlassen und seitdem nie wieder gesehen hat. (In Rom ist er seit 1810 ununterbrochen, zwei Jahre in

München abgerechnet.) Er macht einen prachtvollen Eindruck; sein Kopf sehr bedeutend. Er erklärte mir selbst alle Kartons der Sakramente. Welche Komposition, welche Zeichnung, welcher Gedankenreichtum und welche Frömmigkeit! Die Sachen machen keineswegs einen ausschließlich katholischen Eindruck; die Jungfrau und die Heiligen spielen fast gar keine Rolle. Wenn der Mann nun dasteht, alles mit gespannter Aufmerksamkeit seinen Erklärungen lauscht, dann bekommt man (neben dem künstlerischen Genuß) ein Gefühl des Stolzes, daß das ein Deutscher ist. Frau Hoffmann, seine Adoptivtochter, läßt ihn nicht aus den Augen; sie nennt ihn „Vater", er sie „Tochter". Sie bemuttert ihn aber in tyrannischer Weise. Wenn es auf 2 Uhr geht, deutet sie ihm an, daß er sich nicht mehr durch Stehen und Erklären ermüden solle. Um 2 Uhr jagt sie dann das Publikum weg. Sie tut sehr wohl daran; denn diese Sonntage sind gewiß eine Anstrengung für den alten Herrn, obgleich er bei jeder Entschuldigung, die man ihm macht, seine Freude ausspricht, wie ein Prediger hier vor gefüllten Bänken seine Ideen mitteilen zu können. Nach 2 Uhr sieht man dann noch unten (Parterre) die Passionsgeschichte und einige Medaillons, die er für Frau Hoffmann gemalt hat. Nicht ohne Stolz erzählte sie uns, daß der „Vater" dies für sie gearbeitet habe, wie er auch in ihrer kleinen Villa jedes Jahr ein Freskobild male.

In der Nähe der Overbeckschen Wohnung ist die köstliche S. Maria Maggiore. Pio IX. errichtet sich dort ein Monument. Originell ist die Entstehung der Kirche. Ein römischer Patrizier hatte die Jungfrau gebeten, ihm zu sagen, wie er seine Schätze verwenden solle. Im Traum wird ihm Weisung, ein Gotteshaus zu stiften, dort, wo er am andern Morgen Schnee finden werde. Ein gleiches träumt der Papst. Am Morgen treffen beide auf dem Esquilin zusammen; obwohl man den 5. August schrieb, hatte es geschneit, Anno 360 (352) p. Chr. Der Papst zeichnete sofort den Grundriß der Kirche in den Schnee. Sie

wurde gebaut, und jährlich am 5. Auguſt (S. Maria ad Nives) wird zur Erinnerung an jenes Wunder ein Regen von weißen Roſenblättern beim Hochamt herabgeſtreut.

Rom, 17. März 1864.

Mein letzter Sonnabendbrief wurde unterbrochen, weil ich mich zu einer Abendexpedition nach dem Vatikan rüſten mußte, um bei Fackelbeleuchtung die Statuen zu beſichtigen. Wir waren 12 Perſonen. Profeſſor Brunn, Sekretär des hieſigen archäologiſchen Inſtituts — Pleſſing und ich kennen ihn von Bonn her — leitete das Unternehmen. Um 7 Uhr abends fanden wir uns bei der Schweizerwache ein. Das, was ich Fackeln nannte, ſind 6—8 dicke Kirchenlichter, zuſammengebunden, auf eine hohe Stange geſteckt, umgeben von einem undurchſichtigen, halbrunden Schirm. Dieſe Maſchine wird gegen eine Statue gehalten, die den vollen Schein empfängt, während alles übrige im Dunkeln bleibt. Sofort beim Eintritt wird man überraſcht, wenn der Fackelträger das Licht einen Augenblick den langen Saal hinuntergleiten läßt und plötzlich alle die marmornen Götter und Kaiſer aus der Finſternis hervortreten. Beſonders ſchön war der Kaiſer Auguſtus — im vorigen Jahre bei Porta Prima in den Gärten ſeiner Livia aufgefunden — in fein gearbeitetem Panzer, mit prachtvoll ausdrucksvoller Gebärde. Den alten Laokoon habe ich noch nie ſo tief unglücklich geſehen wie in dem Moment, wo ſich der ganze Fackelſchein auf ſeine verzweiflungsvollen Züge konzentrierte. Einen phantaſtiſchen Effekt bringt das Licht auch in dem achteckigen Cortile del Belvedere hervor.

Um den Eindruck noch magiſcher zu machen, warf auch der Mond ſeine bläulichen Strahlen in den offenen Marmorhof und gab dem Ganzen etwas Geiſterhaftes.

Von Künſtlern habe ich hier, außer Overbeck, die Bildhauer Wolff aus Berlin und Gibſon aus London ſowie die Maler Lehmann, Wider und Nadorp kennen gelernt. Gibſon hat den

Versuch gemacht, einzelne seiner Statuen, z. B. eine Venus, fleischfarben leicht zu tönen, den Augen Farbe gegeben, das Geschmeide vergoldet, wie es auch die Alten gemacht haben sollen. Ich finde das nicht schön; die Engländer und Amerikaner denken aber anders und machen wiederholt Bestellungen.

Wider malt meistens schöne Italienerinnen und Szenen aus dem Volksleben.

Natur und Umgegend werden mit jedem Tage bezaubernder, die Promenaden auf dem Monte Pincio, in den Villen Borghese, Ludovisi, Pamphili immer belebter. Durch die herrlichen Parks rollen die Karossen der Aldobrandini, Colonna, Campagnano, Rospigliosi, Orsini u. a. Auch Franz II. geht dort in tiefer Trauer mit zwei Begleitern spazieren. Zuletzt hatte ich ihn 1860 auf der Santa Lucia stolz und pomphaft mit dem ganzen Hofstaat gesehen; es war der 15. Juli, wo die betrunken gemachten Garden einen Versuch zu einer Gegenrevolution einige Stunden hindurch mit scheinbarem Glück unternahmen, sich aber schon am folgenden Tage überzeugen mußten, daß alles nur Qualm war. Damals geriet der Wagen, in dem ich mit Széchényi saß, beim Castel Nuovo in ein Gewimmel von Truppen aller Waffen, einen förmlichen militärischen Ameisenhaufen. Die Garden durchzogen lärmend die Straßen, um jeden zu zwingen: „Evviva il Re!“ zu rufen. Wir kamen bis zum Schloßplatz; dort hielten die Soldaten unsere Pferde an und drangen säbelschwingend auf uns ein. Wir beruhigten sie durch Hüteschwenken. Ein höherer Offizier jagte die Aufgeregten fort und begleitete uns sehr höflich aus dem Getümmel.

Einige Tage später illuminierte die halbe Stadt als Demonstration für Garibaldi. An allen Straßenecken wurde sein Bild feilgeboten. Nach wenigen Monaten zog er als Sieger in Neapel ein.

In die Villa Borghese ging ich am vorigen Sonntag mit Cavriani und Graf Gozze, einem schon älteren Mann, der

viel erlebt hat, früher österreichischer Diplomat war und jetzt hier als Sekretär beim Hohen Kapitel des Malteserordens angestellt ist. Als wir die Porta del Popolo durchschreiten wollten, blieb er einen Augenblick vor einer Kirche stehen, die hart am Tore liegt und zu einem dahintergelegenen Augustinerkloster gehört. Auf letzteres hinweisend sagte darauf Gozze: „Dort hat die Reformation begonnen! Es ist das Kloster, wo Luther 1511 mehrere Monate wohnte, als er in Ordensangelegenheiten hierher kam.“ Das alte Kloster existiert nicht mehr. In dem Kirchenbuch aber steht noch bei 1511: Frater Martinus. Bruder Martin soll damals wenig erbaut gewesen sein von dem Treiben der hohen und niedern Geistlichkeit, das mit dem Leben unter der Régence verglichen werden kann. In frischem Andenken stand um jene Zeit der Name Borgia. Alexander VI. war erst acht Jahre vorher — 1503 — gestorben. Die Erinnerung an ihn, seinen Sohn Cesare, an seine Tochter Lucrezia und deren Mutter Rosa Vanozza lebte noch bei allen Römern. Für die Vanozza hatte der Papst nicht Anstand genommen, ein schönes Grab in S. Maria del Popolo herrichten zu lassen, so wie später Leo X. in S. Gregorio seiner Signora Imperia ein Denkmal setzen ließ mit der dreisten Inschrift: „famosa cortigiana“! Beide Steine sind im vorigen Jahrhundert aus den Kirchen entfernt worden.

18. März.

Das Ereignis des Tages ist, daß der französische Botschafter Graf Sartiges zu morgen, Sonnabend abend, das längst ersehnte Ricevimento angesetzt hat. In einer Hinsicht ist das wichtig, weil ein Ambassadeur ein solches Ricevimento am Abend desjenigen Tages zu halten pflegt, an dem er vormittags dem Papst sein Kreditiv überreicht. Wird also morgen abend im Palazzo Colonna dieses Ausstattungsstück aufgeführt, so war der Papst genügend wohl, um den Botschafter vormittags zu empfangen, und das ist noch heute nicht ganz sicher; Pio IX. hat sich am 4. März beim Messelesen in

St. Peter erkältet, seitdem sind Rose und Geschwüre eingetreten — kurz, man ist gespannt auf morgen. Außerdem ruft aber ein solches Ricevimento auch aus anderen Gründen große Aufregung hervor. Sartiges hat für seine Dienerschaft neue Livreen und Perücken aus Paris kommen lassen; für die Frau Botschafterin hat das Magazin „A la ville de Lyon" eine prachtvolle Toilette geliefert, und von den hiesigen Damen behauptet jede, eine neue Coiffüre aus Paris für den Empfang erhalten zu haben.

Morgen früh soll also Sartiges auffahren, in Galakutschen, eskortiert von päpstlichen Dragonern. Vom Heiligen Vater fährt er zu Antonelli, dann zum Senior des Kardinalkollegiums. Dieser muß ihn beim Weggehen bis zur Karosse begleiten, die Wagentür öffnen und schließen. Zu den übrigen Kardinälen fährt ein Ambassadeur nicht; der Senior zeigt ihnen dessen Ankunft an. Paris hat noch einen besondern Trick: nachdem der Botschafter in den Tuilerien empfangen ist, fährt er von dort sofort zum Minister des Auswärtigen, zur selben Minute fährt der Minister des Auswärtigen zum Botschafter; so sind beide Größen sicher, einander gleichzeitig die erste Visite zu machen und sich nichts zu vergeben!

Als Bach 1859 seine Auffahrt halten wollte, erlangte er von Pius IX. eine ungewöhnlich große Zahl von Dragonern zur Begleitung zugesagt. Kaum hört das der französische Botschafter (Duc de Gramont), so läßt er Antonelli wissen, daß er infolge dieser Bevorzugung an sämtliche französische Wachen und Posten, bei denen Bach vorbeifahren würde, Befehl habe erteilen lassen, nicht anzutreten und keine Honneurs zu erweisen. Das hat Anlaß zu Noten und Gegennoten gegeben; im letzten Moment verzichtet Bach auf die nicht etatsmäßigen Dragoner, und Gramont schickt Expreßboten an alle Posten, damit sie doch präsentieren.

Der Botschafter genießt hier noch ein ganz besonderes Recht, welches er nur mit dem Kardinal teilt. Wenn er

nämlich eine Soiree beſucht, muß ihm beim Weggehen der Hausherr eine Fackel vorantragen laſſen. Sieht man bei ſolchem Empfang im Vorzimmer auf einer Stellage Wachsfackeln, ſo weiß man, daß Botſchafter oder Kardinäle ſich im Saal befinden.

Letztere nehmen ſich bei den Routs recht eigen aus; das rote Käppchen ſitzt ſo leicht auf dem Kopf, daß man es oft für eine fidele Cerevismütze halten könnte. Bei Williſens Empfängen traf ich den Kardinal Graſſelini, dann den Kardinal Andrea, die beide für liberal gelten und im Kollegium manche Meinungsgenoſſen haben ſollen.

19. März.

Soeben — 11 Uhr — iſt Sartiges mit ſeinen Sekretären in drei Galawagen, geleitet von päpſtlichen Dragonern, abgefahren. Auf dem Platz vor dem Palazzo ſind zwei große bunte, mit Gobelins behängte Tribünen aufgeſchlagen, auf denen heute abend bis Mitternacht zwei Muſikkorps für das Volk ſpielen werden. Der Papſt fühlt ſich wohler, doch nicht ſo kräftig, daß er in der heiligen Woche alle Kirchenfunktionen wird verrichten können. — Die Nähe der Oſtertage macht ſich fühlbar an der Menge von Touriſten. Engländer und Engländer! Wenig Deutſche und Franzoſen. In den Hotels kein Unterkommen mehr. Die Fremden, die noch eintreffen, müſſen ſich in Albano, Tivoli uſw. einquartieren.

Der Himmel wird immer blauer; wir machen faſt täglich Ausfahrten. Vorgeſtern waren wir im Lateran und ſahen auf der Scala santa recht viele Leute die Stufen hinaufrutſchen.

Rom, Karfreitag, 25. März 1864.

Am 22. März, Königsgeburtstag, gab Williſen ein Diner. Abends ging die Geſellſchaft beim Schein des Vollmondes ins Koloſſeum, das ſich prachtvoll ausnahm. Bald wurden

Fackeln angesteckt, und nun stiegen wir durch alle Korridore und Etagen bis auf die höchste Plattform, von wo aus die fernen Linien der Gebirge und der weiten Mondscheinlandschaft fast taghell zu sehen waren.

In dieser Woche war ich wiederholt in der Peterskirche. Man erstaunt jedesmal von neuem über die Mächtigkeit des Baus und wird sich seiner Größe doppelt bewußt an solchen Festtagen, wo von nah und fern alles in diesem prächtigen Tempel zusammenströmt. Seine Hallen zu füllen ist fast unmöglich; die Tausende von Menschen verschwinden dort völlig.

Am Sonntag war Palmenweihe. Das diplomatische Korps hat bei diesen Festen stets so hervorragende Tribünenplätze, daß es aussieht, als würden die Zeremonien und Feierlichkeiten eigens für die Diplomaten aufgeführt. Auch vom Gedränge merken wir nichts; die Schweizer Hellebardiere öffnen uns stets eine Gasse, während rechts und links die übrigen Sterblichen sich halbtot quetschen.

Die Hauptfeier ist am Gründonnerstag. Ich ging mit Willisens, die ich bei der Schweizerwache an der Colonnade des Petersplatzes erwartet hatte, in die Sixtina. Es war ein prachtvoller Morgen; der schöne, weite Platz mit dem gewaltigen Obelisken, den sprudelnden Fontänen und unvergleichlichen Colonnaden lag in seiner ganzen Majestät vor mir. Ich sah die Straße hinunter, die von hier gerade auf die Engelsburg zuführt; da zogen nun alle die Mönche, die Schulen, die Brüderschaften, die Truppen herauf, welche sich in der Kirche aufstellen wollten. Dazwischen rollten die roten, schwervergoldeten Karossen der Kardinäle, von schwarzen Hengsten mit roten Federbüschen gezogen, hintendrauf drei reichgalonierte Diener in Schuh und Strümpfen, mit großen, altmodischen Dreimastern.

Um 10¼ Uhr, nachdem sich die Kardinäle — etwa 27 an der Zahl — versammelt hatten, begann die Messe in der Sixtinischen Kapelle. Von dem Gesange hatte ich mehr erwartet;

was haben wir in unserer Jugend alles darüber gehört! Früher mag er auch noch schöner gewesen sein; damals sparte man kein Geld, um gute Sänger zu bekommen und etwas Einziges zu schaffen. Jetzt aber haben wir den Domchor und lernten den reichen, russischen Kirchengesang kennen, bei dessen Anhören schon vor mehr als hundert Jahren der Italiener Galuppi ausrief: „In Italia, non ho mai sentito un così magnifico coro."

Um 11 Uhr ward von der Sixtina in feierlicher Prozession unter einem Baldachin das Allerheiligste in die glänzend erhellte Pauliniſche Kapelle getragen. Die Erleuchtung dieser Kapelle ist interessant, weil sie nach den Zeichnungen und Angaben Michelangelos ausgeführt wird. Durch richtige Anbringung (Erhöhung und Niedrigerstellung) der brennenden Wachskerzen wird eine derartige Perspektive erzielt, daß die an und für sich nicht tiefe Kapelle als langgedehnter Raum erscheint.

Dann zog die ganze Gesellschaft von Kardinälen, Diplomaten und Sängern viele Treppen hinunter in den St. Peter, wo am Altar, angesichts einer ungeheuren Menschenmasse, die Fußwaschung von 13 sogenannten (auch als solche verkleideten) Pilgrimen stattfindet; harmlosen, in Rom angesessenen Personen. Wäre Pio IX. wohl gewesen, so hätte er diese Fußwaschung vorgenommen; statt seiner fungierte der Doyen der Kardinäle, Mario Mattei.

Nun marschierten Kardinäle und Diplomaten, beschützt durch Hellebardiere und Soldateska aller Art, von dannen, um in einer hochgelegenen Kapelle des Vatikans der Cena, der Speisung dieser 13 Pilger, beizuwohnen. Dort funktionierte Antonelli mit der ihm eigenen Grazie und Anmut.

Inzwischen war es 1 Uhr geworden. Als nun Antonelli Suppe, Fische und Gemüse auftragen ließ, wurden die Herren Botschafter und Gesandten so hungrig, daß sie an die Heimkehr dachten. Der Duc de Saldanha, portugiesischer Botschafter —

den seine Regierung für schweres Geld und mit allen erdenklichen Auszeichnungen von Lissabon fernhält, weil der alte Herr eine diabolische Routine haben soll, Militäremeuten anzustiften und dem jedesmaligen Ministerium gefährlich zu werden — dieser weißköpfige, stets sehr verbindliche frühere Diktator gab als Doyen des Corps das Zeichen zum Abmarsch, und so gelangte man denn gegen 2 Uhr nach Hause.

Abends 6 Uhr war ich schon wieder im Sankt Peter, um in der Chapelle des Chanoines die Ténèbres zu hören, bei denen fast alle Lichter in der Kirche ausgelöscht werden. Nur am Hochaltar, über der Gruft des Apostels Petrus, brannten Fackeln, bei deren Schein dann nach 7 Uhr die Schlußhandlung, die feierliche Reinigung des Altars, stattfand. (Er wird von hohen Geistlichen mit Schwämmen abgewaschen.)

Das sonst so lärmende Glockengeläut ist seit gestern verstummt. Nicht einmal Stundenschläge hört man.

Morgen ist im Lateran die Taufe von Nichtchristen und Ostersonntag endlich in der Frühe die Segenerteilung, abends die Erleuchtung der Peterskirche. Die Feierlichkeiten würden die Hauptbedeutung verlieren, wäre der Papst durch Krankheit verhindert, die Benediktion vorzunehmen. Aber Antonelli vertröstet die Welt mit der bestimmten Zusage, Pio IX. werde erscheinen, und dieser selbst hat noch vor acht Tagen zu Sartiges gesagt: „Vous voyez devant vous un homme sans bras et sans jambes, mais avec un cœur toujours prêt à bénir le monde.“ Der alte Herr wird an dem Tage auch gar nicht im Krankenzimmer zu halten sein; ist doch die Segnung der Volksmassen, die auf die Knie stürzen, der höchste äußerliche Ausdruck der päpstlichen Machtvollkommenheit.

Am Palmsonntag (20. März) speiste ich bei Bach. Sehr amüsierte es mich, dort den herrlichen Franz Liszt wiederzufinden. Ich hatte ihn schon während meiner Universitätszeit in Göttingen gehört. Er wohnte damals in „Stadt London“. Nach dem Konzert saßen wir Studenten unten im

Hotel. Enthusiasmiert von seinem göttlichen Spiel, zogen wir, fünfzehn Mann hoch, jeder mit einer brennenden Kerze und einem Glas Sekt, zu dem großen Zauberer der Töne, der einsam auf seinem Zimmer soupierte; ich hielt eine begeisterte Rede, wir ließen ihn hochleben und trieben allen möglichen Ulk, auf den er in scherzhafter Weise einging. Ich erinnerte ihn an jene Szene; er wurde sehr fidel. Wir gingen bald zusammen weg und schlenderten Arm in Arm den Corso hinauf, wobei er die interessantesten Geschichten vorbrachte. Wir sprachen französisch; aber mitten im gallischen Idiom knallte er dann zuweilen echte Berliner Redensarten los, wie: „Wat kof ick mir davor?" Er hält die Geschichte in Rom für sehr wacklig, obgleich er großer Anhänger des Papstes ist, und glaubt, daß die jungitalienische Bewegung seit den drei Jahren, die er in Rom zugebracht, viel Terrain gewonnen hat.

Liszt wohnt hier ganz einsam auf dem Monte Mario in einem Kloster mit einem ehrwürdigen Pater, mit dem er Litaneien singen soll. Einige behaupten, daß er sich zum förmlichen Eintritt ins Kloster vorbereite. Nach dem Diner bei Bach war er sehr aufgeräumt und schien jedenfalls nicht derartige Gedanken zu hegen. Diese Lebensweise ist vorläufig wohl nur eine seiner Bizarrerien — für die Welt — damit sie sich mit ihm beschäftigt; aber gerade deshalb könnte er ihr auch mal eine Überraschung bereiten.

Rom, 1. April 1864.

Mit Ostersonntag trat hier ganz abscheuliches Unwetter ein, sehr störend, weil die Segenerteilung nicht auf dem Petersplatz, sondern im Innern der Kirche vorgenommen werden mußte. Die abends übliche Erleuchtung der Kirche fiel deshalb aus, ebenso die Girandola des Ostermontags.

Aber der Papst erschien doch am Sonntag. Wir fuhren um 10 Uhr in die Kirche, die schon gedrängt voll war. Es sollen sich dort zu Ostern manchmal 80000 Menschen ver-

sammeln. Auf der Haupttribüne hinter dem Hochaltar war unser Platz, angesichts der sehr schönen päpstlichen Nobelgarde, der Kardinäle und des Papstes selbst.

Gegen $10^3/_4$ Uhr verkündeten Trompeten und Posaunen die Ankunft Pio Nonos. Er saß in einem großen Lehnsessel, der getragen wurde, umgeben von Schweizer-Hellebardieren und Geistlichen. Er war weiß gekleidet. Da er sich angegriffen fühlte, konnte er nicht selbst die Messe lesen. Statt seiner offizierte der Doyen der Kardinäle, während diese in ihren langen roten Talaren zum Papst zogen, um sich, einer nach dem andern, segnen zu lassen. Gegen 12 Uhr wurde Pio Nono in der Kirche herumgetragen, um der Menge die Benediktion zu erteilen. Als er anfing, die Segensworte zu sprechen, übermannte ihn solche Rührung, daß er zu weinen begann. Die Stimme versagte ihm; schluchzend, nur in abgebrochenen Worten konnte er den Segen zu Ende bringen. Dies war um so auffallender, als er die vorhergehende Litanei mit sehr sonorer Stimme gesungen hatte.

Die Gemütsbewegung, die den alten zweiundsiebzigjährigen Herrn befallen hat, mag teils in seiner körperlichen Schwäche ihren Grund haben, teils aber auch wohl im Hinblick darauf entstanden sein, daß er vielleicht zum letzten Mal den Segen erteile. Denn es läßt sich nicht leugnen, daß seine Krankheit etwas lange anhält und ihn sehr schwächt. Ganz im geheimen scheinen die Herren Kardinäle sich schon mit der Frage nach einem Nachfolger zu beschäftigen, und hier und da hört man von gewichtiger Stelle das bedeutungsvolle Wort: Conclave!

In früheren Jahren soll ein Papst einen Engländer, der ihm vorgestellt wurde, gefragt haben: „Avez-vous tout vu à Rome?“ Darauf hätte der Insulaner geantwortet: „Oui, j'ai tout vu, excepté un conclave que je voudrais bien encore voir.“

Was in einem solchen Conclave vorgeht, hat, so viel ich weiß, noch nie jemand verraten. Die Kardinäle sind alle in einem großen, durch spanische Wände in verschiedene Com-

partiments geteilten Saal des Quirinalpalastes interniert. Dort beraten, schlafen und speisen sie, bis der neue Papst fertig ist. In der Familie des Fürsten Chigi ist das Amt eines Seneschalls erblich. Er fungiert als solcher während der Conclavezeit im Quirinal.

Man spricht schon jetzt, und wohl mit Recht, von zwei Parteien, die sich im Conclave schroff einander gegenüberstehen würden: die französische und die österreichische. Daneben wird sich vielleicht eine liberale Partei auftun, doch ist es damit unsicher. Einige behaupten, nur Andrea und Grasselini seien liberal, andere, daß im geheimen viel mehr Kardinäle liberal dächten und — bei günstigem Winde — diese Richtung vertreten würden. Das schlimmste im gegenwärtigen Moment wäre wohl, wenn ein französischer Papst gewählt und so Louis Napoleon von neuem und noch enger an Rom gekettet würde.

Auch die Piemontesen sollen schon im Kardinalskolleg wühlen. In der vorigen Woche sprach ich hier den bekannten Professor Lignana aus Neapel. Er hat auch in Deutschland einen Namen und will den Versuch machen, das Augenmerk der Kardinäle auf irgendeine Persönlichkeit zu lenken, die als Papst bereit sein würde, sich mit Piemont in geeigneter Weise zu verständigen. Damit hat er natürlich bei den hohen Herren einstweilen keinen Anklang gefunden. Die römisch-italienische Aktionspartei will von solcher Transaktion auch nichts wissen, die verlangt Einmarsch der Piemontesen in Rom und Wahl eines Papstes, der auf alle weltliche Macht verzichtet.

2. April 1864.

Gestern war wieder blauer Himmel. Baronin Stieglitz, Cavriani, ich und Graf Heinrich Pappenheim (sehr nett, hat bis zum vorigen Jahre das in Schleswig stationierte Husarenregiment Liechtenstein kommandiert und jetzt Abschied genommen) fuhren auf den Monte Mario, von wo aus man ganz Rom und Umgegend übersieht. Herrliche Sonne. Mandel- und Pfirsich-

bäume in dicker Blüte. Auf den Spitzen der Berge lange, weiße Schneestreifen, die sich während der kalten Ostertage dort etabliert hatten. Wenn das Wetter schön bleibt, soll morgen die Erleuchtung der Peterskirche, übermorgen Girandola sein. Und da der Papst sich wohl fühlt, hat Antonelli mir gestern durch Williſen sagen lassen, in den nächsten Tagen werde wohl meine Vorstellung erfolgen.

Vorgestern haben wir sechs Ateliers von Malern und Bildhauern besucht, darunter auch das eines Hamburgers, Heilbuth, der eigentlich in Paris etabliert und nur hierher gekommen ist, um lokal-römische Studien zu machen. Auf seinen Bildern paradieren die Kardinäle, ihre großen Wagen und alten Diener (die zu allen Spitzbübereien fähig sein sollen). Alles sehr naturgetreu. Bei Lindemann (aus Karlsruhe) und Hottenroth (aus Sachsen) sahen wir prächtige Gemälde aus der Campagna, Capri, Neapel. Lehmann (Hamburger) und Pollack (Wiener) malen hiesige Straßenschönheiten aus dem Volk, besonders die augenblicklich bekannteste, Paskutscha, ein wilder, interessanter Kopf aus dem Gebirge. Fast alle Maler beschäftigen sich mit ihr. Rogges (Amerikaner) modelliert Generäle aus dem jetzigen amerikanischen Krieg. Straszynski, fanatischer Pole, der trotzdem schlechter Katholik ist, arbeitet an sehr frivolen, aber amüsanten Bildern: die Dubarry, auf dem Bett sitzend, zwei Kardinäle (ein La Roche-Aymont) in roten Talaren, von beiden Seiten beschäftigt, ihr die Morgenschuhe anzuziehen; Louis XV. daneben in einem Fauteuil, mit Lorgnon, sich amüsierend, wie die hohe Kirche sich vor der Gräfin demütigt.

Unter den vielen Partien, die ich mit der Baronin Stieglitz, Cavriani und Steinhausen unternehme, war die nach dem klassischen Ostia besonders interessant. Bei unvergleichlich schönem Wetter fuhren wir früh von dannen. Zwischen den Ohren der Pferde schwankten hohe Büsche von bunten Fasanen- und Pfauenfedern, ein Schmuck, der jedem Vorübergehenden sofort andeutete, daß wir über Land fuhren.

Das heutige Ostia ist ein ärmlicher Flecken, durch die heimtückische Malaria fast unbewohnbar. Wie Schatten schleichen die wenigen Bewohner umher. „Ne leur parlez pas d'y rien faire," sagt Michelet, „ils sont habitués à la fièvre; ils l'ont depuis leur naissance; leur pères l'ont eue. La fièvre engendre la fièvre!"

Das war nicht immer so. Die Stadt soll unter den römischen Königen vor fast 2500 Jahren erbaut sein. In ihrem Hafen, durch welchen Rom das Meer beherrschte, ankerten einst zahllose Schiffe, um die Produkte des Südens, die Schätze des Orients abzuladen, welche Rom verschlang. Noch bis zum fünften Jahrhundert zählte der Ort 80000 Einwohner. Bei Ostia siegte 849 Papst Leo IV. über die Sarazenen, was Raffael in den Stanzen verewigte.

Eine Abteilung Sträflinge — für Ausgrabungen in den Ruinen verwandt — begegnete uns. Sie sitzen im stolzen, die Gegend beherrschenden Castel, wo schon Cesare Borgia Gefangener des Papstes Julius II. war. Ostia ist ein kleines Pompeji. Noch ragen die Marmortrümmer des Jupitertempels, der Gräberstraße, des Theaters. Sehr scherzhaft ist ein Ölmagazin, in dem etwa dreißig weitbäuchige Behälter von rotem Ton mit Maßzeichen so unschuldig dastehen, als werde der Krämerbursche gleich erscheinen, um uns für ein paar Groschen Olivenöl auszuschöpfen. Auch die Palästra ist noch erhalten, wo die ostiensischen Zöglinge Vater Jahns nach dem Baden turnten. Nahe dem Forum liegt ein geheimnisvoller Tempel — einst dem altpersischen Mithrasdienst geweiht — darin sieht man den Marmoraltar und die Öffnung für das Orakel. Zu ersterem führt ein — früher verdeckter, jetzt aber sichtbarer — Gang, der das Orakel vielleicht mit dem am Altar stehenden Priester in Kommunikation erhielt.

In Ostia ward der heilige Augustin nach einem wüsten Leben von seiner Mutter Monika zur Frömmigkeit bekehrt. In seinen Konfessionen schildert der Kirchenvater, wie beide in

Gesprächen über die Unsterblichkeit abends am Fenster saßen — mit dem Blick auf das unendliche Meer. Hier sagte die Mutter, sie fühle ihr Ende nahen; nachdem ihr Sohn ein gläubiger Christ geworden, bliebe ihr im Leben nichts mehr zu tun übrig. Einige Tage später wurde sie vom Fieber hinweggerafft. Das Fenster wird noch heute gezeigt.

Angesichts der rauschenden Pinien und ehrwürdigen Schloßmauern von Fusano nahmen wir nun im Schatten eines breitästigen Maulbeerbaumes ein Frühstück ein, um das uns selbst die klassischen Gourmets beneidet haben würden.

Ein köstlicher Weg führt zum Meer, zuerst durch eine Allee majestätischer Pinien, zu deren Füßen zahllose Liliazeen blühten. Dann tritt man in einen Hain von Steineichen, zwischen denen hohe Blütenbüsche von Erika leuchteten. Eine Düne trennt Wald und Meer. Von ihrer Spitze sahen wir die dunkelblauen Wellen im glänzenden Sonnenschein heranrollen.

Die stolzen Marmortempel Ostias — einst für die Ewigkeit gebaut — sind längst zertrümmert, aber das Meer — das ewig wechselnde — ist dasselbe geblieben seit den sagenhaften Zeiten der Gründung der Stadt und den Tagen des heiligen Augustinus.

Rom, 4. April 1864.

Es wird dich interessieren, mein guter Bruder, von der Baronin Stieglitz zu hören. Sie gibt viele kleine Diners und amüsante Soireen, für die sie nichts spart, um künstlerische Kräfte wie Levassor oder Sängerinnen ihren Gästen vorzusetzen.

Willisens sind sehr gut für mich; sie eine freundliche, gediegene Frau, er sehr gebildet. Wenn ich nicht Einladungen habe, speise ich stets bei ihnen. Auch die Österreicher treffe ich gern und häufig, meist bei Széchényi. Besonders gefällt mir Odo Russell, Neffe vom Grafen Russell, Italianissimus, als solcher in Neapel sehr tätig gewesen, sehr gescheit, großer Günstling unserer Kronprinzeß. Letztere sowie Königin Augusta

hatten mir viele Grüße an den Papst aufgetragen, die ich aber noch nicht ausrichten konnte, weil der alte Herr leidend war. In den nächsten Tagen werde ich aber Seiner Heiligkeit vorgestellt. Kürzlich bekam ich nun von Stockmar Telegramm, ich solle mich im Namen der Kronprinzeß nach Befinden des Papstes erkundigen. Habe dann vorgestern der Prinzeß langen Bericht erstattet. Sie liebt den Papst sehr, dessen menschliche Eigenschaften sie zu schätzen weiß. Sie ist wirklich eine ganz reizende Frau. Bei meiner Abschiedsunterhaltung mit ihr über „Otto" (Bismarck), kam sie in eine prachtvolle Aufregung, als sie seine Politik analysierte. Dann sprach sie den Wunsch aus, daß ich einmal schreiben möchte, daher mein neulicher Bericht.

Gestern abend war Beleuchtung der Peterskirche. Ich glaubte, es würde Spielerei sein, habe überhaupt Horror vor banalen offiziellen Illuminationen, diese aber ist überraschend. Zuerst entzünden sich Lampen an der Kuppel, an der Fassade der Kirche und beiden Seitencolonnaden, den Linien der Architektur folgend. Um 8 Uhr plötzlich setzen zirka 300 bis 400 Gehilfen gegen 1000 Pechflammen zwischen diesen Lampen in Brand. Der Unterschied der Helligkeit ist dann so groß, daß der Glanz der bis dahin brillanten kleinen Lampen, ja sogar der Sterne am Himmel erbleicht. Zu dieser Feuerpracht kommt nun noch die Schönheit des ganzen Platzes, auf dem alle Dimensionen sich auflösen. An den Statuen Peters und Pauls, die vor der Kirche stehn, schweift der Blick gewöhnlich achtlos vorüber; sie verschwinden. Und doch sind sie kolossal. Ebenso ist es in der Kirche: unter der Hauptkuppel überragt den Hochaltar ein von vier Säulen getragener Baldachin. Seine Höhe ist den übrigen Verhältnissen entsprechend, dabei ist er so hoch wie das Schloß in Berlin.

Diesen riesigen Platz, der mit den Raumverhältnissen geradezu spielt, denn er ist nie angefüllt und nie leer — dieses enorme Zentrum Roms mit seinem Petersdom und den

genialen Colonnaden muß man an solchen Abenden gesehen haben, um sich eine Vorstellung von dem grandiosen Bild zu machen. Hunderte von Equipagen hielten dort, Tausende von Menschen standen, bewegten sich — und doch kein Gedränge!

Rauschende Musik eröffnete die Festlichkeit mit der Oberonouverture. Die Beleuchtung währte bis Mitternacht. Bei der Rückfahrt auf unseren hochgelegenen Palazzo war es ein imposantes Schauspiel, noch in der Ferne, am schwarzen Horizont, die glänzend erleuchtete Kuppel zu erblicken, die mit ihrem Brillantkreuz auf der Spitze mächtig in den dunkeln Himmel emporragte.

Das war gestern. In diesem Augenblick, abends 10 Uhr, sehe ich von meinem Schreibtisch das große Feuerwerk, welches auf dem Monte Pincio — gleichfalls nachträglich — abgebrannt wird. Damit ist für den Hauptschwarm der Fremden die römische Saison vorüber; was jetzt nicht schon in die Heimat zurückkehrt, eilt nach Neapel oder Florenz.

Meine Erkältung hat sich gebessert, obwohl die in Kirchen und engen Straßen herrschende Kellerluft nicht günstig einwirkt. Auch die steinernen Fußböden in den Palazzi sind sehr kalt; da kann man sich denn in dünnen Lackstiefeln während eines Diners erkälten, wie solches mir unlängst bei Bach passiert ist.

5. April 1864.

Der Kommissionär der Gesandtschaft, der mir die Briefe bringt, setzt jedesmal, wenn er mir ein Schreiben von Dir, geliebte Mutter, gibt, hinzu: „Da ist der Brief, den Sie erwarten," woraus Du sehen magst, daß dieser brave Giovanni schon meine Ungeduld kennt, mit der ich nach Briefen von Dir ausschaue.

Soeben komme ich aus dem Quirinalgarten, dem Herrlichsten, was man sehen kann. Jeder seiner schattigen Laubengänge mit den Durchblicken auf Rom ist ein Bild für sich. Die fast 30 Fuß hohen Buchsbaumhecken, untermischt mit Lorbeer und

Myrten, verbreiten köstlichen Duft. Das ist nicht Versailles, nicht Sanssouci noch Peterhof, sondern ein Phantasiestück, eine Theaterdekoration und in der Wirklichkeit noch unvergleichlich schöner! Was solchem Park einen so besonderen Reiz verleiht, ist, daß sein Grün dauernd so glänzend ist wie bei uns die Wälder unmittelbar nach einem erquickenden Regen: Lorbeer, Myrte, Orange, Zitrone — alle haben Blätter, die blank poliert erscheinen. Dazwischen steigen prachtvolle Palmen empor, zu ihren Füßen leuchten die dunkelroten Blüten der Rhododendren, dann wieder ragt eine herrliche Zeder, eine elegante Zypresse, und über dem Ganzen schwimmt im tiefen Himmelsblau die goldige Sonne, die mit den plätschernden Kaskaden und Springbrunnen durch das Grün der Laubkuppeln in graziösester Weise kokettiert. An jenem Teil des Gartens, der sich der Stadt zuwendet, ist das Belvedere, von wo aus man Rom zu Füßen hat.

Über alles empor aber ragt Sankt Peter!

Rom, 8. April 1864.

Es ist doch ein furchtbarer Gedanke, daß im Jahre des Heils 1864 Zeilen wie diese von Rom nach Deutschland acht bis neun Tage unterwegs sind. Die Post macht sich gar nichts daraus, einen Brief mehrere Tage lagern zu lassen, wenn ihr die Dampfschiffe nicht passen. Mit den piemontesischen Postbehörden stehen die papalen auf gespanntem Fuß. Wird z. B. ein Schreiben nach Rom nicht richtig frankiert und der Fehler in Piemont bemerkt, so geht es von dort nach dem Absendungsort zur Einziehung des fehlenden Portos zurück und nicht nach Rom, weil die Piemontesen den Römern nicht zutrauen, daß sie das Fehlende vom Adressaten einziehn und ihnen ihren Anteil erstatten.

Gregorovius hat mir zur Orientierung ein recht hübsches Buch gegeben: Rome chrétienne ou tableau historique des souvenirs et des monuments chrétiens de Rome, von einem

eifrigen Katholiken, Eugène de la Gournerie, der besonderen Wert auf die alten Apostelsagen und Legenden legt und alle die Plätze und Kirchen angibt, die durch Zeichen der Erinnerung an Petrus und Paulus Bedeutung haben. So ist wenige Minuten von unserem Palazzo die Kirche S. Pietro in Carcere, das frühere Mamertinische Gefängnis, hart am Forum, aus alten Römerzeiten stammend. Man geht durch die Kirche, steigt in ein Felsengefängnis und dann tiefer hinunter in ein kaltes, feuchtes Steingemach, wo diejenigen ihr Leben endeten, die, wie Jugurtha, zum Hungertode verurteilt waren. Hier lag auch Petrus gefangen. Der Tisch, an dem er das Abendmahl austeilte, bildet jetzt den Hauptaltar im Lateran; nur der Papst oder ein durch spezielles päpstliches Breve ermächtigter Kardinal dürfen dort die Messe zelebrieren.

Die Ketten Petri befinden sich in der schönen Basilika S. Pietro in Vincoli. Man sieht sie aber nur mit besonderer päpstlicher Erlaubnis. Am 1. August jedoch, am Tage Petri Kettenfeier, werden sie öffentlich gezeigt. Das merkwürdigste in dieser Kirche — was mit Petrus freilich nichts zu tun hat — ist das Grabmal Julius II. von Michelangelo, eigentlich mehr ein Ehrendenkmal für diesen Papst, da er nicht hier, sondern in seiner Peterskirche beigesetzt ist. Ursprünglich sollte es freilich sein Grabmal werden. Der damalige Plan, Michelangelos wie des prachtliebenden, kühnen Papstes würdig, konnte aber nicht ausgeführt werden: er war zu gewaltig. Das Monument sollte 18 Fuß Höhe erreichen und 30 Statuen enthalten; die Gestalten des Himmels und der Erde sollten den Sarkophag tragen. Darüber starb Julius II. im Jahre 1513, und Michelangelo mußte sich darauf beschränken, außer einigen Figuren die Hauptgestalt, den Moses, auszuführen, das „höchste Meisterwerk der Plastik seit den Hellenen", die passende Allegorie jenes Papstes, welcher gesetzgebender Priester und Krieger zugleich war. Nach Gregorovius ist zu dieser Darstellung gerade der Augenblick gewählt, wo Moses, im Zorn über die Anbetung

des goldenen Kalbes, sich erheben will. Alle seine Muskeln sind zusammengezogen, die ganze Figur ist wie zu einer gewaltsamen, plötzlichen Bewegung vorbereitet, und man sieht und hört die majestätischen Worte des Zorns und Unwillens, die im nächsten Moment über seine Lippen kommen werden.

Rom, 11. April 1864.

Auf eine Mitteilung von Antonelli setzten Willisen und ich uns heute 12 Uhr in Bewegung und fuhren zum Vatikan, in den Palazzo Nuovo. Die Gemächer, welche man passieren muß, um zu Seiner Heiligkeit zu gelangen, machen den Eindruck, als ob sie zu einem gewaltigen Kriegsfürsten führten. Zuerst betritt man die Sala Clementina, wo die Schweizerwache steht: Hellebardiere im rot-gelb-blau gestreiften Wams und gleichfarbigen Pluderhosen, auf dem Kopf den blanken Helm. Auch die steife, weiße Halskrause haben sie noch beibehalten. Dann gelangt man in einen Salon, in dessen Mitte ein Doppelposten von päpstlichen Gendarmen in hohen Reiterstiefeln und finsteren Bärenmützen aufgestellt ist. Im folgenden Raum paradiert abermals eine militärische Wache. Hierauf betritt man einen Saal voll Lakaien in karmoisinroten Jacken, gleichen Culottes und Strümpfen. Nun der Saal der Nobelgarde, wo sich außer verschiedenen Nobelgardisten auch Camerieri di Spada e Cappa, altspanisch gekleidet, befinden. Dann das letzte Zimmer, wo der Oberzeremonienmeister (Maestro di Camera) Bartolommeo Pacca sowie der Geheimkämmerer Talbot de Malahide (irländischer Herkunft) uns sehr liebenswürdig begrüßten. Die genannten Herren tragen zum Unterschied von den Camerieri di Spada e Cappa in ihrer Eigenschaft als geistliche Kämmerlinge violettgeistliches Ornat. Beide haben sehr elegante Manieren; Pacca hatte 1853 die Rheinreise gemacht, Talbot ließ sich mir vorstellen, weil er gehört, daß ich von der Kronprinzeß Grüße für den Papst hatte.

Willisen wurde nun zuerst allein zum Papst geführt.

Inzwischen füllte sich das Audienzzimmer, da außer den Kammerherren auch Gardisten und Geistliche sich dort befanden, zu denen nun noch eine Deputation der Kommission kam, welche sich mit der Einsammlung des Peterspfennigs in Rom befaßt und allmonatlich einmal, den alten Fürsten Chigi an der Spitze, zum Papst kommt, um das inzwischen Eingegangene abzuliefern.

Auf einem silbernen Präsentierbrett lag ein ganzer Haufen von kleinen Kreuzen und Ringen. Ich hielt das alles für fromme, zum Peterspfennig beigesteuerte Gaben. Das war aber ein Irrtum; der Papst sollte alle die Sachen segnen. Es gibt hier auf der Piazza Navona einen kleinen Laden, der eigens zum Verkauf solcher geweihten Gegenstände eingerichtet ist.

Nach einer Viertelstunde wurde auch ich zum Papst befohlen. Er stand in weißem, eng anliegendem Gewand an seinen Arbeitstisch gelehnt. Außer diesem waren nicht viel andere Möbel, ich glaube nur einige Stühle, in dem kleinen Zimmer. Die letzte Krankheit schien ihn wenig angegriffen zu haben; er sah sehr wohl und rosig aus. Trotz der 72 Jahre scheint er noch alle Zähne zu besitzen. Sein blaues Auge ist klar; die Italiener behaupten im geheimen, daß er den sogenannten Malocchio (bösen Blick) habe, eine Fabel, die man außerhalb Italiens auch im östlichen Europa, u. a. in Rußland und Polen kennt. Malocchio ist nun aber nicht etwa ein scharfer, stechender Blick, es liegt vielmehr in dem Auge des damit Behafteten etwas Sanftes, Einschmeichelndes; und das freilich habe ich bei dem Auge des guten Pio Nono auch entdeckt. Ich richtete ihm die Grüße und den Dank aus, den die Königin wie die Kronprinzeß mir für die freundliche Aufnahme des kronprinzlichen Paares aufgetragen hatten. Dann sprach er herzlich über die Kronprinzeß, hierauf über Rom, und schließlich gab er durch eine Verneigung das Zeichen, daß die Audienz beendet.

So empfängt dieser alte Herr jeden Tag von 10 Uhr an bis abends. Er steht gegen 7 Uhr auf. Um 2 Uhr speist er. Er sitzt dann ganz allein am gedeckten Tisch; zwei Kämmerlinge leisten ihm Gesellschaft, dürfen sich aber nicht am Tisch niederlassen. Das hat mir alles Herr Pacca erzählt, während ich im Vorzimmer mit der Peterspfennig-Deputation wartete. Auch dieses Vorzimmer zeichnet sich durch große Einfachheit des Meublements aus. Es befand sich dort eigentlich nur ein großer, viereckiger Marmortisch, auf dem eine bronzene Pendule und hinter dieser ein hohes in Elfenbein geschnitztes Kruzifix stand. Außerdem bemerkte ich etwa sechs bis acht einfache Stühle und einen zweiten kleinen Tisch, an dem ein Geistlicher schrieb. Dagegen waren in den Vorgemächern hohe Gobelins mit prachtvollen Zeichnungen in schönen Farben. Öfen oder Kamine gibt es in den Zimmern ebensowenig wie in den Vatikangemächern Antonellis, so daß Papst und Staatssekretär sich den ganzen Winter hindurch auf die Sonnenwärme verlassen müssen. Was nun Pio IX. unter seinem weißen Talar trägt, weiß ich nicht; von Antonelli aber habe ich das Toilettengeheimnis erfahren, daß er bis Ende Mai Flanelljacken bevorzugt, die er nur bis zum August ausläßt. So machen es fast alle Italiener, hoch und niedrig, und so werde ich mich wohl den Sitten des Landes fügen müssen und im warmen Rom das tun, was ich im kalten Petersburg unterlassen konnte.

16. April 1864.

In unserem Palazzo habe ich ein anderes Quartier bezogen, welches für das Frühjahr behaglicher als das bisherige ist. Ich sehe jetzt nicht mehr auf die Stadt Rom, sondern auf die Kaiserpaläste des Palatin; dahinter breitet sich weit die Campagna aus, während links in blauer Ferne die weißen Häuser von Gandolfo glänzen, am Gebirge, dort „wo die Linie vom Albanerberge bis ins Meer hinunter" sich zieht, für die Felix Mendelssohn sich begeisterte.

Seit 8 Tagen haben wir hier herrlich warmes Wetter; vorher war es mitunter recht unangenehm. Ebenso ist es in Neapel gewesen. Bekannte von mir, die dort vor 10 Tagen waren, sahen Pompeji unter weißer Winterdecke, und Mendelssohns fanden auf dem hochgelegenen Camaldoli, dem schönsten Punkte bei Neapel, große Schneemänner; beim Hinuntergehen wurden sie von solchem Schneetreiben überrascht, daß sie in fast fußhohem Schnee gegangen sind.

Rom wird jetzt immer leerer. Die Via Condotti, die noch vor 14 Tagen gefüllt war mit Engländern und Amerikanern zu Fuß und zu Wagen, ist jetzt schon fast eine stille Straße. Geblieben sind nur die wunderbaren Blumentische und Blumenläden, die dort alle Reize der südlichen Flora entfalten und jeden Monat neue Augenweide bieten. Jetzt sind es die breiten, großen Buketts von Rosen und Rosenknospen, vor 4 Wochen waren es die Kamelien, gewöhnlich eine Garnitur rote, dann eine schneeweiße, in der Mitte violette Veilchen; und das alles so üppig, so massenhaft, so aus dem Vollen genommen.

Rom, 20. April 1864.

Schon verschiedentlich bin ich nach dem Grabe des hanseatischen Ministerresidenten Pauli gefragt und suchte es heute mit Dr. Steinhausen auf. Es war laue, schwüle Luft, Scirocco, den ich als Neuling noch höchst angenehm finde, während er Italiener und Fremde, die schon längere Zeit hier sind, so nervös macht, daß sie sich nicht mehr rühren können. Wir gingen am Vestatempel vorüber, über den herrlichen Aventin. Eine beneidenswerte Besitzung hat dort oben der Malteserorden: ein kleines Casino mit einem Garten auf hoher Mauer am Tiber, daneben der Kirchhof der Herren Ritter. Wir gingen weiter, an zahlreichen Klöstern und Stiften vorüber, stets mit unvergleichlichem Blick auf die Ewige Stadt — Niederlassungen von Mönchen und Nonnen sind bekanntlich ein Barometer für die Schönheit einer Gegend.

Endlich gelangten wir zum protestantischen Kirchhof. Der ganze Charakter der dortigen Gegend hat etwas Ödes, Verlassenes. Man ist außerhalb der Tore Roms. Auf der einen Seite der etwa 150 Fuß hohe, sehr breite sogenannte Monte Testaccio, aus Scherben zusammengetragen; auf ihm gedeiht natürlich kein Baum. Gegenüber liegt eine große Pulvermühle, umgeben von öden, häßlichen Sicherheitstürmen; dort stand eine vereinzelte französische Schildwache, die sich furchtbar langweilte und recht froh wurde, als wir uns mit ihr in ein Gespräch über die römische Garnison einließen, über die schönen Weine von Velletri, über die Römer, die Römerinnen, wobei der Mann die lustige Suade des französischen Volkes entwickelte.

Aus der landschaftlichen Öde tritt einem desto blühender und anmutiger der protestantische Gottesacker entgegen, der mit seinen weißen, marmornen Grabsteinen, Kreuzen und Denkmälern, seinen Rosengängen, hohen, dunklen Zypressen malerisch sich am Abhang hinzieht. Auf der Spitze des Hügels ragen die efeuumrankten Ruinen der ehemaligen aurelianischen Stadtmauer — ein trefflicher Hintergrund für das stille Bild. Zur Linken des Kirchhofes starrt die graue, unschöne Pyramide des Septemvirn Cestius.

Auf den Grabsteinen selbst findet man meist englische Namen, weniger deutsche; auch einzelne Holländer, Schweden und Russen schlummern hier. Es findet hier eben alles Akatholische seine Ruhestätte.

Den Grabstein des Dichters Shelley hat ihm sein Freund Byron setzen lassen. Shelley ertrank, wenn ich nicht irre, bei Spezia. Byron und seine Freunde eilten dorthin und hielten am Meeresufer eine mystische Totenfeier. Dann wurde die einfache Marmortafel auf den Gottesacker gelegt mit der Inschrift:

Percy Bysshe Shelley.
Cor cordium
natus IV. Aug. 1792, obiit VIII. Jul. 1822.

Nothing of him that doth fade,
But doth suffer an seachange
Into Something rich and strange!

Und nun von Shelley und Byron rasch zu dem ihnen geistesverwandten Ministerresidenten Pauli! Ich habe sein Grab sehr schnell gefunden: ein hübsches, einfaches Marmorkreuz, davor der marmorne Leichenstein, das Ganze umgeben mit einem Eisengitter. Alles sehr gut gehalten. Die Inschrift heißt ungefähr: Hier ruht in Frieden der edle, gute Mann A. W. Pauli, ehemaliger Min.-Resident der Hansastädte am Königl. Dänischen Hofe, geboren 29. Mai 1781, gestorben 20. April 1858.

Der Nachmittag brachte ein anderes, weltlicheres Bild: ein Eilzug von Civitavecchia führte das mexikanische Kaiserpaar nach Rom, wo es schon längst erwartet wurde. Im Palazzo Mariscotti, in der Gegend der Piazza Minerva, hatte der bekannte Gutierrez d'Estrada, der Hauptfaiseur des ganzen Unternehmens, das Absteigequartier eingerichtet. Dieser Mann, ein geborener Mexikaner, hat sich seit 1845 in den Kopf gesetzt, sein Vaterland müsse konstitutionelle Monarchie werden und dort ein habsburgischer Erzherzog herrschen. An der Spitze der mexikanischen Deputation hat Gutierrez endlich im vorigen Jahr dem Erzherzog Max die Kaiserkrone in Miramare präsentiert. Man witzelt hier: „Il partira comme Archiduc, il reviendra comme Archidupe."

Die österreichische Botschaft, sowie Mr. de Carolus, Ministre de Sa Majesté Belge und Graf Montebello, der sich auf seinen Visitenkarten sehr naiv: „Commandant la Division d'occupation à Rome" nennt, waren schon vormittags auf die Nachricht, daß die „Novara" in Sicht sei, nach Civitavecchia geeilt. Der Papst hatte seinen Maestro di Camera, Oberzeremonienmeister Pacca, dorthin entsandt. In Rom waren auf dem Bahnhof päpstliche und französische Truppen auf-

gestellt. Der Kaiser erschien in mexikanischer Generalsuniform. In seiner Begleitung ist ein Graf Bombelles, Capitaine des Gardes du Corps de Sa Majesté Impériale. Er erhielt schon von 1700 österreichischen Offizieren Bittschriften zum Eintritt in die mexikanische Fremdenlegion. Obersthofmeister ist Graf Zichy, den seine Gattin begleitet.

Gestern vormittag waren die Herrschaften beim Papst. Abends fand im Palazzo Mariscotti Ricevimento statt für das Kardinalskollegium, das diplomatische Korps, die römischen Principes und Principessen und die ganze vornehme römische Gesellschaft. Die Geschichte dauerte von 9 bis 11 Uhr und war unbändig amüsant.

Am 17. September v. J. sah ich den kleinen Georg von Griechenland bei seiner feierlichen Abfahrt von Kopenhagen und etwa sieben Monate später, am 19. April 1864, habe ich nun den unternehmenden Maximilian mit der noch viel unternehmenderen Kaiserin Charlotte bewundern können, die in einer anderen Richtung ihr Heil versuchen wollen. Der Kaiser ist von schlanker, hübscher Figur, hat aber für seine 32 Jahre schlechte Zähne und wenig Haare, dagegen ziemlich starken blonden Backenbart; die Zähne zeigt er beim Sprechen etwas zu viel; sein Wesen ist echt österreichisch, ungebunden, gemütlich; er spricht sehr laut, wie alle vornehmen Österreicher (die Wiener „Comtessen" schreien bekanntlich, auch wenn sie sich über ganz nebensächliche Dinge unterhalten). Die Kaiserin hat alles, was der Gatte blond und blau hat, dunkel; ihre Figur gleichfalls sehr schön. Auf dem schwarzen Haar machte sich eine kleine, brillantene Krone sehr hübsch; ihre Bewegungen sehr graziös. Der Kaiser war, wie alle Gäste, auch die Offiziere, im schwarzen Frack.

Als wir um 9 Uhr ankamen, hörten wir im Nebenzimmer (dem Speisesaal) eine recht lustige Gesellschaft: die Majestäten mit Allerhöchstihren Hofstaaten und dem österreichischen Botschafter waren noch bei der Tafel. Wir traten in die sehr

hübsch dekorierten, brillant erleuchteten Gemächer; im ersten befand sich sogar ein rotsamtener Thron mit Baldachin.

Bald darauf erschien Gutierrez, und plötzlich — ohne alle Anmeldung und ohne Gefolge — befanden sich Kaiser und Kaiserin mitten unter den Gästen. Die Herren Kardinäle waren au grand complet, ebenso das corps sacré (oder richtiger sacré corps) der Diplomaten. Die Prinzipessen hatten ihre schönsten Perlen und Edelsteine angelegt, und in dem Artikel können sie hier etwas Ordentliches leisten. Nun fing die Vorstellerei an, denn das Kaiserpaar kannte unter den Hunderten höchstens ein Dutzend Menschen. Diese Vorstellung dauerte $1^1/_2$ Stunden. Jeder mußte sich an Gutierrez wenden; dieser präsentierte dann die Person dem Kaiser. In welcher Weise der brave Gutierrez die Namen und Titel aller dieser Größen, die ihm selbst und besonders seinem Ohr bis dahin fremd gewesen, seinem kaiserlichen Herrn zugeraunt und zugesäuselt hat, will ich nicht untersuchen; Maximilian mag schöne Namen zu hören bekommen haben. Aber je heftiger der Kampf entbrannte, desto lauter, leutseliger und gemütlicher wurde Max, und gleichzeitig ließ die Kaiserin hinter seinem Rücken in fünf Sprachen mit voller Geläufigkeit (deutsch, französisch, englisch, italienisch, spanisch) die Raketen und Leuchtkugeln ihres Geistes springen und spielte dabei recht anmutig mit ihren dunklen Augen. — Gegen 11 Uhr zogen die Majestäten sich zurück. Die Wagen rollten vor, Jäger und Lakaien stürmten mit Mänteln, Visiten und Mantillen die Treppe hinauf; die Kardinäle wurden einer nach dem anderen mit den etatsmäßigen Fackeln zum Hause hinaus geleuchtet, dann verzog sich auch die übrige Gesellschaft — und das Ricevimento bei Leurs Majestés Mexicaines war beendet. Heute oder morgen dampfen sie mit der „Novara" ab; in 4 Tagen sind sie in Gibraltar; dann 3 Tage nach Madeira. Die „Novara" war früher Segelschiff, ist jetzt Schraubendampfer, kann aber nur für 6 Tage Kohlen bergen. Von Madeira also 6 Tage noch mit Dampf;

dann ist man im Strom, die Segel werden aufgesetzt, und Ende Mai hoffen sie in Mexiko einzuziehen.

Rom, 23. April 1864.

Man hört jetzt nachträglich, daß der Kaiser Maximilian doch im ganzen sehr ernst gewesen ist und die Schwere seiner neuen Aufgabe nicht verkennt. Eigentümlich mag sein Zusammentreffen mit Franz II. von Neapel gewesen sein. Dieser aus dem Geschäft ausgetreten, jener dies erst beginnend. Der eine mit einer Krone von Louis Napoleons Gnaden, der andere ohne Krone, weil Louis sie ihm nicht befestigen wollte. „Die beiden Herren haben sich", wie die Stimmen ihrer Höfe behaupten, „gegenseitig sehr gefallen."

Der Hauptzweck dieser römischen Reise ist natürlich der gewesen, sich vom Papst segnen zu lassen. Pio Nono hat ihnen denn auch am Mittwoch früh selbst das Sakrament gespendet, in der Sixtina. Nachher waren sie zur Collazione bei ihm im Vatikan.

Von der äußeren Ehrerbietung, die hier der Katholik dem Pontifex Maximus erweist, machen wir uns gar keinen Begriff.

Wenn der Papst spazierengeht, fallen die Passanten auf die Knie, Reiter (besonders päpstliche Militärpersonen) steigen von den Pferden, Damen und Herren sinken im Wagen auf die Knie. Das gilt zum Teil dem Oberhaupt der römischen Kirche. Zum Teil aber ist es auch der Ausdruck einer hohen persönlichen Zuneigung und Verehrung für Pio IX., der in allen Klassen der Bevölkerung neben zahlreichen Feinden die entschiedensten Verehrer hat, die seine Gutmütigkeit kennen und nicht vergessen haben, was der alte Herr schon alles mit seinen Römern durchgemacht hat.

Pio IX. stammt aus der gräflichen Familie Mastai-Ferretti, die freilich nicht in Rom, sondern in Sinigaglia ansässig ist. Aber der junge Graf Johann Maria — das sind seine eigentlichen Vornamen — ist schon früh nach Rom gekommen und

ſtand dort urſprünglich bei der Nobelgarde. Später war er in Amerika Geiſtlicher und wurde 1845 Papſt. Er war damals 53 Jahre alt, ein verhältnismäßig jugendliches Alter für die Nachfolger Petri. Denn die meiſten von ihnen erhielten die dreifache Krone zu einer Lebenszeit, wo der Menſch an der Schwelle des Greiſenalters ſteht oder ſie ſchon überſchritten hat. Durchſchnittlich haben daher die Päpſte auch nur ſieben Jahre regiert.

Im Hinblick auf die Vergänglichkeit, welche, wie allen menſchlichen Verhältniſſen, ſelbſt der papalen Größe und Stellung des „Heiligen Vaters" anhaftet, hat die katholiſche Kirche ſchon im frühen Mittelalter einen Gebrauch eingeführt, der ſich lange Zeit hindurch bei der jedesmaligen Papſtwahl wiederholte, jetzt aber abgeſtellt iſt. Nach der Krönung nahte ſich dem neuen Papſt ein Prieſter, in der einen Hand eine brennende Kerze, in der andern ein Rohr, auf deſſen Spitze ein Büſchel Werg befeſtigt war. Vor den Augen des Gewählten entzündet der Prieſter mit der Kerze das Werg und ſpricht, während es in Flammen aufgeht, die Worte: „Sic transit gloria mundi!" Und ein anderer fügt hinzu: „Sancte Pater, non habebis annos Petri!" d. h.: „Du erreichſt nicht die Regierungsjahre des Apoſtels Petrus!" (Deren fünfundzwanzig geweſen ſind.)

In dieſer Weiſe iſt nun Pio IX. freilich nicht an die Hinfälligkeit ſeiner Macht erinnert worden. Aber das Schickſal ſelbſt hat ihn wiederholt gemahnt; ſo im Jahre 1848, wo er vor den aufgeregten Volksmaſſen, die ſchon den Quirinal bedrohten, verkleidet als Kaplan der Gräfin Spaur (Gemahlin des damaligen bayeriſchen Geſandten in Rom), von dem Ehepaar an die neapolitaniſche Grenze gebracht wurde.

Von Gaëta iſt er dann am 12. April 1850 wieder nach Rom zurückgekehrt. Der 12. April iſt für ihn fünf Jahre ſpäter kritiſch geworden. An dieſem Tage war Pio IX. mit ſeinem ganzen Hof in die Kirche S. Agneſe fuori le mura ge-

zogen, um das Hochamt zu halten und später die Zöglinge der Propaganda zum Handkusse zuzulassen.

Man begab sich zur Tafel. Nachher stieg alles ins erste Stockwerk des Nebengebäudes, wo die Propagandisten aufgestellt waren. Schon ist der Papst und der größte Teil des Gefolges eingetreten — da fängt plötzlich der Fußboden an, nachzugeben, er wankt, weicht, und endlich versinkt die ganze Gesellschaft in ziemlich langsamem, daher ungefährlichem Tempo in das Gemach zu ebener Erde.

Zur Erinnerung ist in jenem unteren Raum die ganze Szene auf einem großen Freskobild dargestellt, das höchst amüsant ist. Der Papst steht in der Mitte, um ihn herum stehen, liegen, knien, bücken sich in den mannigfaltigsten Stellungen Antonelli, der Groß-Almosenier Prinz Hohenlohe, der Kardinal Graf Reisach, verschiedene andere Kardinäle und Monsignori, ein französischer, ein österreichischer General, kurz das ganze päpstliche Gefolge. Niemand war zu Schaden gekommen.

Die Kirche selbst ist eine der ältesten Roms. In ihr werden jährlich am 21. Januar, am Agnesentage, zwei Lämmer vor dem Hochaltar vom Papst gesegnet, dann geschlachtet und von ihrer Wolle in einem hiesigen Nonnenkloster die Pallien gewebt, welche Seine Heiligkeit den Patriarchen und Erzbischöfen verleiht.

Seit der geschilderten Katastrophe wird in dieser Kirche aber auch der 12. April alljährlich glänzend gefeiert; und in diesem Jahr, wo der Papst sich eben erst von seiner letzten Krankheit erholt hatte, waren die Papalini, seine Anhänger, emsig darauf bedacht, der Aktionspartei und den Italianissimi durch eine Erleuchtung Roms zu zeigen, daß Pio IX. noch entschiedene Anhänger habe. Die Illumination fiel denn auch äußerst glänzend aus. Daß an jenem Abend zwei Bomben geworfen wurden, von denen eine mehrere Personen verwundete, hat der Aktionspartei sehr geschadet. Der Papst wurde mit

lauten Evviva's empfangen, ebenso vor 8 Tagen, als er in S. Maria Maggiore einen neuen, prachtvollen Altar einweihte.

Rom, 27. April 1864.

Seit drei Wochen tut der Himmel alles, um Rom für den unfreundlichen Monat März zu entschädigen: Wiesen und Felder, Büsche und Bäume stehen in üppigster Frühjahrspracht. Die Nachtigallen schmettern immer lauter ihre Lieder und wissen nicht melodisch genug ihre freudige Stimmung auszudrücken. Immer blauer und klarer wölbt sich der Himmel; dabei wird die Luft weich und durchsichtig, und während bei uns — jenseits der Alpen — die Frühjahrsluft meistens ermüdend wirkt, hat sie hier etwas Aufregendes und belebt durch ihre balsamischen Düfte alle Sinne.

Häufig wird zur reizenden Villa Madama gefahren. Der Erbauer dieses romantischen Lustschlosses ist Giulio Romano, der es für den Kardinal Julius von Medici, den spätern Papst Clemens VII., aufführte und das Innere gemeinschaftlich mit Johann von Udine ausschmückte. Als Paul III., der stolze Farnese und Erbfeind der Mediceer, 1534 zum Papst gewählt ward, zog er ihre Güter ein. Die Villa kam an das Kapitel S. Eustachius. Von diesem erstand sie käuflich Margareta von Österreich, die natürliche Tochter Karls V., deren Hand der Papst für den jungen Ottavio Farnese, Herzog von Parma, gewonnen hatte. Durch Margareta erhielt die Villa den Namen „Villa Madama". Im vorigen Jahrhundert, nach dem Aussterben der Farnesen, fiel sie nebst der Farnesina, dem Palazzo Farnese und den Farnesischen Gärten an das neapolitanische Königshaus.

Die Villa liegt auf dem rechten Tiberufer, am Abhange waldiger Höhen. Die mächtigste Erhebung ist der Monte Mario. An dessen Fuß hielt unser Wagen vor einem verfallenen Parktor. Die Pfosten zeigen die Lilien der Farnese, Überbleibsel der früheren Herrlichkeit. Eine knarrende, verrostete

Eisentür öffnet sich, man steigt den Berg hinan auf einer jetzt fast unwegsamen Straße, auf der einst die glänzenden päpstlichen und herzoglichen Karossen zum Schloß hinaufrollten. Denn verödet und verfallen ist alles, was von den Farnesen den neapolitanischen Bourbonen in Rom überkommen ist — ein Glück, daß Louis Napoleon die Farnesischen Gärten auf dem Palatin und ein Spanier die Farnesina ankaufte; so können sie vielleicht vor dem Untergange gerettet werden.

Endlich steht man vor der Villa und ist plötzlich ins sechzehnte Jahrhundert versetzt, in den eigentümlichen Charakter der vornehmen Gartenbauten jener Zeit. Man tritt in die hohe Arkadenhalle, deren schwungvolle Architektur den genialen Giulio Romano verrät. An den gewölbten Plafond hat er die reizendsten mythologischen Gestalten hingezaubert. Um die Medaillons wand sein Mitarbeiter Giovanni da Udine sinnvolle Arabesken in Stuck. An den Türen sind die kostbaren Steineinfassungen noch erhalten. Die breiten Fensteröffnungen zeigen steinerne Kreuze; prächtiger Marmor umrahmt die großen Kamine.

Was mag alles vor ihrem lodernden Feuer vertraulich verhandelt sein! Welche Pläne mögen dort die ehemaligen Besitzer des Schlosses entworfen haben, um den Glanz und die Macht ihrer Familien zu mehren — jene Mediceer und Farnesen, die, sobald es galt, ehrgeizige Pläne ins Werk zu setzen, um die Wahl der Mittel nicht verlegen waren und — wenn es nötig schien — rasch zu Gift und Dolch griffen. Man sagt, in diesen Räumen seien später auch die ersten Entwürfe zur Bartholomäusnacht durchgesprochen und von dort in den Louvre gelangt. Worauf diese Nachricht beruht, konnte ich noch nicht feststellen.

Statt der früheren stolzen Herren bewohnt jetzt ein bleicher, kränklicher Hofhüter die fürstlichen Hallen, in denen sich ein Heer von Enten, Gänsen und Hühnern tummelt. Bei unserem Nahen suchten sie schnatternd und gackernd das Weite, überall

die Spuren ihrer irdischen Existenz zurücklassend. Außer den Plafondgemälden ist fast alles ruiniert; Schwamm und Feuchtigkeit herrschen; mit Wehmut sieht man, wie auch die lieblichen Guirlanden und Amoretten dem sichern Untergang entgegeneilen. Das haben die neapolitanischen Bourbonen, wie so manches andere, auf ihrem Gewissen; diesen Verfall der Kunstwerke haben sie ebenso zu verantworten, wie die jetzigen Zustände im ehemaligen Königreich.

Tritt man aus der Halle auf den weiten Hofraum, möchte man eine Peitsche nehmen, um die Rinder und Gäule zu verjagen, die sich auf dem Rasen herumtreiben. Die reizenden Grotten in der Mauer sind ihre Lagerstätten. In einer Mittelnische hat Johann von Udine einen weißen Elefantenkopf angebracht. Der Rüssel speit Wasser in einen prächtigen Marmorsarkophag — heute die Tränke der Kühe. Am Ausgang des Hofraums stehen zwei kolossale Statuen, einst majestätische Torwächter, jetzt nur noch unförmliche Torsos.

Und doch zieht es uns stets von neuem zurück an diesen Ort des Moders und Verfalls, über den nicht nur die Natur, sondern auch die Kunst Giulio Romanos ihren lachenden blauen Himmel spannt.

Sonnabend, 30. April.

Nächsten Mittwoch, 4. Mai, tritt Willisen einen vierwöchentlichen Urlaub an, den er mit Frau und Tochter in Florenz zubringen will. Ich herrsche dann allein im Palazzo Caffarelli.

Vorgestern Fahrt nach Tivoli. Sehr amüsant. Früh 8 Uhr brachen wir auf. Die Pferde wieder Fasanenfedern zwischen den Ohren, der dicke Kutscher Duca auf dem Bock, vor ihm ein großer Korb mit Lebensmitteln, neben ihm der unvergleichliche Lohndiener Joris, ein wohlkonservierter Sechziger mit großem, weißem Bart und glänzend blauen Augen, aus Laibach gebürtig, schon über 30 Jahre in Rom, durch und durch ein Original, voller Talente und Kenntnisse; in und um Rom

gibt es kein Gemälde, keine Kirche, nichts, über welches Joris nicht die genaueste Rechenschaft zu geben wüßte. Als der Prinz von Wales zum ersten Mal hier war, führte Joris ihn; als er dann wieder (im Winter 1862/63) nach Rom kam, war seine erste Frage nach Joris, der aber schon bei der Stieglitz engagiert war; der Prinz war sehr unglücklich; Joris mußte ihn wenigstens besuchen.

Nach zweieinhalbstündiger Fahrt durch die duftende Campagna langten wir in Tivoli an. Hinter dem Wirtshause „La Sibilla" erhebt sich der Vestatempel auf überhängendem Felsen, mit Aussicht auf die berühmten Wasserfälle und die im Talkessel befindlichen Neptun- und Sirenengrotten.

Entzückend ist die Villa d'Este, diese Prachtanlage des sechzehnten Jahrhunderts, von Ariost „Regina delle Ville" genannt. Der Kardinal Ippolito d'Este ließ sie 1549 durch Pirro Ligorio anlegen; jetzt bewohnt sie Prinz Gustav Hohenlohe-Schillingsfürst, Arcivescovo in partibus infidelium di Edessa, Elemosiniere Segreto di Sua Santità, der mitunter auch das Glück hat, den Papst bei sich zu bewirten. Einzelne Räume im Schloß sind als Schlaf-, Wohn-, Audienzzimmer für Seine Heiligkeit eingerichtet.

Obgleich die Villa selbst wie auch der Park im Lauf der Jahrhunderte viel vom ursprünglichen Glanz eingebüßt haben, sind doch die Spuren des Verfalls in den Gemächern wie an den Terrassen, Altanen und Wasserwerken nur so weit bemerkbar, um die Romantik des Ganzen zu heben. Bei jedem Schritte fühlt man das sechzehnte Jahrhundert mit seinem zauberisch-genialen Kunstsinn. Um solchen Duft der Vergangenheit zu genießen, darf nicht alles neu und poliert sein, es muß etwas von der Patina klassischer Münzen, dem Hautgout der Geschichte an sich tragen — so wie hier in der Villa d'Este. Des Jungen und Frischen bleibt doch noch genug: der Blick vom hohen Schloßaltan auf die sonnige, grüne Campagna, die sich am Fuß der Sabinerberge gleich einem Meer aus-

breitet, ist heute so schön wie vor 300 Jahren, und in den schattigen Laubgängen mit ihren wechselnden Durchblicken und Fernsichten duften Lorbeer, Orangen und Myrte so frisch und würzig wie damals. Die riesigen, vielhundertjährigen Zypressen, deren ernste, schwarze Wipfel den Park beherrschen, gelten für die schönsten Italiens. —

Am Tag vor der Fahrt nach Tivoli war ich im Quirinal, um die Lokalitäten kennen zu lernen, in denen gewöhnlich die Papstwahl stattfindet. Denn die Frage eines Conclave tritt mehr und mehr in den Vordergrund der Kombinationen.

Erst neun Tage nach dem Tode eines Papstes dürfen die Kardinäle zur Neuwahl zusammentreten; das ist alte päpstliche Bestimmung. Der Verstorbene muß feierlich beigesetzt sein und den fernen, nicht in Rom befindlichen Kardinälen Zeit gelassen werden, dorthin zu eilen. Wegen dieser Reisen wird aber in den meisten Fällen die Frist von neun Tagen noch verlängert. Unter den gegenwärtigen politischen Verhältnissen, wo von der Aktionspartei vielleicht am Tage nach dem Tode des Papstes irgendein Schlag versucht wird, könnte aber selbst die Frist von neun Tagen bedenklich werden. Und da hat mir denn Graf Gozze, der in manche geheime Kabinette des Vatikans dringt, kürzlich anvertraut, daß während der letzten Krankheit des Papstes von diesem eine Constitutio apostolica vorbereitet ist, wonach nötigenfalls das Conclave auch schon vor Ablauf der neun Tage (noch praesente cadavere) zusammentreten darf, um gewissen Eventualitäten vorzubeugen. Die Vereinigung geschieht dann im Quirinal in einer großen Kapelle, die ihr Licht nur durch hochgelegene Fenster erhält, welche durch ihre Lage irgendwelche Kommunikation mit der Außenwelt unmöglich machen. Im Vorzimmer ist ein hohes breites Fenster, welches beinahe bis zum Fußboden reicht und auf den Quirinalplatz geht. Dieses Fenster wird beim Beginn des Conclaves zugemauert, ebenfalls, um

etwaigen Verkehr mit der Straße zu verhindern. Im Conclavezimmer sitzen die Kardinäle auf ihren Sesseln; über jedem derselben befindet sich ein Baldachin, der aber nicht entfaltet, sondern zusammengeschlagen ist. Sind die Kardinäle über die Wahl einig, so wird der Baldachin über dem Erwählten sofort entfaltet. Die Kardinäle rufen: „Habemus pontificem!“ und machen Seiner Heiligkeit ihre Verbeugung. Alsdann wird die im Fenster des Vorzimmers aufgeführte Mauer wieder eingeschlagen, der Papst zeigt sich dem Volk, und dieses ist zufrieden — „che il papa è fatto!“ Während der Sitzungen des Conclaves werden bekanntlich die Stimmzettel verbrannt; der Rauch schlüpft durch Kamine, welche von der Straße aus sichtbar sind; sowie diese aufhören zu rauchen, weiß das Volk, daß die Wahl geschehen ist.

Sämtliche Kardinäle müssen für die Dauer des Conclaves ihre Palazzi verlassen und nach dem Quirinal übersiedeln. Das Essen lassen sie sich aus ihren Palästen holen. Doch werden die Speisen, mit denen die alten, knickebeinigen Kardinalsdiener sich in dieser Zeit zwei- bis dreimal täglich den Quirinalberg hinaufarbeiten müssen, erst von einem eigens dazu ernannten Monsignore zerschnitten und untersucht, damit darin nicht etwa Briefe oder schriftliche Mitteilungen eingeschmuggelt werden. Auch unter sich dürfen die Herren während dieser Zeit nicht miteinander verkehren.

Die übrigen prachtvollen Gemächer im Quirinal bezieht mitunter der Papst. Zuletzt bewohnte sie Franz II. von Neapel. Jeder Saal enthält die kostbarsten Kunstwerke, meist Geschenke von Fürsten. Die Stühle im ganzen Palais sind — mit Ausnahme eines oder zweier Gemächer — nur von Holz, ohne Kissen; in Gegenwart des Papstes darf niemand auf Polstern sitzen; Seine Heiligkeit hat natürlich ein Kissen. Auch im Vatikan bei der Vorstellung sah ich nur solche Stühle. Auf jedem Tisch, den der Papst benutzt, steht ein hohes Kruzifix. Das Billardzimmer ist sehr gemütlich. Im Speisezimmer des

Papstes steht ein kleiner Tisch, an dem er stets, auch bei größten Galadiners, allein speist.

5. Mai 1864.

Um Mittag herum, einige Minuten vor und nach 12 Uhr, herrscht in Rom eine eigene Unruhe. Jetzt z. B. zieht lärmend die große französische Wache am Kapitol auf. Von meinen Fenstern aus sehe ich unter vielen anderen Kirchtürmen und Kuppeln auch einen hohen dicken Turm mit Stangen, Leitern und allerhand Gerätschaften. Das ist die Sternwarte von Sant' Ignazio und dem dazugehörigen Collegio Romano der Jesuitenschule. Kurz vor 12 Uhr erhebt sich an einer der Stangen, welche die Plattform jenes Turms überragen, eine schwarze, große Kugel. Ein sternsehender Jesuit steht dabei. Sowie es nach seiner Berechnung Mittag ist, läßt er die Kugel wieder herabgleiten. Das alles wird sorgfältig von der hohen, entfernt gelegenen Engelsburg beobachtet; dort steht schon wenige Minuten vor zwölf Uhr ein Kanonier mit brennender Lunte, sowie die schwarze Kugel fällt, schießt er eine große Kanone ab, deren Donner der Stadt Rom verkündet, daß es Mittag ist. Ein gut organisierter Römer — zu denen ich in dieser Hinsicht auch gehöre — reguliert dann seine Uhr. Was in Berlin die Akademieuhr ist, ist hier der Schuß von der Engelsburg. Wer sich auf den berufen kann, ist unwiderlegbar. Zugleich mit diesem Schuß fangen aber eine Unzahl von Kampanilen an zu läuten, dazu schlagen die verschiedenen Turmuhren, und zugleich höre ich das Trommeln der französischen Wache.

Einen hohen Genuß gewährten mir in diesen Tagen die Briefe von Felix Mendelssohn aus Rom. Das liest sich hier mit ganz anderen Augen! Im ganzen ist auch er wenig erbaut von der Ostermusik im St. Peter, einzelne schöne Übergänge und Einsätze ausgenommen.

Rom, 12. Mai 1864.

Morgen, Freitag, empfängt Antonelli die Diplomaten von 10 bis 4 im Vatikan. Man muß 280 Stufen steigen, um

in seine Gemächer zu gelangen. Hernach werde ich viel zu tun haben für den Sonnabendkurier.

Die päpstliche Rede hat hier Aufsehen erregt. Das haben die Polen zuwege gebracht. Die aristokratische Partei der polnischen Emigranten sieht ein, daß es mit der bewaffneten Insurrektion nichts ist; nun soll die polnische Frage auf das religiöse Gebiet gespielt und dort betrieben werden. So lautet die Parole aus Paris. Es gilt vor allem, den Papst zu gewinnen und dessen Weichherzigkeit und Leichtgläubigkeit auszubeuten. Dieses Geschäft haben die polnischen Damen übernommen, die hier wie überall den Agentendienst sehr eifrig betreiben. Man hat nun — hinter dem Rücken Antonellis — dem Papste allerhand unwahre (und wahre) schauerliche Geschichten über Brutalität der Russen gegen Polen, gegen die katholische Kirche, zugetragen und den alten Herrn, der ohnedies jetzt sehr nervös ist, dermaßen aufgeregt, daß er sich nach einem Anlaß gesehnt haben mag, seinem Unmut gegen Rußland Luft zu machen.

Eine geeignete Gelegenheit ließ nicht auf sich warten. Am Sonntag, den 24. April, fand unter wundervoller Musik eine große Feier im Collegio di Propaganda statt, wo — wie alljährlich — die Reliquien des heiligen Fidelius von Sigmaringen verehrt wurden. Dort sollten auch zwei neue Heilige proklamiert werden. Ich hatte mich mit einigen Kollegen eingefunden, weil uns die Kanonisation interessierte. Nachdem diese vorgenommen, warf der Papst in einer Ansprache einen wehmütigen Blick auf die gegenwärtige traurige Lage der katholischen Kirche, ging dann auf Polen über und donnerte nun — ohne freilich den Namen Rußland oder Polen auszusprechen — so heftig gegen den Zaren und rügte dessen Verfahren gegen den Erzbischof Felinsky derart, daß sowohl die 14 Kardinäle als auch die Infantin von Portugal und Erzherzog Louis Viktor von Österreich, welche alle nebst sämtlichen Mitgliedern der Propaganda zugegen waren, in ängst-

liche Aufregung gerieten. Man merkte der Rede an, daß sie nicht vorbereitet war; für einen Papst ist es aber bedenklich, unvorbereitet zu sprechen, denn seine Worte werden in allen Weltteilen scharf gewogen und um so leichter mißverstanden. Pio IX. wurde in seiner Ansprache immer bewegter, und mit der wachsenden inneren Erregung steigerte sich die Wärme seiner Ausdrucksweise zur höchsten Leidenschaftlichkeit.

Antonelli ist sehr ärgerlich über diesen Vorfall. Er versucht nun, nach allen Seiten das Feuer zu löschen, welches Seine Heiligkeit angelegt haben und macht Entschuldigungen, der Papst habe unvorbereitet gesprochen.

Pio Nono aber ist und bleibt wütend auf den Zaren. Als neulich eine Fürstin Tschetwertinsky bei ihm Audienz gehabt und die Rede auf den Kaiser gekommen ist, hat der Papst ausgerufen: „Mais votre Empereur est un Néron“ — worauf sie sehr rasch und geistreich erwidert hat: „Plutôt un Titus.“

Noch eine andere russische Geschichte macht hier seit acht Tagen viel Aufsehen. Der frühere hiesige Gesandte Kisseleff hat sich vor einigen Monaten heimlich in der Schweiz mit Donna Francesca, Tochter des römischen Fürsten Ruspoli, trauen lassen. Damals entstand der schlechte Witz: „Maintenant il y a donc une „Russe polie“ à la légation à Rome.“ Er ist griechisch, sie katholisch; das machte hier viel Aufsehen und so böses Blut, daß Kisseleff, der mit ihr nach Paris ging, bald die Unmöglichkeit erkannte, nach Rom zurückzukehren. Er gab also seinen hiesigen Posten auf. Aber damit war der Vatikan nicht zufrieden. Zunächst erforschte man, wo der Priester stecke, der die Trauung vollzog; er ist jetzt aufgefunden und seines Amtes entsetzt. Zugleich ist ein Geistlicher vom Papst an Donna Francesca gesandt, um ihr auseinanderzusetzen, daß ihr Verhältnis zu Kisseleff kein eheliches, daß sie gar nicht kirchlich getraut sei; sie müsse nach Rom zurück, den Mann verlassen und im Schoße der Kirche Vergebung suchen.

— Vor acht Tagen ist Kisseleff mit Frau von Paris nach Petersburg abgereist.

Madame Kalergis, die vor einiger Zeit den — etwa 15 Jahre jüngeren — Mouchanoff geheiratet hatte, ist unlängst gemütskrank geworden. Noch im Sommer 1862 spielte sie in einer Soiree bei Morier in Berlin so prachtvoll die Chopinschen Sachen! Sie war immer etwas aufgeregt. Nun haben die katholischen Geistlichen sich ihrer Ehe bemächtigt, haben ihr auseinandergesetzt, daß sie nie mit ihrem Mann (der griechisch ist) im Himmel zusammentreffen werde — und so ist sie denn allmählich in Tiefsinn verfallen. Im vorigen Sommer sah ich sie noch im Hôtel du Nord, blieb eine Stunde bei ihr und ließ mir ihre Photographie geben. Sie war geistreich, etwas extravagant, behauptete z. B., sie könne nicht Klavier spielen, wenn sie im Salon einen ihr antipathischen Menschen erblicke.

Die Aufregungen des Papstes, von denen ich oben gesprochen, hängen mit seiner schlechten Gesundheit zusammen. Er ist eigentlich fortwährend krank. Am 1. Mai hat er in seiner Privatkapelle im Vatikan sein Taufkind Prinzeß Maria Pia della Grazia von Neapel, Stiefschwester Franz' II., die zur Zeit des Exils des Papstes 1849 in Portici geboren ist, gefirmelt, und zwar früh 7 Uhr. Dabei hat er sich erkältet, an der Collazione mit der königlichen Familie im Vatikan nicht teilnehmen können, abends Fieber gehabt und neuen Blutlauf am linken Fuß, so daß er auch an diesen, auf Bitten Antonellis, eine Fontanelle legen ließ, wie er schon eine andere am rechten Bein hat. Im Laufe der Woche ging es besser, so daß er vorigen Sonnabend den Erzherzog Louis Viktor zur Abschiedsaudienz empfangen konnte. Aber diese hat ihn so affiziert (das Stehen greift ihn an), daß er wieder unwohl geworden und noch eine dritte Fontanelle hat anlegen müssen; nun aber laufen diese nicht ordentlich; er kann sich keine Bewegung machen, wird — trotz angeborener Liebens-

würdigkeit — mürrisch, so daß die Krankenwärter schon klagen — genug: das Conclave!

Als ich vorgestern von dem neuen Anfall des Papstes hörte und über die etwa bevorstehenden Ereignisse nachdachte, traf ich auf der Piazza di Spagna Herrn Commeter. Dieser Herr Commeter ist ein Hamburger, Freund von Milde und — wenn ich nicht irre — von Louis Asher. Er war immer ein Original, großer Kunstkenner, lebt in Rom, trägt langes weißes Haar, einen breiten Kalabreser, große Schuhe, geht etwas gebückt, hat ein großes, gutes, blaues Auge, etwas Treuherzig-Ruhiges in seinem Wesen und spricht, was für mich an dem Alten unnennbar reizend ist, jenen echt hanseatischen, singenden Dialekt, der einen nach zwei Worten schon auf den Jungfernstieg oder in die Breitenstraße versetzt. Die Quintessenz seines Hanseatentums liegt in der Art, wie er mich anredet. Er gibt mir nämlich den größten Ehrentitel, den ein Hanseat zu verleihen hat, er sagt zu mir: „Herr Doktor." Das auf der Piazza di Spagna oder auf dem Corso zu hören, ist wirklich wohltuend. Ich lasse mir den Alten aber auch nie entgehen; wo ich ihn auf der Straße treffe, mache ich einen kleinen Ständerling mit ihm oder begleite ihn ein paar Schritte, bis ich das: „Herr Doktor" von ihm mit tiefer, singender Stimme erwischt habe.

Also diesen guten Commeter traf ich vorgestern. Ich stellte ihn. Auch er hatte schon von dem neuen Erkranken des Papstes gehört, wie er überhaupt hier gut Bescheid weiß. Ich konnte nicht unterlassen, ihm zu bemerken, daß, falls der Papst stürbe, doch wohl eigene Dinge passieren könnten. Da sah er mich groß an, und nach etwa einer halben Minute, während welcher mir schon Barrikaden, Putsch der Italianissimi, Einrücken der Piemontesen usw. durch den Kopf gingen, antwortete er mit der Ruhe eines Jupiter und mit einem alle Phantasien unbarmherzig zu Boden werfenden Kopfschütteln: „Nee, da passiert gar nichts; sie wählen man bloß en neuen. Da passiert gar nix, Herr Doktor!"

Die Worte haben mir komiſcherweiſe den ganzen Tag im Kopf gelegen, wegen ihrer Tonart und wegen ihres Inhalts. Denn vielleicht hat der alte Commeter ganz recht.

Vielleicht aber irrt er ſich auch. Ein neuer Papſt wird wieder gewählt, und einen Putſch der Aktionspartei könnte Montebello ſchon mit ſeinen 14000 Mann in Rom und Umgegend niederdrücken. Aber die Wahl ſelbſt wird und muß dieſesmal unter ganz neuen Umſtänden vor ſich gehen. Denn es tritt ein neuer Faktor auf, der ſich noch nie bei einer Papſtwahl hat geltend machen können: der Telegraph. Wenn morgen früh der Papſt ſtirbt, weiß es morgen abend ganz Europa. Und wenn — trotz der geheimnisvollen constitutio apostolica vom guten Pio IX. — die zehn Tage doch innegehalten werden, die ſchon Gregor X. im Jahre 1270 auf dem Konzil in Lyon zum Erwarten der fremden zum Conclave zureiſenden Kardinäle beſtimmt hat — ſo tritt ein ſolches zuſammen, ſo bunt, wie es noch nie dageweſen iſt; denn innerhalb acht Tagen können heute die am fernſten reſidierenden Kardinäle aus Irland, Spanien und Portugal hier eintreffen. Und dann könnte es ſich ereignen, daß die Italiener nicht ausſchließlich im Conclave den Ton angeben, ſondern auch die fremden Kardinäle ein Wort mitreden; und nachdem ſeit 1523, ſeit dem Tode Hadrians VI. (der Profeſſor in Löwen geweſen war) nie wieder ein Nicht-Italiener zum Papſt gewählt iſt, könnte auch ein Fremder einmal wieder den Vatikan beziehen. Das alles hätte dann der unſchuldige Telegraph zuwege gebracht, der Anno 1846, wo Pio Nono gewählt wurde, noch ganz in den Windeln lag und ſich damals nur auf einige mühſame Armverrenkungen beſchränkte, die beim geringſten Nebel oder Dunkel ſchon unverſtändlich wurden, überhaupt ſeine Gymnaſtik nur auf einzelnen Linien Europas trieb.

Von dem Ukas des Papſtes, wonach das Conclave gleich nach ſeinem Tode zuſammentreten kann, wollen die Kardinäle,

wie ich höre, nichts wissen. Sie fürchten, die Wahl könnte angefochten werden, und das wäre unter den gegenwärtigen Umständen sehr bedenklich. Auch behaupten einige, das Conclave würde möglicherweise in Venedig zusammentreten, um unter dem Schutze der österreichischen Kanonen zu tagen, anstatt hier à l'abri der französischen Bajonette zu stehen. Genug, es ist vieles möglich und am Ende .... passiert gar nix, Herr Doktor!

Diesen Augenblick ist ein furchtbares Blitzen und Donnern, der Regen prasselt gegen die Fenster — ein für römische Verhältnisse mehr wie schlechtes Wetter. Es scheint, als ob Pankratius auch in Italien regiert. Aber köstlich werden nach diesem Regen die Orangenbäume duften, die jetzt in voller Blüte stehen, ebenso die Meranzoli, unechte Orangen, die saure Früchte tragen, aber womöglich noch balsamischer riechen als die echten.

Gestern ging ich spätnachmittags wieder einmal nach Pietro in Vincoli und befand mich bald im stillen Kreuzgang des zu jener Kirche gehörigen Klosters. Die Ruhe, der Duft der Orangen — alles wirkte wunderbar. Ein Maler saß in einer Ecke vor seiner Staffelei und fing die letzten Sonnenstrahlen auf seiner Leinwand ein. Dann schritt ich zum Monte Cavallo und trat in die kleine Kirche S. Silvestro, in deren matt erhellter Sakristei Michelangelo und Vittoria Colonna im Frühjahr 1537 manche ihrer geistreichen Zusammenkünfte zu halten pflegten, wie solche der durch Raczynski bekannt gewordene portugiesische Miniaturmaler Francesco d'Ollanda beschrieben hat. In Grimms Michelangelo ist das hierauf bezügliche reizende Kapitel sehr lesenswert. Auch die Zitronenbäume im dortigen Klosterhof sowie die angrenzenden colonnesischen Gärten habe ich mir angesehen. Durch jene Gärten, die terrassenartig zum Palazzo Colonna hinabsteigen, wandelte Vittoria, um nach S. Silvestro zu gelangen.

Goethe sagt von Rom: „Wie man die See immer tiefer findet, je weiter man hineingeht, so geht es mir in Betrachtung dieser Stadt." Ich empfinde das jeden Tag!

Gartenfreuden haben wir in dieser Zeit wiederholt in der Villa Wolkonsky genossen, die man mit immer neuem Entzücken betritt. Sie ist angelegt von der verstorbenen Fürstin Wolkonsky, Mutter des russischen Gesandten in Madrid, der den Besitz selten aufsucht. Man kann hingehen, wann man will. Den Park durchschneiden die hohen, trotzigen Ruinen der Neronischen Wasserleitung, die sich mit ihren zerfallenen, vom üppigen Efeu umrankten Bogen sogar durch das Gartenhaus hinziehn. An der Südseite des Gartens, im Schutz des Aquädukts, hat sich eine wahrhaft tropische Vegetation entwickelt. Riesige Kakteen wuchern an den Mauertrümmern; daneben duften Levkojen und Lilien; ab und zu trifft man zwischen mächtigen Aloen einen antiken Sarkophag mit reizenden Basreliefs oder eine gestürzte Marmorsäule, über welche schillernde Eidechsen huschen.

Auf der anderen Seite des Aquäduktes dehnen sich hohe Lorbeer-Bosketts, aus denen Tausende von Rosen ihre Köpfe hervorstrecken; dann wieder kreuzen sich Alleen hoher, weißblühender Akazien, an welchen Rosen und Efeu gemeinschaftlich hinanklettern. Der Blick einen solchen Gang hinunter, dessen grüne Wände mit Rosen übersät sind, läßt sich nicht beschreiben. Ein Fürst Trubetzkoi in seiner Petersburger Auffassung meinte, es sähe so aus, als ob die erste Pariser Modistin mit geschmackvoller Hand einer jeden Rose ihren Platz angewiesen hätte. Dazu kommt, daß unter allen Bäumen die weiße Akazie am liebsten von den Nachtigallen aufgesucht wird; diese kleinen Vögel sind dort in Menge, und die melodischen Zwiegespräche, in denen sie sich stundenlang unterhalten, fesseln das Ohr in demselben Maße, wie das Auge durch die Vegetation bezaubert wird.

Sonnabend, 14. Mai.

Der Sommer naht. Seine Vorboten sind die Limonadenzelte, die auf allen Plätzen wie Pilze neben den Brunnen emporschießen. Solch kleiner Wassertempel mit seiner Zitronen-

und Orangendekoration ist sehr lustig anzusehen. Das sprudelnde Wasser mündet in graziösen Fontänen en miniature auf der marmornen Tischplatte. Auf die Bestellung „mischio“ nimmt Herr Luigi gewichtig eine Orange und eine Limona, schneidet beide durch, legt sie in ein hohes Marmorgefäß, läßt den Deckel darauf fallen, worauf der Saft unten an einem Hahn von einem kleinen Glas mit Sieb aufgefangen wird. Alles höchst manierlich und mit Zucker und Wasser sehr wohlschmeckend — übrigens ein Genuß, den der klassische Römer noch nicht kannte: beide Früchte sind ebenso wie der Zucker erst in späteren Jahrhunderten nach Italien gekommen.

Rom, 15. Mai 1864.

Schon lange hatte ich die Villa Malta sehen wollen, war aber noch nie dazu gekommen. Sie liegt innerhalb der Stadtmauern am Monte Pincio. In einem Gartenhause dort soll Goethe einige Zeit gewohnt und die römischen Elegien gedichtet haben. Seine eigentliche Wohnung, von der er zuweilen in seinen Briefen spricht, war am Corso, dem Palazzo Rondanini gegenüber (jetzt russischem Gesandtschaftshotel). Das Haus, wo er wohnte, führt heute die Nummer 18, ist aber ganz verändert.

Genug, ich wollte schon längst den Pavillon in der Villa Malta ansehen, und unternahm heute den Weg dorthin. Die Villa gehört dem König Ludwig I. von Bayern. Zum Aufseher und Majordomus hat er den Münchener Bildhauer Schöpf ernannt, der dort wohnt und sein Atelier hat. Außer ihm haben sich noch verschiedene andere Künstler in der Villa einquartiert.

Gleich beim Klingeln an der Eingangstür traf ich Schöpf, der vor kurzem für die Baronin Stieglitz einen Christuskopf gearbeitet hat. Wir wurden rasch gute Bekannte. Er ist schon seit 30 Jahren hier. Unter blühenden Orangenbäumen gingen wir im Garten spazieren, der hochgelegen ist und eine schöne

Aussicht auf die Stadt hat. Die Zitronen- und Mandarinenbäume waren auch hier fast sämtlich erfroren, hatten zum großen Teil gekappt werden müssen, schlugen aber schon wieder ganz lustig aus.

Plötzlich standen wir an einem langen, mit Weinranken bedeckten Gang, der grade auf das Haus zuführte. „Hier haben wir," sagte Schöpf, „vor vier Jahren ein Fest für den Maler Overbeck gegeben, um sein 50jähriges römisches Jubiläum zu feiern. Ein langer Tisch war in dem Laubgang gedeckt, an dem alle deutschen Künstler, einige Kardinäle und andere Gäste saßen. Dieser Gang führt nämlich, wie Sie sehen, auf das Atelier zu; dort hat Overbeck seine Arbeiten begonnen."

Sein Studio ist noch da. Eine Marmortafel, die noch nicht ganz fertig ist, wird in der nächsten Zeit dort in die Mauer gefügt; sie führt die Inschrift:

Friedrich Overbecks
erste römische Werkstatt.
Zur Erinnerung an den von hier ausgegangenen Aufschwung
der neuen religiösen Kunst.
Am 20. Juni 1860, dem fünfzigsten Jahrestage seiner Ankunft
in Rom.
Die deutsche Künstlerschaft.

Ich deutete dem braven Schöpf an, wie sehr mich als Landsmann Overbecks dieses alles interessiere. „Dann müssen Sie auch noch unser damaliges Transparent sehen," fuhr er fort, und führte mich nun in seine Wohnung, wo das Bild aufgestellt ist. An der einen Seite steht die Roma neben der Kuppel der Peterskirche, an der anderen Seite Lubeca neben einem hohen gotischen Kirchturm. Ganz oben das Datum: 20. Juni 1810. Darunter „Ars non artes". In der Bibliothek, welche zum Gebrauch der Künstler in einem Pavillon aufgestellt ist, hängen noch alle die Wappenschilder der deutschen Städte, die an jenem Festtag vertreten waren.

Das Ganze heimelte mich sehr an. Die Erinnerungen an unseren großen Landsmann, der nun schon seit 54 Jahren hier wirkt, die Gefälligkeit Schöpfs, die herrliche Aussicht, der duftende Garten, die alte, etwas verfallene Villa — das alles machte einen eigenen Eindruck. Dazu kamen die Goetheschen Erinnerungen, der hier viel verkehrt, auch zeitweise wohl gewohnt hat bei dem damaligen Besitzer der Villa, dem Schweden Biesiröm. Schräg gegenüber ist auch das Haus des Zuccari, das Cornelius, Overbeck, Veith und Schadow mit Fresken geschmückt haben. Zu Goethes Zeit wohnte dort Angelika Kauffmann, mit welcher der brave Wolfgang gute Nachbarschaft hielt.

Übrigens war Angelika, nach einer tragisch-unglücklichen ersten Ehe, in zweiter Instanz mit dem Maler Zucchi aus Venedig verheiratet. Ich erfuhr das erst vor wenigen Tagen auf einer meiner Entdeckungsreisen, die ich ins Blaue hinein unternehme. Ich fand nämlich in der Kirche Sant' Andrea delle Fratte, die gerade offen stand, in einer Seitenkapelle Angelikas und Zucchis Leichenstein, den die meisten gar nicht kennen.

Schöpf zeigte mir in der Villa Malta einen Folianten in Schweinsleder. Darin befinden sich eine Menge Porträts deutscher Künstler, die in Rom gearbeitet haben und von ihren deutschen Kunstgenossen in dieser Sammlung verewigt sind, z. B. aus dem Jahre 1839 Brück, Winterhalter, Schwanthaler, Kopp, deren Bilder von der Hand Louis Ashers und anderer herrühren.

Die Stunde, die ich dort auf König Ludwigs Grund und Boden zugebracht, war höchst genußreich. —

Mit Pio Nono geht es nicht besser, eher schlechter, so daß jetzt eigentlich schon jeder denkende Mensch — mit Ausnahme der ganz eingefleischten römischen Papalinos — vom Conclave spricht. Wir studieren hier jetzt ein fabelhaft interessantes Buch: Le Président Debrosses en Italie. Lettres familières

écrites d'Italie en 1739 et 1740 par Charles Debrosses. Zwei kleine Bände, reizend in Stil und Darstellung. Der Verfasser erlebte hier 1740 den Tod Klemens' XII. und die Wahl Benedikts XIV. Die Beschreibungen des Conclave sind — besonders in diesem Augenblick — sehr interessant. Wie da die Herren Kardinäle sich kümmerlich in ihren Zellen einrichten müssen, allem Komfort entsagen und sogar Gefahr laufen, auf magere Kost reduziert zu werden, wenn die Wahl zu lange schwankt; denn selbst zu diesem Zwangsmittel wurde gegriffen, um die Wahlstreitigkeiten abzukürzen. Nach einer gewissen Frist sollen die Herrn nur Suppe zu essen bekommen. Sehr spassig ist auch, wenn Brosses erzählt: La première chose que fait un Cardinal, dès qu'il est prisonnier, c'est de se mettre, lui et ses domestiques, à gratter, durant l'obscurité, les murs dans le voisinage de sa cellule, jusqu'à ce qu'ils aient fait un petit trou pour se donner de l'air et surtout pour prendre par là, durant la nuit, des ficelles par où les avis vont et viennent du dedans au dehors.

Ein Römer rezitierte mir neulich folgenden Bittspruch:

Spirito Santo mio! Spirito Santo!
Dateci un papa voi
(Gib uns einen Papst)
Che ami noi, tema voi
(Der uns liebt, Dich fürchtet)
Ne campi tanto.
(Und nicht zu lange lebt.)

Von wetterkundigen Propheten werden für eine eventuelle Papstwahl zwei Möglichkeiten in Aussicht gestellt: Sieg der napoleonischen oder der römischen Partei. Louis Napoleon würde natürlich seine hiesige Botschaft und den ihm ergebenen französischen Klerus in Bewegung setzen, um einen seiner politischen Protégés auf den päpstlichen Thron zu bringen und dann gleichzeitig von Paris und vom Vatikan aus zu herrschen. Seine Truppen beschützen seit 14 Jahren Rom und den Papst. Auch erwarb er das Ehrenkanonikat im Lateran. Durch seinen

Einfluß ist vor wenigen Tagen der von den Piemontesen gefangen gesetzte Kardinal Moricchini befreit. Er macht also absichtlich der römischen Kirche den Hof und sucht ihr einzubilden, daß er für sie begeistert sei, obgleich innerlich bei ihm eine heftige Eifersucht gegen diese Macht kochen mag; denn er muß sich sagen, daß sie die seinige überragt und einen Organismus hat, der nicht so leicht zu zerstören ist. In ihrer Mitte also muß er sich ein Nest zu bauen suchen; acht französische Kardinäle sitzen im Conclave. Durch Drohungen und Schmeicheleien wird er noch mehr Stimmen in seinem Sinne zu gewinnen suchen. Vielleicht siegt er.

Die römische Partei steht ihm feindlich gegenüber; sie kann ihm trotz aller seiner Zuvorkommenheit und Liebenswürdigkeit nicht vergeben, daß er den verhaßten piemontesischen Staat hält. Diese Partei wird daher alles tun, um einen streng päpstlich gesinnten Römer durchzusetzen, und zwar keinen frommen, einfältigen Klostergeistlichen, sondern Männer wie Moricchini, die bewiesen haben, daß sie sich nötigenfalls selbst in die Bresche stellen. Auch wird Kardinal Antonelli als Kandidat genannt, obgleich es gegen das Herkommen ist, den Staatssekretär zum Papst zu wählen.

Nun kommen noch die vier katholischen Höfe (l'Autriche apostolique, le Portugal très-fidèle, l'Espagne très-catholique, et la France très-chrétienne — man nennt sie hier: les quatre cours à sobriquet) mit ihrem Veto, das sie einlegen können — genug, es ist vieles möglich, und Gozze sagt: „La législation du bon Dieu est bonne, mais pas sa jurisprudence."

Rom, 19. Mai 1864.

In einem leichtsinnigen Moment habe ich mir einen Erardschen Flügel gemietet. Er ist zwar kein Jüngling mehr, hat aber einen angenehmen Ton und gab zu einer Szene Anlaß, die mich wohl mein Lebenlang amüsieren wird: ich habe Liszt eine meiner Kompositionen vorspielen müssen!

Folgendes der epische Hergang. Gegen 12 Uhr tritt Franz Liszt in mein Zimmer, um mir einen Besuch zu machen, den er mir neulich angekündigt. Wir rauchen, sprechen über dies und das. Beim Namen Overbeck renommiere ich mit meiner Landsmannschaft aus Lübeck. „Ach das hübsche Lübeck, das habe ich auch einmal unsicher gemacht; habe dort Konzert gegeben. Ich mußte dort mehrere Tage bleiben, mit liebenswürdigen Töchtern von Benkendorf, la princesse Hélène Beloselsky et comtesse Sophie. Nous avons fait quelques jours bombance à Lubeck.“ — Dies amüsierte mich sehr, weil ich ihm anmerkte, daß diese „Souvenirs“ wirklich angenehm für ihn waren. — Plötzlich sieht er den Flügel: „Ah! est-ce vous, qui tourmentez le piano?“ Er probiert es, findet es für Rom sehr gut. „Et qu'est- ce que vous jouez?“ — „Je ne joue que des bêtises.“ — „Eh bien, jouez une de ces bêtises, et en échange de cartes je vous jouerai un morceau de moi.“ Ich war denn nun wirklich verrückt genug, mich hinzusetzen: „Si quelqu'un m'avait dit que je jouerai un jour mes compositions devant Liszt, je lui aurai ri au nez.“ Mit diesen Worten begann ich. Franz Liszt saß neben mir, ganz so, wie weiland Stiehl neben mir zu sitzen pflegte, ließ einigemal pflichtschuldigst ein „charmant“ und ein „bravo“ los, machte am Schlusse als feiner Weltmann einige auf die Komposition tiefer eingehende Bemerkungen und fing dann an, selbst zu spielen und ganz reizend zu phantasieren. Wohl erst nach einer Stunde schieden wir. Ich muß jetzt noch lachen. Diese Szene habe ich natürlich nur hier beschrieben; denn andere könnten daraus wirklich den Schluß ziehen, daß ich wunderwelchen Wert auf mein Klavierspiel legte.

Rom, 21. Mai 1864.

Der heutige Morgen war so schön, daß ich vor 8 Uhr einen Spaziergang unternahm, und zwar wiederum nach Petrus in Vincoli. Ich hatte hierzu einen besonderen Grund. Gestern

abend traf ich nämlich bei Alexander Mendelssohn (der durch Krankheit seiner Frau hier noch immer zurückgehalten ist), den Professor Emil Wolff aus Berlin, den bekannten Bildhauer. Die Rede kam auf Michelangelo, und Wolff bemerkte, daß dieser nicht wie andere Künstler, seine Werke erst in feuchtem Lehm geformt, sondern gleich munter in Marmor gehauen hätte; höchstens habe er angefangen, ein kleines Modell zu machen und sei dann sofort an den großen Block gegangen. „Freilich," setzte Wolff hinzu, „hat Michelangelo sich dann auch bisweilen verhauen, wie seine Caritas beweist." Diese Caritas habe ich mir angesehen im Palazzo Rondanini, dem jetzigen russischen Gesandtschaftshotel, und sie macht wohl einen eigentümlichen Eindruck. Ein Teil ist ganz vollendet. Dann plötzlich aber muß der gute Michelangelo (oder wie er sich selbst schreibt: Michel Agniolo) irgendwo mit dem Meißel zu tief in den Marmor hineingefahren sein — genug, er hat sich von der armen Caritas abgewandt, weil der Fehler sich nicht wieder gut machen ließ.

Ähnliches soll ihm nun auch bei Moses passiert sein. Man behauptet, daß beim Arbeiten am Kopf ein Stück Marmor abgesprengt und dadurch das stolze Haupt etwas zu klein geworden sei.

Und wirklich habe ich mich heute früh überzeugt, daß an der Statue irgend etwas nicht in Richtigkeit ist. Der ganze Moses leidet darunter keineswegs in seiner Vollkommenheit, aber auffallend klein ist der Kopf.

Auch folgende Geschichte wurde erzählt. Als Michelangelo vor dem fertigen Werk stand, versank er in tiefes Nachdenken und je länger er Moses ansah, um so mehr fühlte er sich überwältigt. Er hatte vergessen, daß er selbst dies Bild geschaffen. Der Marmor belebte sich vor seinen Augen; immer mehr verfiel er in den Wahn, daß er vor einem menschlichen Wesen stehe. Aber es redete nicht, sondern sah ihn stumm an. Da versetzte Michelangelo, ergrimmt über das Schweigen, mit dem

Hammer dem Moses einen Schlag aufs Knie und rief dabei: „Perchè non parli?“

Die Stelle dieses Hammerschlages mußte ich mir ansehen. Auf dem rechten Knie des Moses ist wirklich ein alter, vergilbter Riß — das Mal des niemals ausgeführten Hammerschlages!

Der Morgen war wundervoll, und so ging ich noch zu der nicht fernen S. Maria Maggiore.

Es ist hier Brauch, das Santissimo Sagramento in jeder Kirche einmal im Jahre auf 40 Stunden auszustellen. Die Kirche wird dann Tag und Nacht offengehalten, brillant erleuchtet, mit buntfarbigen Gardinen, goldglitzernden Tressen ausgeschlagen, und zieht dann stets eine Menge Andächtiger an. Nach Ablauf der 40 Stunden wird das Allerheiligste in feierlicher Prozession von den Geistlichen und Mönchen in eine andere Kirche getragen, und so weiß denn der Römer an allen Tagen des Jahres und zu allen Stunden den Leib des Herrn zu finden, bei dem er sein Gebet verrichten kann. Die Zahl der hiesigen Kirchen ist so groß, daß für viele nur einmal im Jahr die Ausstellung der Hostie eintritt; in die kleineren Kirchen wird sie nie gebracht. Zur Orientierung wird bei Beginn der Woche durch die Zeitungen bekanntgemacht: Esposizione del Santissimo Sagramento in forma di quarant'ore, in chiesa S. Angelo oder Aracoeli oder wo es der Reihe nach stattfindet.

Den Fremden interessiert dies auch, weil er dann sicher ist, die Kirche nicht verschlossen zu finden. Sämtliche Seitenkapellen sind geöffnet, und dort stecken meistens die schönsten Gemälde, Statuen und Monumente.

Auf diese Weise bin ich in eine Menge Kirchen gelangt, zum Beispiel vor einigen Tagen in die alte Kirche S. Silvestro in Capite, so genannt, weil in ihr das Haupt Johannes des Täufers aufbewahrt wird. Das hat mich nicht weiter verführt, wohl aber das Klarissinnenkloster, welches mit der Kirche in Verbindung

steht, und mit seinen zwei großen Höfen den Umfang eines Stadtviertels hat. Dort war 1849 Garibaldis Hauptquartier. Zu dem Ende mußten die wackeren Klarissinnen, fünf uralte, vergilbte Nonnen, mit allen ihren Katzen und sonstigem Zubehör ausziehen, und der Freiheitsheld rückte an der Spitze seiner unternehmenden Gesellen mit Pferden und Kanonen in das Kloster. Jetzt sind die frommen Damen wieder dort einquartiert, aber nur in einem Teile des Gebäudekomplexes. Im anderen, größeren Teil liegt französische Infanterie, Artillerie und Gendarmerie, und während man auf einem der Klosterhöfe wilden militärischen Lärm vernimmt, blickt man vom andern zu den verhängten, zum Teil mit Brettern gefängnisartig verschlagenen Fenstern der Klarissinnen, die durch keinen Laut, kein Lebenszeichen ihre Existenz zu verraten wagen.

Bezeichnend ist, daß in dem großen Bau, in dem hundert arme Familien prächtig wohnen könnten, nicht mehr als fünf Nonnen gehaust haben. Es ist erklärlich, wenn Römer aus dem Volk, das hier oft in finsteren Löchern zusammengepfercht leben muß, fäusteballend zu den Fenstern der Nonnen hinaufsehen.

Seit gestern ist nun das Sagramento in der Santa Maria Maggiore ausgestellt.

Als ich in die Kirche trat, war der Anblick bezaubernd. Ein lebensvolles, echt italienisches Bild in der ganzen Tiefe und Glut südlicher Farbenpracht. Die Kirche erhält ihr Licht durch oben in den Seitenhallen angebrachte Fenster. Man pflegt diese im Sommer mit roten Gardinen zu verhängen, so daß an sonnigen Tagen, wie dem heutigen, ein rosiger Schein die kostbaren farbigen Marmorsäulen umspielt. Tief im Hintergrund erhob sich der Hochaltar mit dem Allerheiligsten im vollsten Lichterglanz. Die Seitenkapellen, deren Fußböden mit bunten Marmormosaiken ausgelegt sind, bergen neben schönen Altargemälden kolossale Marmorstatuen von Päpsten. Überall brannten Altarkerzen, funktionierten Mönche und Domherren;

malerisch gruppierten sich um sie die andächtig knienden Männer, Frauen und Kinder; ein Strom melodischer Orgelklänge flutete durch die majestätische Halle.

Echt italienisch auch die Musik: rasches Tempo, trällernde Melodien mit den bekannten modernen Doppelgriffen als Begleitung; ganz Verdi und Donizetti. Aber so was mögen wir Italiener gern; das versetzt uns auch in der Kirche in die richtige Seelenstimmung.

Neulich war ich im Teatro Argentina. Von dieser Schnelligkeit der Tempi, in denen da gesungen wird, macht man sich keinen Begriff. Es war Lukrezia Borgia, die aber hier Elisa del Fosco heißt, denn der Vater der guten Lukrezia saß ja als Alexander VI. auf dem päpstlichen Thron. Der Name Fosco ist gewählt, weil sich im zweiten Akt beim Schildabschlagen (Borgia-Orgia) durch den unartigen Pagen das F leicht in ein T verwandeln läßt; und tosco heißt Gift. Man geht um $8^1/_2$ Uhr hin. In den Logen werden Besuche gewechselt und laute Unterhaltungen geführt. Jeder folgt seiner Liebhaberei. Der Musikdirektor hat ein allerliebstes schwarzes Käppchen auf dem Kopf, vier Violinen desgleichen. Der Souffleur klappt im Zwischenakt kaltblütig die ihn deckende Muschel zurück und kriecht oder schaut ganz gemütlich aus seiner Höhle hervor. Das ist alles sehr scherzhaft. Und wenn dann der Page sein Trinklied heruntergeschmettert, jeder der Gesandten die gehörige Portion Gift im Magen, Gennaro sich genügend abgewinselt hat und das Publikum vor Entzücken rast, dann kommt noch für ein bis anderthalb Stündchen ein Ballett, um die Gemüter durch die zierlichsten Pirouetten und schmachtendsten Posen zu beruhigen. —

Heute soll der Papst wohler sein. Er spricht fortwährend von der Prozession am Fronleichnamstag, dem nächsten Donnerstag, wo er die Benediktion vom St. Peter erteilt. Diese Segnung von Tausenden von Menschen, die vor ihm auf die Knie fallen, ist sehr beglückend für Pio Nono;

er liebt es, sich öffentlich zu zeigen, und da er sowohl am Himmelfahrtstag als auch zu Pfingsten den Segen nicht erteilen konnte, hofft er, es jetzt tun zu können. Schon morgen will er ausfahren. So rasch wechselt das mit ihm; er hat einen Bruder, der dasselbe Fußleiden hat, dabei aber 80 Jahre alt ist und ganz zufrieden in Sinigaglia lebt.

Rom, Fronleichnamstag, 26. Mai 1864.

Heute haben wir hier das große Fest corpus Domini gefeiert. Der Papst ist trotz seiner Körperschwäche nicht zu halten gewesen, er hat die Prozession mitgemacht. Die Anstrengung ist freilich nicht so sehr groß, da er die ganze Zeit hindurch getragen wird und ganz behaglich in seinem Lehnstuhl sitzt. Das darf das Volk aber nicht wissen; er soll eigentlich kniend getragen werden und dabei die Hände zum Gebet erheben. Das würde der alte Herr aber die $1^1/_2$ bis 2 Stunden natürlich nicht aushalten können. Um dem Volk nicht die Illusion zu rauben, daß er kniet, wird sein Lehnstuhl, in dem er herumgetragen wird, mit Draperien bedeckt und unter ihrem Schutze leicht schräggestellt, so daß es den Anschein hat, als ob der Papst sich zum Gebet vornüberbeuge. Man sieht von ihm eigentlich nur Kopf, Arme und Hände, das übrige ist in mystisches Dunkel gehüllt.

Um 8 Uhr früh ging ich mit den drei österreichischen Kollegen (Cavriani, Wolkenstein, Hübner) nach dem Petersplatz. Dort waren bereits die Truppen in Parade aufgestellt. Die weite Fläche war erfüllt von Massen römischen Landvolks, welches schon mit Sonnenaufgang in buntem Festkostüm zur Stadt geströmt war, um den prächtigen Umzug zu sehen und den Segen des Heiligen Vaters zu erlangen.

Die Prozession geht vom Innern der Peterskirche aus, wendet sich zunächst links unter die Kolonnaden, zieht dann über den Platz in die gegenüberliegenden, und geht so wieder zur Kirche zurück.

Beide Colonnaden sind dann zu etwaigem Schutz gegen Regen oder Sonnenhitze derart miteinander verbunden, daß vom Ende der einen bis zum Ausgange der gegenüberliegenden ein hoher, breiter Baldachin der Länge nach über den ganzen Petersplatz ausgespannt ist.

Die Säulen, welche dieses künstliche Dach tragen, sind mit Blumenguirlanden umwunden. Überall saßen und standen Tausende von Römern und schönen Römerinnen in vollem Sonntagsstaat, daneben blondgelockte Engländerinnen und Amerikanerinnen: das Ganze ein wunderhübscher Anblick.

Der Weg zwischen den inneren Säulenreihen war mit gelbem Sand bestreut, der kurz vor Beginn des Zuges mit grünen Zweigen übersät wurde.

Die Prozession selbst ist ein mächtiges Stück katholischen Kirchenlebens, das sich plötzlich vor einem wie ein riesiger Heiligenschrein auftut mit seinen uralten Traditionen und Legenden, mittelalterlich-naiven Erinnerungen, prunkenden Gewändern, Reliquien und Kleinodien.

Voran schritt päpstliches Militär, um Platz zu schaffen. Weißgekleidete Waisenknaben folgten zu zweien, weit auseinandergehend, jeder seine Kerze haltend. Hieran reihten sich alle Mönche aus den Klöstern Roms, von den bärtigen Kapuzinern mit Sandalen, braunen Kutten und weißen Schnüren um den Leib, bis zu den feinen, weißgekleideten Dominikanern. Dazwischen zogen Karmeliter, Minoriten, Bernhardiner. Jeder trug seine Kerze, sprach oder sang sein Gebet — alles in militärischer Ordnung. Bei einzelnen Orden sah man prächtige ausdrucksvolle Köpfe, aber auch recht feiste, materielle Physiognomien. An der Spitze eines jeden Ordens wurde das Kreuz getragen. Unter den Dominikanern der Santa Sabina zeigte man mir einen Sohn des bekannten Mecklenburgers Kettenburg, der vor kurzem dort eingetreten ist; seine Züge waren nicht blaß und abgehärmt, vielmehr deuteten seine roten Wangen noch auf die frühere gute Mecklenburger Küche. Das

wird sich aber wohl mit der Tonsur allmählich ganz etatsmäßig gestalten.

Den Mönchsorden folgten die Glocken der fünf sogenannten Patriarchalkirchen Roms (S. Peter, Lateran, S. Maria Maggiore, S. Paolo, S. Lorenzo) und noch zweier anderer sehr alter Kirchen, ein Gebrauch, der aus den frühesten Zeiten des Mittelalters stammt: die genannten Kirchenglocken mußten stets bei der Corpus-Domini-Prozession vertreten sein. Dazu schickt man kleine Nachahmungen als Repräsentanten. Sie werden fortwährend geläutet. Hinter ihnen wird ein hohes, turmartiges, rotgelb gestreiftes Zelt getragen, dessen Bedeutung meine katholischen Freunde mir nicht anzugeben vermochten. Nun kamen die Herren Canonici der verschiedenen Domkapitel, kenntlich an der grauen Pelzpelerine, dann die Vorsteher der Orden, die Pfarrgeistlichkeit, die Bischöfe (17 an der Zahl).

Hinter letzteren wurden etwa acht päpstliche Tiaren, mit den prachtvollsten Edelsteinen besetzt, auf rotsamtnen Kissen getragen. Darauf folgte der päpstliche Hofstaat, die Sänger, die rotgekleideten Diener, die Schweizer in blanken mittelalterlichen Rüstungen, die Camerieri di Spada e Cappa in schwarzem spanischem Hofkostüm, die Hofchargen („Haus Seiner Heiligkeit" genannt), dann die Kardinäle und endlich auf hohem Tragsessel Pio Nono, ihm zur Seite die großen Pfauenfederbüsche. Unmittelbar an den Papst schloß sich die glänzende Nobelgarde in roten Uniformen; damit war der pomphafte Zug zu Ende.

Und nachdem man nun alle diese päpstliche Herrlichkeit und Macht in vollem Staate an sich hatte vorüberziehen lassen, kam auch schon der hinkende Bote hinterher: General Graf Montebello, Aide de Camp de l'Empereur Louis Napoléon et Commandant la Division d'occupation à Rome, erschien am Horizonte mit seinem Generalstab und einigen Abteilungen Chasseurs und anderer Linientruppen, als ob er sagen wollte:

„Ohne uns geht es doch nicht!“ Das wissen die Römer auch im Grunde recht wohl, und deshalb hassen sie die Franzosen so sehr — die Aktionspartei und die Italianissimi, weil sie die päpstliche Macht nicht erhalten wissen wollen, die ruhigen Unionisten, weil diese lieber statt der Franzosen die Piemontesen in Rom hätten, die Papisten, weil sie dem Louis doch nicht recht trauen und es nicht würdig finden, sich von demselben Manne beschützen zu lassen, der den König Franz II. um seine Krone, den Papst um die Marken und Umbrien gebracht, die Throne in Florenz, Parma und Modena gestürzt und Viktor Emanuel unterstützt hat.

Aber die Sentimentalität aller dieser Anschauungsweisen rühren den Kaiser sehr wenig. Seine Truppen bleiben ruhig in Rom. Als neulich jemand den General Montebello gefragt hat: „Est-ce que vous quitterez Rome, si le Pape meurt?“ hat der General geantwortet: „Nous resterons; car nous sommes ici pas pour la personne de Pie IX., mais pour la papauté qui nous sert.“

Zu den wenigen Personen, die sich über diese französische Besatzung zu trösten wissen, gehört Antonelli; der hat, wie für alles, so auch für diese Plage eine Entschuldigungsformel gefunden. Als man ihn auf das Demütigende der französischen Okkupation hinwies, soll er kurz erwidert haben: „Mais ce ne sont pas les soldats de Louis Napoléon, ce sont les soldats de la France catholique.“

Von Zeit zu Zeit führt Louis dann auch Coups aus, durch die er sich hier der hohen Geistlichkeit angenehm macht. Als die Piemontesen neulich den Kardinal Moricchini in Ankona eingesperrt hatten, wandte Antonelli sich sofort nach Paris mit der Bitte um Vermittlung; ein rascher Druck erfolgte von den Tuilerien nach Turin, und der Kardinal wurde vom Gerichtshof in Ankona für unschuldig erklärt und seiner Haft entlassen.

Auch in Geldsachen ist Louis mitunter der katholischen

Kirche gegenüber sehr gemütlich. So hat seit Heinrich IV. der Gebrauch bei den französischen Königen bestanden, sich um das Ehrenkanonikat der Lateranskirche zu bewerben, und dafür den Domherren dieser ältesten Bischofskirche Roms (omnium urbis et orbis ecclesiarum mater et caput) üppige Pfründen und Abteien zur Disposition zu stellen. Heinrich IV. schenkte ihnen eine reiche Abtei; Ludwig XIV. zahlte jährlich 4000 Louisdor; Ludwig XVIII. und Karl X. beschränkten sich auf 25000 Franken; Louis Philipp bewarb sich gar nicht um die Ehre und steckte sein Geld lieber in Staatspapiere. Louis Napoleon ist aber wieder dem Beispiel der alten Könige gefolgt, um auch als „Majesté très-chrétienne" aufzutreten; er hat dem Kapitel jährlich 25000 Franken angewiesen, legt vielleicht später noch etwas zu und hat sich dafür am 26. v. M. mit großem Pomp im Lateran durch seinen Botschafter zum Ehrenprotektor aufnehmen lassen.

Am Eingang zur Laterankirche steht eine prachtvolle Reiterstatue Heinrichs IV., der hier — nebenbei bemerkt — einen vollen Bart und keinen Henriquatre trägt. Diese Statue wurde ihm als erstem Wohltäter der Kirche von den Domherren errichtet. So weit wird es Louis wohl doch nicht bringen.

Freitag, 27. Mai.

Sehr amüsant bei der gestrigen Prozession war noch folgendes: die französischen Truppen, die den Zug beschlossen, marschierten mit dem alten Dessauermarsche auf. Diese echt preußischen Töne in Rom, bei der Fronleichnamsprozession, unter den Colonnaden von St. Peter, und zwar aus französischen Trompeten zu hören, machte einen höchst spassigen Eindruck. Die Sache erklärte sich freilich bald dadurch, daß sich an den Marsch verschiedene Stücke aus Meyerbeers „Feldlager" schlossen, so daß also die Melodie durch Meyerbeer hierher gelangt war. Nun soll es aber ursprünglich eine geist-

liche Hymne sein, die bei einer italienischen Prozession im Feldlager von Treviglio dem alten Dessauer so gefiel, daß sein Musikkorps sie im Marschtempo nachspielen mußte. Auf diesem Umweg war sie jetzt wieder in die Heimat zurückgekehrt. —

Die Nachrichten über den Papst lauten heute nicht schlecht; die Prozession hat ihm nicht geschadet. Aber alle, die ihn deutlich sehen konnten, und darunter sehr eifrige Katholiken, sprachen mit Bedauern aus, wie kränklich aufgedunsen sein Gesicht und wie gelblich seine Farbe geworden ist. Er hatte gehofft, gerade durch sein öffentliches Erscheinen alle Befürchtungen niederzuschlagen, die infolge seiner Krankheit ins Publikum gedrungen waren; statt letzteres zu beruhigen, hat er nur neue Besorgnisse verbreitet.

Während so die Nachrichten aus den päpstlichen Gemächern im Vatikan immer neuen Stoff zu Kombinationen und Prophezeiungen geben, sind seit einigen Tagen die Blicke der hiesigen Politiker plötzlich auf den Palazzo Farnese gerichtet, den bekanntlich König Franz II. bewohnt.

Es sind nämlich Papiere zum Vorschein gekommen, welche auf die Brigandage in Neapel ein eigentümliches Licht werfen und für die Exmajestät etwas kompromittierend sein sollen.

Die Art der Entdeckung der Papiere ist sehr romanhaft.

In der Via Felice 119, zwischen der Trinità de' Monti und der Piazza Barberini, wohnte schon seit längerer Zeit ein Baron Cosenza, der früher als Major bei den neapolitanischen Gardekarabinieri gestanden, später, nach Vertreibung der Bourbons, gegen die Piemontesen in Neapel konspiriert hatte. Infolgedessen dort gefänglich eingezogen, war er entkommen und hatte sich nach Rom zum König Franz geflüchtet.

Dieser Cosenza galt hier für die Seele des ganzen Brigantentreibens in Neapel. Jeden Abend um 6 Uhr ging er ins Palais Farnese zum König oder in die Wohnung des Grafen Trapani, um dort seine Pläne und Ent-

würfe vorzulegen. Vor 11 Uhr abends kehrte er selten nach Hause zurück.

Vor einigen Wochen, am 11. April, begaben sich drei zur Aktionspartei gehörige Römer, Graf Pietro Carletti, Michelangelo Fiore und Salvatore Santini, abends gegen $6^1/_2$ Uhr in die Wohnung Cosenzas, die letzterer — wie sie wußten — soeben verlassen hatte, forderten von seiner Wirtin den Schlüssel zur Stube und durchsuchten alles — vergeblich. Endlich aber fanden sie einen verschlossenen Nachtsack, der Wichtiges zu enthalten schien. Mit einem Dolche wurde das Schloß geöffnet; die darin befindlichen Schriftstücke nahmen die drei an sich; Geld und Wertpapiere lieferten sie der Wirtin aus. Dann verschwanden sie, um am nächsten Morgen mit dem ersten Zuge nach Neapel zu dampfen. Sie überlieferten sofort der Polizei die Dokumente, die so reiches Material enthalten sollen, daß schon in den nächsten Tagen etwa 80 Personen in Neapel arretiert sind. Alle diese Leute sollen sich an einem großen Komplott gegen die Piemontesen beteiligt haben, dessen Zentrum in Rom ist; von hier sind Gelder, Waffen und Mannschaften geliefert. Das Bedenklichste dabei aber ist, daß jetzt zum erstenmal der Name des Königs mit in diese Angelegenheit gezogen ist. Man will seine Teilnahme deutlich aus Cosenzas Papieren nachweisen können. Franz scheint seinem Freunde, dem Duca di Civitella, die Pläne diktiert zu haben.

Einen der Vertrauten des Königs, Duca di Gallo, kenne ich sehr gut und treffe häufig mit ihm zusammen, da er auch viel sowohl zu Széchényi als zur Baronin Stieglitz kommt. Er ist ein geistreicher, talentvoller (musikalischer), liebenswürdiger Mensch, der sich die Welt von verschiedenen Seiten angesehen hat, aber doch nicht von der Ansicht abzubringen ist, daß Franz sehr bald wieder in Neapel den Thron seiner Väter besteigen werde! Gallo hat eine wunderschöne Frau, eine Tochter der Principessa Rufano. Vor einigen Wochen gingen Mutter und

Tochter nach Neapel, von wo sie 1860 geflohen waren, wo aber jetzt ihre Anwesenheit einer gerichtlichen Prozedur wegen notwendig war. Acht Tage später folgte ihnen Gallo dorthin. Am Tage nach seiner Ankunft wird er auf die Polizei beschieden, wo man ihm eröffnet, daß er binnen 24 Stunden die Stadt wieder zu verlassen habe, da seine Beziehungen zum König und sein Treiben in Rom bekannt seien. Er mußte also zurück, und da seine Frau in einer Lage ist, welche ihr es unmöglich machte, den Gatten zu begleiten, so muß der Arme hier die nächsten Monate allein zubringen und kann dann recht gründlich über die Aussichten der Bourbons in Neapel nachdenken.

Ein Hauptagent für die Organisation der Brigandage ist unter anderen auch ein lieber Landsmann, der sich hier eines denkbar schlechten Rufes erfreut, sehr tätig im Anwerben der Briganten sein soll, entweder aus mißverstandenem Royalismus oder — wie einige behaupten — um seine arithmetischen Verlegenheiten zu beseitigen. —

Vor wenigen Tagen war ich auf einem meiner Morgengänge in der S. Sabina. Besonders anziehend für mich war ein Grabstein, den ich in einem der Seitenschiffe fand und dessen Anblick zu eigenen Betrachtungen führte. Er deckt einen deutschen Ritter, der im Jahre 1312 mit seinem Kaiser, Heinrich VII., zur Krönung nach Rom gezogen war, der letzteren aber nicht hat beiwohnen können, da er zwölf Tage zuvor, am 17. Juni, in Rom gestorben, oder wahrscheinlich wohl im Straßenkampf gegen die Orsini und die mit diesen verbündeten Neapolitaner, die dem Kaiser die Kathedrale St. Peter streitig machten, gefallen ist. Die Inschrift des Grabsteins gibt nur Namen und Datum. Der Stein ist von schönem, weißem Marmor, acht Fuß lang, nur $2^1/_2$ Fuß breit; oben ist das Schild mit dem Wappen, darunter auf lateinisch: „Im Jahre 1312 am 17. Juni starb der edle Schildknappe Goso von Husbergen aus Theutonia. Sanft ruhe seine Asche." Zwölf Tage

später wurde Heinrich im Lateran gekrönt. Nicht im St. Peter. Dorthin verbarrikadierten ihm die Orsini und Neapolitaner den Weg, und der Kaiser hatte nicht Ritter genug, um die Feinde zu werfen.

Diese Grabsteinstudien können — wie ich fühle — leicht zu einer Leidenschaft oder vielmehr zu einer Art Manie werden. Solche alte Steine mit ihren ehrwürdigen großen Wappen und den oft so kindlich-naiven Inschriften haben für mich eine eigentümliche Anziehungskraft. Seit Hunderten von Jahren liegen diese geheimnisvollen Platten in der Kirche; Hunderttausende, ja Millionen von Menschen sind im Laufe der Zeiten über sie weggeschritten oder haben sich auf ihnen zum Gebet niedergelassen; manche Inschrift, manches Wappen ist dadurch unkenntlich oder ganz verwischt geworden — aber dann wird die Sache erst recht aufregend, wenn es gilt, zu enträtseln.

Rom, 1. Juni 1864.

Nach einem intimen Diner bei Cavriani erschien dort neulich Liszt in auffallend erregter und freudiger Stimmung. Er ist bekanntlich eifriger Freund von Richard Wagner und war nun überglücklich über die schmeichelhafte Einladung, die dieser vom jungen König Ludwig von Bayern erhalten hat, nach München zu kommen, wo ihm eine sorgenfreie Existenz gesichert ist. Liszt las uns den Brief des Königs (in Abschrift) vor. Letzterer spricht darin dem Komponisten aus, wie sehr ihn seine Musik von früher Jugend an begeistert, welchen Genuß er daraus geschöpft habe; wenn er ihm daher jetzt München als Wohnort anbiete, so sei dies nur ein Ausdruck aufrichtiger Dankbarkeit, die er ihm schulde.

Vorgestern besuchte ich Liszt in seinem Kloster Santa Maria del Rosario, am Monte Mario gelegen, mit prachtvoller Aussicht auf Rom und aufs Gebirge. Früher ist es stark bevölkert gewesen, denn die Zahl der Zellen ist nicht unbedeutend. Jetzt

lebt dort ein einziger Dominikaner, ein Klosterdiener und Liszt. In der kleinen Kirche, die offen nach der Landstraße hin liegt, liest der Dominikaner jeden Morgen die Messe. Liszt ist stets zugegen; er sitzt fürstlich in einer oben mit Fensterverschlag angebrachten Loge, die wenige Schritte von seiner Zelle entfernt ist — ganz wie Karl V. im Kloster San Just, der aber nötigenfalls sogar von seinem Bette aus die Messe hören konnte.

Zum Kloster führt von der Landstraße aus eine hohe, prächtige Doppeltreppe. Die Pforte ist stets geschlossen, man zieht an einer Glocke, deren melancholischer Ton durch alle Gänge des Klosters dringt — eine Klosterglocke und die Turmuhr eines alten Schlosses haben für mein Ohr stets einen eigenen Zauber. Dann erscheint der Diener, der bei Liszt anmeldet.

Liszt verdankt diese Wohnung dem als ultramontan bekannten Pater Theiner, seinem Freunde, dem er den Wunsch nach einer stillen, ruhigen Zelle mitgeteilt hatte. Vor ihm hat dort der Pater Ventura gewohnt.

In der Mitte des ziemlich großen Raumes steht ein langer Arbeitstisch, an den Wänden ist eine kleine Hausbibliothek aufgestellt; außerdem zählte ich dort und in den Fensternischen etwa zwölf große und kleine Heiligenbilder. Auf einem Ecktische liegt in Marmor gehauen die Hand Chopins; daneben ein Etui mit einem Ring, den Pius IX., als er Liszt im vorigen Jahre besuchte, ihm geschenkt hat. Neben dem Arbeitstisch steht ein ziemlich bejahrtes Pianino, das zudem an schlechter Stimmung leidet, und — was das Scherzhafteste ist — das D im Baß gibt nicht an. Auf einem solchen Instrument arbeitet jetzt derselbe Franz Liszt, vor dem einst die massivsten Flügel Europas zitterten, und der ein halbes Menschenalter hindurch wie ein donnernder Jupiter die ganze Künstlerwelt beherrscht hat. Er spielt jetzt fast gar nicht mehr; in seiner Wohnung berührt er das Klavier nur zum Komponieren. Zurzeit ist er beschäftigt, die neunte Beethovensche Symphonie für Klavier zu bearbeiten.

Mich amüsiert es immer sehr, ihn wiederzusehen. Alles, was er sagt, trägt den Stempel der Originalität und großer Genialität an sich, und man merkt ihm stets an, daß er einstmals eine kolossale Stellung in der Welt einnahm. Die früheren historischen langen Haare trägt er noch — grau in grau — und wenn er am Klavier sitzt, so unterläßt er nicht, während seines Spiels wenigstens einmal ganz plötzlich den Zuhörer scharf und durchdringend anzusehn, um zu wissen, ob er auch gehörig aufmerksam ist; diesen Zug — ein Überbleibsel aus seiner großen Vergangenheit — habe ich hier jedesmal wieder bemerkt, wenn ich ihn vortragen hörte.

Unbezahlbar ist es, wenn er in einer Gesellschaft zum Spielen aufgefordert wird und keine Lust hat. Er wird dann gegen die Wirte überschwenglich höflich, spricht geistreich über Musik, tritt ans Klavier, gibt einen beliebigen Akkord an, läßt dabei sein dämonisch-sarkastisches Auge durchs ganze Zimmer blitzen, murmelt innerlich: „Ihr Ochsen!“ nimmt seinen Hut und schrammt ab.

Was meine eigenen Beziehungen zu Liszt betrifft, so sind sie auf das richtige Maß künstlerischer Höhe gebracht, seitdem wir uns in der musikalischen Matinee bei mir gegenseitig haben schätzen lernen. „Nous ne parlons que de nos dernières compositions et Liszt se flatte d'être mon collègue!“ So ist das beiderseitige Verhältnis ganz richtig von ihm aufgestellt!

Als ich ihn vorgestern gerade verlassen wollte, kam sein Landsmann Reményi, ein fulminanter Violinspieler. Er brachte außer dem englischen Vizekonsul in Neapel, Mr. Douglas und dessen Frau und Tochter, noch seine Violine mit, und da Liszt gerade vor kurzem das Lenausche Zigeunerlied komponiert hat, so spielte es Reményi, der es für die Violine arrangierte, uns vor. Liszt begleitete auf dem Pianino ohne D. Aber die Komposition ist höchst originell, und das ungarische Blut Reményis kam in solche Aufregung, daß er während des

Spiels fast herumtanzte, wie seine Magyaren es in der Pußta tun.

Zum Schluß spielte dann noch eine echt britische Szene. Douglas trat plötzlich vor Liszt mit den Worten: „Darf ich Sie um eine Gnade bitten?“ — „Mit Vergnügen.“ — „Darf ich auf Ihrem Instrument einen Akkord angeben?“ — „So viele Sie wollen.“ Damit ging Douglas majestätisch ans Pianino, gab einen Akkord an, nahm dann sein Notizbuch und verzeichnete darin, daß er am Montag, den 30. Mai 1864, nachmittags 4 Uhr im Kloster bei Franz Liszt auf dessen Pianino einen Akkord angegeben habe.

Freitag, den 3. Juni.

Vorgestern abend sind Willisens von Florenz wieder eingetroffen.

Ich speiste den Tag bei Meyendorf, der bei der jetzigen Verstimmung zwischen Petersburg und Rom wohl noch lange hier Geschäftsträger bleiben wird. Kisseleff kann wegen seiner Heiratsgeschichte nicht nach Rom zurückkehren, und einen andren vollen Gesandten schickt der Kaiser nicht, da ihn die Polenrede des Papstes sehr schmerzlich berührt hat: „Je suis ému de voir le Pape déchaîner ainsi son ressentiment contre la Russie.“ Antonelli fährt immer neue Spritzen auf, um die Verstimmung zu löschen, aber das Wort ist einmal gesprochen, und das Wort eines Heiligen Vaters hallt in der ganzen katholischen Welt wider. Daß der alte Herr auf diese Weise recht viel Schwierigkeiten bereitet, kann Antonelli freilich nicht geradezu aussprechen, aber er deutet es wohl an, wenn auch nur in der leisesten Tonart.

Überhaupt ist das Verhältnis Antonellis zum Papste kein sehr rosiges. Täglich, stündlich hat der Kardinal-Staatssekretär beim Heiligen Vater gegen die Intriguen des Monsignor Mérode zu kämpfen, der ein geschworener Feind Antonellis ist und diesem auf alle Art das Leben sauer macht. Das glän-

zendste Meisterstück seiner Kabale war die Verhaftung des Herrn Fausti, der zur nächsten Umgebung Antonellis gehörte und eines schönen Tages gefänglich eingezogen wurde, weil man ihn der engsten Beziehungen zur Aktionspartei anklagte. Daß diese Anklagen noch bis zur heutigen Stunde nicht rechtskräftig festgestellt sind und hauptsächlich auf Aussagen zweifelhafter Persönlichkeiten beruhen — das wissen nicht viele, und am wenigsten erfährt es der Papst. Letzterem gegenüber kann Mérode die Faustische Geschichte, die noch immer hier im Gefängnisse weiter spielt, als eine Zwickmühle wider Antonelli gebrauchen, der überdies dem Papst auch aus anderen Gründen verhaßt ist. Der Kardinal liebt nämlich das schöne Geschlecht und das Gold. Er stammt aus der kleinen Ortschaft Sonnino an der neapolitanischen Grenze, einem berüchtigten Räubernest. Seine Eltern waren arm; er selbst ist aber seit 1849 reich geworden, soll mehrere Millionen besitzen, hat seinen Bruder zum Direktor der hiesigen Bank eingesetzt und macht mit diesem große Geldgeschäfte. Das alles liebt der Papst nicht. Und da Mérode, statt sich zu bereichern, sogar sein Vermögen im Dienste Seiner Heiligkeit zusetzen soll, so ist dessen moralischer Einfluß auf Pio IX. viel größer als derjenige Antonellis. Eine vollständige Trennung des Papstes von letzterem, wie Mérode sie wünscht, ist aber nicht möglich. Ihre Ehe hat schon zu lange gedauert, und Antonellis Stellung zum diplomatischen Korps und zu den Höfen ist so gut, daß es dem Papst schwerfallen würde, ihn in dieser Hinsicht zu ersetzen.

Daß Antonelli sich mit allen fremden diplomatischen Elementen so gut gestellt hat, ist um so mehr zu bewundern, als er 58 Jahre alt geworden ist, ohne jemals über die Grenzen des Kirchenstaats hinauszukommen. Er übersieht seit 1847 das ganze Weltgetümmel von seinem engen Kabinett im Vatikan, zu dem man, wie ich schon schrieb, so hoch steigen muß, daß jemand neulich sagte: „Quand les diplomates entrent chez le cardinal ils ont toujours le cœur palpitant“.

Beim Meyendorffschen Diner war Gregorovius, dann ein Kanonikus Sanelli (Frondeur, sehr unterrichtet und witzig) und il Commendatore Visconti, commissario delle Antichità e Presidente del Collegio filologico dell' Università Romana, der sehr amüsant erzählte, wie man, wenn er nicht aufpasse, die auf päpstlichem Grund und Boden gefundenen Statuen und Antiken bei Nachtzeit auf anderem Privatboden vergrabe, sie dort als etwas Neues wieder auffinde und schließlich von der päpstlichen Regierung große Summen zum Ankauf der Statuen verlange. Mit dem Besitzer des Bodens fänden die Betreffenden sich dann leicht ab.

Nachmittags.

Ein erfrischendes Gewitter ist vorüber, der Regen hat aufgehört; mein Fenster ist geöffnet, ich lasse Orangen- und Blumenduft hereinziehen. Könnte ich diesen Zeilen recht viel davon beifügen!

Gestern verlebte ich einen sehr schönen Tag in Genzano im Albanergebirge mit Uruſſow (von der russischen) und Graf Thomar (von der portugiesischen Gesandtschaft). Das sogenannte Blumenfest, festa della infiorata, wurde gefeiert, ein Fest, das nur alle 20 Jahre stattfindet und nur von einem poetischen und sinnigen Volk erfunden und ausgeführt werden kann.

Von dem Marktplatz in Genzano (Piazza di San Sebastiano) gehen radienförmig vier Straßen ab. Zwei steigen bergan. Nun ist es ein alter Brauch, daß acht Tage nach dem Fronleichnamsfest — wie überall — so auch in Genzano eine Prozession stattfindet, um das Allerheiligste in die Kirche zurückzubringen, aus der es am Corpus-Domini-Tage in eine andere Kirche getragen war. Dieser Zug geht durch die beiden berganſteigenden Straßen Genzanos. Daß die Wege, über welche sich eine Prozession bewegen soll, mit Blumen und Zweigen bestreut werden, ist eine alte malerische Sitte. Doch die glaubensfreudigen Bewohner von Genzano wollen den Pfad würdiger bereiten.

Zunächst wird er durch Buchsbaumguirlanden abgegrenzt. Zwischen ihnen sieht man nun, wenn man wie wir an jenem Tage noch vor Mittag nach Genzano kommt, auf dem glatten Pflaster alle möglichen Muster mit breiten, weißen Strichen angegeben. Höchst zierlich, höchst mannigfaltig — es sieht aus, als läge ein Teppich neben dem anderen, aber jeder mit einem andern „Dessin".

Gegen 1 Uhr fangen nun diese Linien an, sich zu beleben. Von allen Seiten erscheinen Leute mit großen Körben, die mit frischen Blumenblättern gefüllt sind. In einem leuchten weiße, in anderen rosa Rosenblätter. Alle Nuancen sind vertreten, die Körbe stehen da wie bunte Farbentöpfe. Die malerische Ausführung ist genau vorgeschrieben: an den Seiten einer jeden Teppichabteilung wird ein koloriertes Musterblatt aufgehängt — nun beginnt die Arbeit. Der eine streut in die kleinen auf dem Pflaster vorgezeichneten Rosetten gelbe Blüten vom Goldregen, der andere füllt die Karrees mit Weiß, ein dritter „malt" breite, dunkelrote Mohnstreifen. Steigt man einige Schritte höher, so sieht man Arbeiter, die in die Mitte eines solchen Teppichs das Papst- oder ein Kardinalswappen einfügen. Diese sind aber schon vorher zu Hause sorgfältig auf einem Brett aus kleinen Blumenblättern ausgeführt, täuschend wie die schönsten Gobelins. Da sieht man Adler, Löwen, Tauben, Drachen, Tiaren, rote Kardinals- und violette Bischofshüte. Auf einzelnen Teppichen sind Stellen aus der Bibel eingewirkt, vielfach auch das Zeichen des Allerheiligsten oder die Anfangsbuchstaben des griechisch geschriebenen Wortes „Jesus".

Zwei Stunden, und alles ist fertig. Jedes Muster findet sich nur einmal. Die Erfinder dieser Feerie müssen fabelhafte Phantasie gehabt haben, gleich den Webern in Kaschmir, den Miniaturmalern des Koran oder den frommen Mönchen der Evangelienbücher.

Die Ausführung des Festes kostet den Bewohnern von Genzano 2000 Skudi. Daher es nur alle 20 Jahre stattfinden

kann, während welcher Zeit die Kommune für das nächste Fest sparen muß.

In dem kleinen Orte wogte es von Nationalkostümen aller Art; die Genzanerinnen, Albanerinnen, Frascatinerinnen in ihren eigentümlichen roten Jacken, das breite, weiße Tuch über dem Kopf.

Um $5^1/_2$ Uhr setzte sich die Prozession in Bewegung und schritt unter den rauschenden Klängen der Musik über die Blumenteppiche.

Rom, 6. Juni 1864.

Sonntagvormittag habe ich in der Kirche Santa Caterina da Siena der Einsegnung zweier Nonnen beigewohnt. Die eine war jung und hübsch, die andere etwa 30 Jahre. Gegen 11 Uhr füllte sich die elegante kleine Kirche, zu der das Nonnenkloster gehört. Der Eingang war mit frischem Grün bestreut. Schweizer mit Hellebarden von der päpstlichen Garde hielten Wache. Ein Teil der Kirche war für die Anverwandten und Freundinnen der beiden Einzukleidenden abgesperrt.

Es erschien dann zunächst der Kardinal Guidi, ein kleiner feister Herr, mit seinem zahlreichen und glänzenden Gefolge. Dieser hatte beide mit ihren künftigen Pflichten bekannt gemacht.

Endlich kamen die Himmelsbräute in weißen Gewändern, Blumen im Haar, ein Lächeln auf den Lippen, um aller Welt zu zeigen, daß sie mit voller Freudigkeit der Welt entsagen. Ein kleiner, als Engel gekleideter, sechs- bis siebenjähriger Lockenkopf in weißem Rosenkranz schritt vor ihnen her. Hinter ihnen ging die hier lebende Infantin von Portugal als Brautmutter der Jüngern, dann folgten die nächsten Angehörigen.

Bevor die Bräute den abgesperrten Teil der Kirche betraten, schritten sie auf einen Seitenaltar zu, vor dem rote Samtkissen ausgebreitet waren. Hier knieten sie nieder, um zu beten. Die Orgel spielte dazu echt italienisch im Dreivierteltakt.

Dann traten sie vor den Altar.

Bei dergleichen Zeremonien dürfen noch Kinder als Engel verkleidet in der Kirche erscheinen. Bei den auf der Straße herumziehenden Prozessionen ist dies aber vor acht Tagen durch den Vikar von Rom aufs schärfste untersagt. Es war damit viel Unfug getrieben worden.

Ein anderes Verbot, das der liberale Kardinal Andrea in Subiaco hat ergehen lassen, wird dort und hier viel besprochen. In Subiaco, im Gebirge, befand sich ein Madonnenbild, dessen Augen so gemalt waren, daß sie nach längerem Ansehen sich zu bewegen schienen. Diese optische Täuschung wurde natürlich von der Geistlichkeit wacker ausgebeutet. Andrea hat das Bild wegschaffen lassen. Darob großes Geschrei gegen ihn.

Dahingegen werden wir am 14. d. M. ein echt römisch-katholisches Drama erleben.

Es kommt nämlich darauf an, kirchenrechtlich festzustellen, ob die Wunder, die der zu Dietz in Brabant 1559 geborene, als Scholastikus der Jesuiten zu Rom im Jahre 1621 verstorbene Johann Berckmann hier und in Ronciglione ausgeführt hat, der Art gewesen sind, daß er darauf hin beatifiziert oder seliggesprochen werden kann. Das Beatifizieren steht, wie mein römischer Gönner, Graf Gozze, auseinandersetzte, eine Nummer unter dem Kanonisieren oder Heiligsprechen: Selig = roter Adlerorden, heilig = schwarzer Adlerorden.

Schon Papst Gregor XVI. hat die Aufmerksamkeit auf diesen Berckmann gelenkt und 1844 ein Dekret erlassen, durch welches er dessen „heroische Tugenden" anerkennt. Pio Nono wußte nichts von der ganzen Sache, sie wurde ihm von den Jesuiten vorgetragen, weil diese nach einem neuen Seligen für ihren Orden verlangten. Dergleichen wird hier von Orden, Städten, Familien, Ortschaften betrieben und eingeleitet, wie bei uns für eine Ordensverleihung intriguiert wird.

Also Gregor hat das Eis gebrochen, und zwar schon vor 20 Jahren. Seitdem sind diese Wunder untersucht. Sie be-

ſtehen darin, daß Berckmann vier von den damaligen Ärzten für unheilbar erklärte Perſonen dennoch geheilt hat.

Nun iſt die Sache an eine Kommiſſion gegangen. Zwei Ärzte ſind aufgefordert, ihr Gutachten abzugeben, ob — nach den vorhandenen Traditionen — jene vier Kranken wirklich vom mediziniſchen Standpunkt als unheilbar zu betrachten waren. Einer der begutachtenden Ärzte iſt Dr. Tauſſig, früher Leibarzt des Großherzogs von Toskana, ſeit 1859 in Rom, hier in hohen geiſtlichen Kreiſen ſehr beſchäftigt; ein Schlaukopf und guter Arzt. Der und ein Dr. Tamioni haben große Schriften angefertigt pro rei veritate: nur ein Wunder habe die vier Perſonen retten können.

Der Form wegen wird nun auch eine Schrift dagegen geſchrieben, und ſo iſt denn allmählich ein Aktenheft von 225 Seiten Großquart entſtanden, welches am 14. cr. der Congregation préparatoire des rites zur Beurteilung und ſodann den Kardinälen unter Vorſitz des Papſtes zur Erledigung vorgelegt wird. Ein Anti-Paptiſt ſagte neulich: „La papauté ne s'écroulera jamais, car elle est fondée sur une erreur.“

Mit Pio IX. geht es wieder erträglich; die Conclavefrage iſt einſtweilen beiſeite geſchoben.

Geſtern beſuchte mich der Dr. Caſtano, Chef du service de santé à la division d'occupation à Rome. Er hat als Oberarzt die Expedition nach China mitgemacht und darüber ein Werk veröffentlicht, welches er dem König zu überreichen wünſcht; deshalb ſein Beſuch. Dieſer war mir beſonders intereſſant, weil Pio IX. den Herrn Caſtano vor acht Tagen zur Konſultation hatte zu ſich kommen laſſen. Nach Caſtanos Anſicht iſt das päpſtliche Fußübel von untergeordneter Bedeutung; die Hauptſache, die ſeine italieniſchen Ärzte gar nicht zu kennen ſcheinen, iſt ein Herzleiden, welches auch der Grund ſeiner häufigen Ohnmachten iſt. Caſtano hat nun möglichſt wenig Bewegung verordnet, damit die Beine geſchont werden, und

wünscht, daß der Papst frische Landluft genießt. Er hielt den Zustand für gar nicht gefährlich.

Also eine ganz neue Anschauung.

Castano war kürzlich in Paris. Er erzählt, Louis Napoleon sei jetzt aufs eifrigste beschäftigt, sein Werk über Julius Cäsar zu vollenden, welches aus acht großen Teilen bestehen soll. Das wird ein Ereignis werden. An gründlichen Nachforschungen hat er es nicht fehlen lassen. Seine Ingenieuroffiziere sowohl wie Gelehrte haben in Frankreich wie in Italien, am Rhein und in anderen Gegenden Messungen, Untersuchungen und Nachgrabungen aller Art anstellen müssen. Hier ist Herr Rosa, Vorstand der farnesischen Gärten (der Kaiserpaläste) mit Aufträgen der Art beehrt worden. Der Stil wird natürlich prachtvoll sein, und Ansichten von Louis Napoleon über einen Mann wie Cäsar zu hören, ist schon der Mühe wert. Wenn dieses Buch fertig ist, geht er an eine Geschichte Karls des Großen, zu der bereits die Sammlungen begonnen sind.

Um auf Pio IX. zurückzukommen, dessen Krankheit und Gesundheit die Basis aller hiesigen politischen Betrachtungen bildet, kann angenommen werden, daß nach den genealogischen und Altersberechnungen, die über seine Familie und Vorfahren angestellt sind, ihm noch ein großes Stück Leben aufbewahrt ist. Sein Großvater, Graf Herkules Mastai, ist 96 Jahre alt geworden; sein Vater, Graf Hieronymus, 84 Jahre; dessen Frau (seine Mutter), Gräfin Katharina, 82 Jahre. Sein ältester Bruder, Graf Gabriel, ist gegenwärtig 84 Jahre alt; ein anderer Bruder, Graf Gaëtan, 80 Jahre; eine Schwester, Gräfin Benigni, 70 Jahre; alle sehr gut konserviert.

Einer seiner Neffen ist Artillerieoffizier in piemontesischen Diensten, wo er täglich schöne Sachen über seinen Onkel hören mag.

Der Papst tut für seine Familie fast gar nichts und unterscheidet sich dadurch von seinen Vorgängern, die fast ohne Ausnahme ihre Familien zu heben und zu bereichern wußten. Im

großartigsten und übermächtigsten Stil ist dieser Nepotismus von den Heiligen Vätern des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts gehandhabt worden. Denn der ganze vornehme, reiche Adel Roms mit seinen prachtvollen Palazzi, seinen schönen Villen besteht aus Familien, die von Hause aus wenig besaßen und dann durch einen zu ihnen gehörigen Papst mit weltlichen Schätzen gesegnet wurden. Die Aldobrandini, die Borgheſe, die Rospiglioſi, Barberini, Chigi, Pamphili, Odescalchi würden vermutlich kleine, unbedeutende Familien sein, wenn sie nicht ihren Clemens VIII., der ein Aldobrandini war, ihren Paul V., der ein Borgheſe war, ihren Clemens IX., der ein Rospiglioſi war, ihren Urban VIII., der ein Barberini war, ihren Alexander VII., der ein Chigi war, ihren Innocenz X., der ein Pamphili war, ihren Innocenz XI., der ein Odescalchi war, gehabt hätten. Alle dieſe Clemens, Paul, Urban, Alexander waren gute, liebe Brüder, Onkel und Vettern, die, weil sie selbst keine Kinder hatten (wenigstens nicht ostensible), sich um so zärtlicher gegen ihre Brüder, Schwestern, Neffen und Nichten erwiesen. Kaum war ein solcher Herr aus den Intriguen des Conclaves als Papst hervorgegangen, zeigte er sich schleunigst bedacht, großen Grundbesitz für seine Familie zu erlangen. Sobald die Ländereien zusammengebracht waren, wurde das Pergament unterschrieben, durch welches er den Bruder oder Neffen zum Principe erhob; Palazzi und Bildergalerien wurden für dieſe angelegt; in der Vorhalle ward der Thron mit Balustrade errichtet, über welchem auf rotausgeschlagener Wand das fürstliche Wappen prangte, wie man dieſe Vorkehrungen noch jetzt als Zeichen der einstigen feudalen Macht in den Palazzi sieht; ein Heer von Lakaien und Läufern ward in reiche Livreen gesteckt; die Karoſſen wurden glänzend vergoldet, prächtige Züge von Pferden angeschafft, und der neue Principe rollte durch die Straßen Roms.

Dieſe Nepotenwirtschaft hat bis zum Anfang unseres Jahrhunderts gedauert; Pius VI., der Gründer der Familie

Braschi (1775—1799) war der letzte dieser vorsorglichen Päpste.

In den Kreisen jener hohen römischen Adelsfamilien gedeihen natürlich aufs Üppigste die streng-legitimistisch-papistisch-bourbonischen Grundsätze. Ein Borghese sucht etwas darin, für einen strammen Reaktionär zu gelten; mein guter Odo Russell, ein selten liebenswürdiger, talentvoller Mensch mit großem Namen, erscheint nicht bei Borghese, weil er sich durch seine Depeschen als eifriger Gegner der Bourbons und der Brigantenwirtschaft dokumentiert hat.

Andere römische Familien lassen sich freilich dadurch nicht abhalten, Russell bei sich zu sehen. Einige sind sogar ganz liberal, wie der Fürst Piombino, der eine Adresse an Louis Napoleon gegen den weltlichen Besitz des Papstes mit unterzeichnet hat, so daß er Rom verlassen und nach Paris übersiedeln mußte.

Der Bedenklichste unter den Abtrünnigen ist der Herzog Sforza Cesarini. Er wurde auch liberal, schloß sich den Piemontesen an, zog als Präfekt mit Freischaren in Viterbo ein. Seitdem kann er sich hier natürlich nicht mehr sehen lassen. Er ist jetzt Mitglied des Senats in Turin.

Rom, 10. Juni 1864.

Das Wetter kann im Norden nicht schlechter sein als hier; Regen, Wind, grauer Himmel, kühle Luft. Der Römer ist außer sich: brutissimo tempo; un giorno di Gennaio o Febbraio! Als Abwechslung finde ich einen solchen Februartag im Juni garnicht unangenehm, zumal man sicher weiß, daß morgen sich schon wieder der schöne, blaue Himmel zeigt.

Über den Seligsprechungsprozeß haben mir meine zwei Freunde, Graf Gozze und der Kanonikus Sanelli, noch Näheres erzählt. Beide Herren sprechen mit hoher Anerkennung und großer Wärme von dieser Einrichtung der katholischen Kirche. Einen solchen Standpunkt der Anschauung vermag ich zwar

nicht zu erklimmen, aber interessant ist der Ernst und die Gründlichkeit, mit der solche Beatifikations- oder gar Kanonisationsprozesse geführt werden. Die Akten aller derartigen Prozesse sind in Rom. Leibniz soll den Wunsch geäußert haben, sie zu sehen; man hat ihm einen Prozeß geschickt; er soll im Staunen über die Gründlichkeit geäußert haben: „Danach ist es nicht möglich, Rom zu betrügen." Die Hauptfigur dabei ist der sogenannte offiziell bestellte Advocatus diaboli, dessen Aufgabe es ist, alles aufzusuchen, was gegen Beatifikation oder Kanonisation der betreffenden Person sich einwenden läßt, um dann letztere so schlecht wie möglich zu machen; als Quelle dazu benutzt er die vorhandenen geschichtlichen Überlieferungen, Briefe von der Person, an dieselbe oder über dieselbe. Es liegt in der Hand eines geschickten Advocatus diaboli, die ganze Prozedur zu hintertreiben. Oft dauert ein solcher Prozeß fünfzig bis hundert Jahre. Die Kosten eines derartiger Verfahrens sind natürlich sehr groß: sie belaufen sich zuweilen auf 1- bis 200 000 Skudi. Um das Geld aufzubringen, legt jeder Orden eine eigene Sammlung an; je mehr Kapitalien er hat, desto mehr Beatifikationsprozesse kann er einleiten. Papst Benedikt XIV. hat um die Mitte des vorigen Jahrhunderts zwei große Folianten über hiermit zusammenhängende Fragen geschrieben. —

Dr. Taussig, von dem ich neulich schrieb (als Mitakteur im Berckmannschen Prozeß), hat schon vor Jahren die Herzkrankheit des Papstes erkannt, die jetzt auch der französische Militärarzt Castano gefunden. Taussig wurde nämlich vom Papst konsultiert und von letzterem hauptsächlich danach gefragt, ob er (Pio IX) an einem Herzübel leide. Taussig verneinte das. Der Papst ward dringender und fragte ihn aufs Gewissen. Taussig blieb beim Verneinen. Nachdem die Konsultation beendet, eilt Taussig zu Antonelli, um ihm mitzuteilen, daß der Papst ein Herzleiden habe. Antonellis erste Frage ist, ob er das Seiner Heiligkeit gesagt, worauf Taussig erwidert, er

habe es nicht über sich gewinnen können, einem alten Manne eine solche Enthüllung zu machen. Der Kardinal gibt ihm entschieden Unrecht, geht dann selbst zum Papst und macht ihm die Erklärung, daß er ein Herzübel habe. Pio IX. frägt, wer das sage. Antonelli erwidert: „Dr. Tausſig, der aber nicht gewagt hat, es Eurer Heiligkeit auszusprechen." Diese gutgemeinte Rücksicht machte auf Pio IX. einen so unangenehmen Eindruck, daß er nur sagte, er wolle den Dr. Tausſig nie wieder vor Augen haben. —

Mit großer Spannung sieht man dem Eintreffen der Consalvischen Memoiren entgegen, welche vor etwa acht Tagen in Paris von dem Buchhändler Henri Plon veröffentlicht und von Crétineau-Joly mit einer Einleitung und Noten versehen worden sind. Dieser Crétineau-Joly ist der brillanteste, gelehrteste und geistreichste Schriftsteller, den das legitimistisch-katholische Frankreich für Kirchengeschichte aufzuweisen hat; seine „Histoire religieuse, politique et littéraire de la compagnie de Jésus" hat großes Aufsehen gemacht, ebenso sein „L'Église romaine en face de la révolution". Er gebietet über ein großes Wissen, sein Stil ist glänzend, mitunter sehr scharf. In seiner Eigenschaft als fanatischer Widersacher von Louis Napoleon wurde er während des Krimkrieges von den Russen aufgefordert, den „Nord" zu dirigieren, der damals gerade in Berlin gegründet werden sollte. Joly wurde aber plötzlich von Hinckeldey ausgewiesen und sah sich sodann genötigt, in Belgien Schutz zu suchen. In jener Zeit begegnete ich öfters der dämonischen Gestalt Crétineau-Jolys unter den Linden. Er war kürzlich hier, um über Consalvi Material zu sammeln.

Im Leben dieses Kardinals, der vom Jahre 1800 bis 1823 dem Papst Pius VII. zur Seite stand und lange den Platz einnahm, den jetzt Antonelli bei Pio IX. behauptet, außerdem in Paris, London und Wien für die Interessen der Kirche sehr tätig gewesen ist — in einem solchen Leben, welches dem

von Napoleon I. so tragisch behandelten Papst geweiht war, wird natürlich Crétineau-Joly reichen Stoff finden, um heftige Angriffe gegen die Napoleoniden zu unternehmen. Das Buch kann sehr interessant werden.

Sanelli erzählte mir folgenden Zug vom Kardinal Consalvi:

Es war eine große Überschwemmung in Rom. Fast sämtliche tiefgelegenen Stadtteile standen unter Wasser. Die Bewohner waren auf die Dächer geflüchtet; aller Verkehr gestört; den Unglücklichen, die kaum dem Wasser entronnen, drohte jetzt der Hunger. Man sah vergeblich nach Hilfe aus. Da erscheint mit dem Grauen des Tages ein Nachen auf den bewegten Wassermassen. In dem einsamen Fahrzeug steht neben dem rudernden Knecht eine hohe, männliche Gestalt in rotem Gewande. Die Barke kommt näher. Bei den ersten Dachspitzen angelangt, reicht der Unbekannte den Frauen, Männern und Kindern Brot, Fleisch und andere Lebensmittel, die er in seinem Fahrzeug mitgenommen. Nun allmählich erkennt man ihn: es ist der Kardinal Consalvi, der es zuerst und allein gewagt, sich dem tobenden Element anzuvertrauen, um den Unglücklichen Hilfe zu bringen. Sein Beispiel wirkt begeisternd. Bald setzen sich auch andere Fahrzeuge mit Lebensmitteln in Bewegung, und der ersten Not ist abgeholfen.

Consalvi sprach gern von der Unmöglichkeit, der hohen römischen Kurie in irgendeiner Hinsicht, z. B. in Bezug auf Conclave- oder Etikettenfragen, Verhängung von Strafen oder Beseitigung von gefährlichen Personen einen neuen Kasus vorführen zu können. Er meint, daß die Kurie stets einen ähnlichen als Vorgang nachweisen könne aus ihrem großen Hauptbuch der diplomatisch-historischen Traditionen, in dem seit Jahrhunderten alle Fälle, die in Rom zur Sprache gekommen, verzeichnet seien; dort schlage man nach; dort finde man immer ein ähnliches Vorkommnis, und dann — setzt der Kardinal witzelnd hinzu — wird sklavisch so verfahren, wie vor so und so viel hundert Jahren; so sklavisch, daß, wenn

z. B. Petrus nach Rom käme, er ganz gewiß wieder gekreuzigt werden würde, weil er vor achtzehnhundert Jahren auch gekreuzigt worden ist.

Als Vorläufer der Consalvischen Memoiren haben die Pariser Journale einen Brief abgedruckt, den Pius VII. im Jahre 1817 an Consalvi geschrieben, um das Los des Kaisers Napoleon auf St. Helena zu erleichtern. Von dort waren traurige Berichte und Klagen nach Rom gedrungen. Der Papst hatte alle die furchtbaren Demütigungen vergessen, die er durch den Kaiser erduldet, er gedachte nur des Konkordats, welches ebenderselbe Herrscher mit ihm zum Frommen der katholischen Kirche geschlossen. Er schrieb: „La famille de l'Empereur Napoléon nous a fait connaître, par le Cardinal Fesch, que le rocher de l'île de Saint Hélène est mortel et que le pauvre exilé se voit dépérir à chaque minute. Nous avons appris cette nouvelle avec une peine infinie, et vous la partagerez sans aucun doute, car nous devons nous souvenir tous les deux, qu'après Dieu, c'est à lui principalement qu'est dû le rétablissement de la religion dans ce grand royaume de France. La pieuse et courageuse initiative de 1801 nous a fait oublier et pardonner depuis longtemps les peines subséquentes. Savone et Fontainebleau ne sont que des erreurs de l'esprit ou des égarements de l'ambition humaine (das ist wirklich eine hochherzige Auffassung). Le concordat fut un acte chrétiennement et héroiquement sauveur . . . . nous sommes certains d'entrer dans vos intentions en vous chargeant d'écrire de notre part aux souverains alliés et notamment au prince régent qui nous a donné tant de témoignages d'estime. C'est votre cher et bon ami (Consalvi war sehr befreundet mit dem Prinzregenten von England) et nous entendons que vous lui demandiez d'adoucir les souffrances d'un pareil exil. Ce serait pour notre cœur une joie sans pareille que d'avoir contribué à diminuer les tortures de Napoléon. Il ne peut plus être un danger pour quel-

qu'un; nous désirerions qu'il ne fût un remord pour personne."

Die Katholiken triumphieren über diesen schönen Brief, und Sanelli sagt: „La papauté a fait des fautes, mais elle a aussi ses belles pages."

Pius VII. hat hierbei besonders die Bitten der Madame Laetitia berücksichtigt, die in Rom im Palazzo Bonaparte lebte und dort erst 1836 gestorben ist. Sie soll sehr verständig gewesen sein und zu einer Zeit, wo ihr Sohn im höchsten Taumel des Ruhmes und Glückes schwelgte, stets beim Eintreffen einer neuen Siegesnachricht in ihrer italienischen Aussprache trocken geäußert haben: „Pourvou que ça doure."

Consalvis Liberalismus erschien Vielen so bedenklich, daß nach dem Tode des Papstes Pius VII. im Jahre 1823 alles in Bewegung gesetzt ward, um einen Papst auf den Thron zu bringen, der reaktionäre Saiten aufspannen würde. Die Kardinäle vereinigten ihre Stimmen im Conclave zugunsten des Kardinals Severoli. Es hatte schon den Anschein, als ob dieser den Sieg davontragen würde. Und groß war Severolis Freude. Sein Lebenlang hatte er all sein Hoffen, Dichten und Trachten auf das eine Ziel gerichtet: dermaleinst als Papst zu sterben. Nun trat im Conclave die Verwirklichung dieser Hoffnung so nahe an ihn heran, daß er — wie man erzählt — schon auf die Knie gefallen sei, um den Himmel zu fragen, ob er auch wirklich Kraft und Stärke genug besitze, diese Würde übernehmen zu können . . .

Da plötzlich ertönt aus einer Ecke des Conclavezimmers ein schrilles Veto, welches der Kardinal Albani als Protector nationis austriacae gegen Severoli vorbringt. Letzterer war früher Nuntius in Wien gewesen, hatte sich dort zur Zeit der Verheiratung Napoleons mit Marie Louise unliebsam gemacht; also durfte er nicht Papst werden. Albani war freilich Kardinal, hatte aber nicht die Weihen, konnte somit nicht ins Conclave. Da nun niemand anders als er das Veto vorbringen

durfte, so mußten ihm Hals über Kopf die Weihen verabfolgt werden. Kaum war er conclavefähig, so eilte er dorthin und konnte gerade noch im letzten Moment sein Veto loslassen.

Severoli fällt durch, zieht sich äußerlich mit Ehren aus der Sache, indem er sich doch für zu schwach und zu wenig fähig zur Übernahme einer solchen Würde gefühlt habe. Gleich nachher hat er sich gelegt und ist bald darauf an gebrochenem Herzen gestorben. Es folgte nun Papst Leo XII., bekannt durch die Seligsprechung des Minoriten Julianus, der gebratenen Vögeln geboten hat, fortzufliegen. Dies Mirakel ist aber doch so exorbitant gewesen, daß selbst der Advocatus diaboli nichts dagegen hat auffinden können.

Rom, 21. Juni 1864.

Rom ist seit vorgestern in großer Aufregung: ein Kardinal, noch dazu einer der liberalgesinnten, hat gegen den ausdrücklichen Willen des Papstes ohne Paß heimlich die Ewige Stadt verlassen und sich in das rebellische Land Neapel begeben. Das ist keine Kleinigkeit! Und nun ist gestern auch Garibaldi auf der Insel Ischia erschienen, und da die gefährliche Eminenz dort ebenfalls die Schwefelbäder gebrauchen will, so wächst die Sensation. In wenigen Tagen wird es voraussichtlich in der Presse heißen, ein Paar rote Kardinalsstrümpfe hätten sich heimlich aus dem Staube gemacht, um sich auf Ischia ein Rendezvous mit einem roten Garibaldihemd zu geben.

Alles steckt die Köpfe zusammen; die Monsignori gehen mit langen Gesichtern herum, und die Nasen der Herren Kardinäle sollen noch länger sein.

Der Held dieser Komödie ist der erwähnte Girolamo d'Andrea. Ich lernte ihn an einem der Mittwoche bei Willisens kennen, hatte gleich eine lange Unterhaltung mit ihm und merkte dabei, daß man ihn anders als die übrigen Kardinäle beurteilen müsse, von denen die meisten hier für schlau und pfiffig, dabei aber für unwissend und beschränkt gelten.

Sein Vater, Marcheſe d'Andrea, war Miniſter des Königs. Dadurch wurde es dem Sohn möglich, ſchon mit vierzig Jahren den Kardinalshut zu erhalten. Auf dieſe Art, verhältnismäßig jung in glänzende Stellung gelangt, faßte er bald hochfliegende Pläne. Um ſich bemerkbar zu machen, verfolgte er nach allen Seiten eine liberaliſierende Richtung, fing an, mit den Gegnern des Papſttums leiſe zu kokettieren, zeigte ſich dabei aber in allen Geſellſchaften und Routs der römiſchen Principes und Diplomaten.

Vor drei Jahren erſchien Liveranis berüchtigtes Buch: „Il papato, l'impero e il regno d'Italia". Der Monſignor Francesco Liverani, früher Hausprälat und Protonotar des Papſtes, hatte plötzlich Farbe gewechſelt, war ins piemonteſiſche Lager geſchwenkt und ſchleuderte von dort in jener Schrift Donner und Blitze gegen den Vatikan. Zwiſchen ihm und Andrea ſollen enge Beziehungen beſtanden haben. Seitdem gilt der Kardinal, der ſchon früher vielen ſeiner Kollegen verdächtig war, für ein enfant terrible.

Da verſchiedene ſeiner Beſitzungen im Königreich Neapel von den Piemonteſen eingezogen waren, wandte er ſich ganz unbefangen ſchriftlich an Viktor Emanuel, um für den Ausfall der Einkünfte Erſatz zu erlangen. Der Re galantuomo fühlte ſich natürlich überglücklich, mit einem Kardinal in Verbindung zu treten und ihm eine Aufmerkſamkeit erweiſen zu können. Eine reiche Entſchädigung wurde gewährt. Darüber neue Entrüſtung im Kardinalskollegium; man ſprach von Abfall, von Felonie Andreas, der es wage, vom Erzfeind des Papſtes Geſchenke anzunehmen.

Seit einem Jahre bereits iſt er leidend und bittet fortgeſetzt um Erlaubnis, nach Neapel zu reiſen, wo er ſich in der heimatlichen Luft zu ſtärken hoffe. Doch Pio IX. verweigert ihm hartnäckig den Paß, ſchlägt ihm Nizza und die Kanariſchen Inſeln zur Heilung vor; nur nicht Neapel, dort könnte der unruhige Kardinal bedenkliche Dinge unternehmen!

Ein Jahr lang hat sich Andrea hinhalten lassen. Endlich aber riß ihm die Geduld. Vorigen Mittwoch machte er sich heimlich aus dem Staub und dampfte nach Neapel.

Auf der Grenzstation Ceprano hat er sein Coupé verlassen und den italienischen Polizeiagenten gefragt, ob er wohl ohne Paß nach Neapel reisen könne. Der schlaue Beamte, beim Anblick des Kardinalsornats sofort die Situation erfassend, behandelt die Eminenz mit größter Zuvorkommenheit, macht nicht die geringsten Schwierigkeiten, telegraphiert aber, sowie der Zug fort ist, an die Präfektur in Neapel, in wenigen Stunden werde dort der Kardinal Andrea ankommen. In aller Eile werden Vorkehrungen zu seinem Empfang getroffen. Die Gelegenheit zu einer Demonstration war zu verführerisch. Als Andrea in Neapel aussteigt, ist die Guardia Nazionale aufgepflanzt, Flaggen wehen, von allen Seiten „Evvivas". Das hat nun der an sich schon verfänglichen Kardinalsfahrt einen besonderen Hautgout gegeben. Am Freitag ist dann zwar ein dringendes Telegramm von Andrea eingetroffen, worin er sich bei Antonelli weiß zu brennen sucht und diesen bittet, Seiner Heiligkeit zu dessen Krönungsfest seine untertänigsten Glückwünsche zu Füßen zu legen. Aber was hilft das? Die Tatsachen lassen sich nicht ungeschehen machen. Man ist also im Vatikan auf den schlauen Einfall gekommen, die ganze Geschichte mit äußerer Ruhe hinzunehmen; sie wird dort vornehm belächelt, etwa wie ein jugendlicher Studentenstreich, man entschuldigt sogar den guten Andrea, er sei wirklich leidend und — man fürchte für seinen Verstand, da Geisteskrankheiten in seiner Familie nicht zu den seltenen Erscheinungen gehörten.

Mittwoch.

Auf dem Rückweg von der Engelsburg trat ich neulich mit Gregorovius in das Pantheon, jetzt Santa Maria ad Martyres genannt. Ein Zeitraum von 1800 Jahren, Feuersbrünste, christliche Glaubenseiferer haben alle in ihrer Weise

an dieſem Prachtbau des alten Rom gerüttelt; aber er hat widerſtanden. Spuren der Zerſtörung ſind freilich überall ſichtbar. Noch heute zeigt das ganze Außenwerk mit ſeiner impoſanten Vorhalle eine dunkele Färbung, die noch von der großen Feuersbrunſt unter Kaiſer Titus datieren mag. Den mächtigen Dachſtuhl, deſſen 40 Fuß lange Balken von vergoldetem Erz waren, hat Urban VIII., der Barberini, fortſchaffen und daraus teils Kanonen für die Engelsburg, teils die hohen Säulen des Tabernakels in der Peterskirche gießen laſſen. Pasquino ſpottete: Quod non fecerunt Barbari fecerunt Barberini. Die ſchönſten Bildſäulen ſind durch Blitze zerſchlagen. Ja, die Zerſtörungsverſuche durch die Natur ſelbſt dauern noch bis auf dieſe Stunde fort; denn der ganze Tempel liegt ſo tief und auf ſo feuchtem Boden, daß im Herbſt und Frühling regelmäßig das Waſſer aus der Erde fußhoch anſchwillt und dann die Beſucher nötigt, auf Kähnen hineinzufahren. Da die Kuppel oben offen iſt, ſo ſteht nach einem jeden ſtarken Regen, mitten in der Kirche — gerade unter der Kuppelöffnung — ein kleiner See, der gewöhnlich erſt nach Verlauf einer Stunde die Freundlichkeit hat, wieder abzuziehn.

So drängte und drängt alles zum Einſturz des Baus. Und trotzdem ſteht er noch immer ſtolz und mächtig da. Nicht einmal ſeinen urſprünglichen Charakter hat er ganz verloren. Obwohl die früheren Päpſte im Innern rings um die Rotunde Altäre errichteten, obwohl Bonifazius IV. 28 Wagen voll Heiligengebeine in die Kirche ſchaffen ließ, um ſie durch dieſe Monſtreausſtellung von Reliquien zu einer chriſtlichen Stätte umzugeſtalten, hat man doch beim Eintritt ſtets den Eindruck, ſich in einem klaſſiſchen Tempel zu befinden; erſt allmählich, wenn hier und da die Umriſſe eines knienden Bauern, eine vor einem Madonnenbilde brennende Ampel ſich aus dem Dunkel löſen, wird man erinnert, daß in dieſe Räume das Chriſtentum eingezogen iſt . . .

Von beſonderem Intereſſe ſind die Monumente der Größen,

denen hier Ehrenplätze eingeräumt wurden — vor allem Raffaels Ruhestätte. Auf einer Marmortafel links vom Altar steht das berühmte Distichon, in welchem der gelehrte Kardinal Bembo seine Begeisterung für den Freund aussprach:

Ille hic est Raphael, timuit quo sospite vinci
Rerum magna parens et moriente mori.

(„Hier ruht Raffael: Allschöpferin Natur fürchtete, vom Lebenden besiegt zu werden — als er starb, mit ihm zu sterben.")

Ein italienisch-leidenschaftlicher Gedanke, aber es liegt Gigantisches darin!

In einer anderen Seitenkapelle ist Consalvis Monument von Thorwaldsens Hand. Oben das edle ausdrucksvolle Marmorbild des Kardinals, unten, en basrelief, Pius VII. an einem Tisch sitzend, die Rechte wie zum Segnen erhoben. Vor ihm steht Consalvi, das Haupt ehrerbietig gesenkt. In der Rechten hält er ein Dokument, auf dem die Worte stehen: „Pontificiae potestati restitutae MDCCCXIV"; die Linke weist auf sieben Jungfrauen, deren Schilde die Symbole der Städte und Gebiete tragen, die er auf dem Wiener Kongreß dem Papst wiedergewann: das gelehrte Bologna (eine Eule), die Seeprovinzen (ein Ruder), Ravennas prachtvolle Pinienwaldungen (ein Pinienapfel) usw.

Consalvi war mit dem Protestanten Thorwaldsen so befreundet, daß er diesem die Ausführung des Monuments übertrug, welches er seinem päpstlichen Herrn in der Peterskirche errichtete. Den Römern war es übrigens nicht angenehm, gerade hier der Schöpfung eines Akatholiken zu begegnen.

Ich erwähnte schon die zahlreichen Reliquien. Man geht in diesem Kultus so weit, daß oft an den verschiedensten Orten die Gebeine ein und desselben Heiligen aufbewahrt werden, so daß man manche von ihnen wohl zehnmal wieder zusammensetzen könnte. Von Johannes zum Beispiel gibt es zwei Köpfe; jede der beiden Kirchen glaubt natürlich den richtigen zu be-

sitzen. Die wundertätige Wirkung dieser Reliquien ist alte Tradition. Die meisten Krankheiten haben ihre bestimmten Heiligen. Um nun dem Volke die Verehrung zu erleichtern, gibt das hier offiziell erscheinende Diario Romano ein genaues Verzeichnis der betreffenden Heiligen mit Bezeichnung der Krankheit, für die der einzelne von ihnen besonders gerne eintritt.

Pio IX. ist wieder recht guter Dinge. Wegen des Jahrestages seiner Wahl und Krönung hat er in dieser Woche viele Audienzen erteilt, um Gratulationen entgegenzunehmen. Seine Bewegungen sind ganz flott gewesen, er hat kleine Scherze gemacht und wohl ausgesehen. Montag war Montebello mit seinem Stabe bei ihm; der Papst hat vor den Herren viel von Louis Napoleon gesprochen, während er am Neujahrstag des Kaisers nur ganz vorübergehend gedacht hatte; Louis muß also während der letzten Zeit sehr liebenswürdig gegen Pio IX. gewesen sein.

Man sieht jetzt viele polnische Geistliche, die hierher geflüchtet sind.

Rom, 24. Juni 1864.

Heute ist Johannistag, da strömt ganz Rom nach dem Lateran, denn die Kirche ist dem heiligen Johannes geweiht (San Giovanni in Laterano), und zum Hochamt erscheint dort heute der Papst.

Ich ging früh hin. Die Schweizergarde mit ihren alten Hellebarden und Flambergs war bereits aufmarschiert. Tausende von Menschen wogten hin und her. In den Straßen, die auf den Lateransplatz münden, standen ganze Reihen von Blumenverkäufern. Jede Römerin muß heute ihren Strauß in der Hand halten, die Armen begnügen sich mit duftenden Lavendelbüschen und Nelken.

Die Vorfeier hat schon gestern abend auf dem Platz begonnen und die ganze Nacht gedauert. Gesellschaften von jungen Römern ziehen mit ihren schönen Römerinnen dahin.

Unter Hütten und Baracken wird getanzt und gejubelt; von allen Seiten ertönen Guitarren, Mandolinen, Flöten und Violinen, und unter Sang und Klang verstreicht wohl manchem nur zu rasch die schöne Sommernacht.

Um Mitternacht versammeln sich dort aber auch die Hexen und ziehen gemeinschaftlich nach Benevent zur „Hochzeit", um dort unter einem alten Baume die Tänze aufzuführen, die bei uns im Norden schon in der Walpurgisnacht auf dem Blocksberg abgetanzt sind. Die Sage vom „alten Baum bei Benevent" stammt, wie Gregorovius meint, aus der Zeit der heidnischen Langobarden, die — dem germanischen Brauch gemäß — unter den Wölbungen des Hochwaldes oder unter den Kuppeln einzelner ehrwürdiger Eichen und Buchen ihren Götterdienst verrichteten. Das gleichzeitige christliche Italien sagte ihnen nach, daß sie bei Benevent unter einem solchen Baum Menschen geopfert hätten, und dort läßt nun die Sage die Hexen tanzen.

Gestern nachmittag holte mich Gregorovius zu einem Spaziergang ab, um mir die alte Kirche San Sabba zu zeigen, die nicht fern vom Aventin einsam zwischen Vignen und Gärten liegt. Sie ist dem frommen Abt Sabas geweiht, der im sechsten Jahrhundert in Palästina starb; ihr Gründungsjahr ist unbekannt; eine Inschrift am Eingang, den ein Mosaikrahmen ziert, sagt, daß diese Musivarbeit im dreizehnten Jahrhundert vom Meister Jakob dem Cosmaten angefertigt ist, einem Mitglied jener berühmten Cosmatenfamilie, die ein Jahrhundert hindurch im Fach der Mosaikarbeit glänzte.

Nur einmal die Woche belebt sich der Garten neben der Kirche, wenn die Herren vom Collegio Germanico erscheinen, um hier Spiele zu treiben und dichterische Wettkämpfe abzuhalten.

Die ganze Stiftung gehört diesem deutschen Kolleg, welches unter der Aufsicht und Leitung des Jesuitenordens steht. Die Zöglinge sind meist Österreicher, Bayern, Württemberger und andere Süddeutsche, die man in die Siebenhügelstadt schickt,

damit sie recht gründlich in die Mysterien der römischen Kirche eingeweiht werden. Diese jungen Burschen tragen schwarze breitkrämpige Hüte, lange Talare von ziegelroter Farbe, weshalb sie auch beim Volk nur „li gamberi“ (die Krebse) heißen. Wenn sie ins Freie geführt werden oder von dort zurückkehren, durchziehen sie, militärisch geordnet, in Trupps von acht bis zwölf Mann die Straßen Roms. Ihre echt teutonischen, blondhaarigen Köpfe, die meist etwas bäuerlichen Physiognomien, der vollkommen ausgeprägte deutsche Seminaristenschritt jedes einzelnen in allen seinen holperigen, stolperigen und dabei doch hochpathetischen Variationen, die schreiende Farbe der wollenen Talare, der klassische Schwung der alten, abgegriffenen Bücher und Mappen, die jeder unter seinem gelehrten Arm trägt — das alles verleiht einer solchen Korporalschaft von acht oder zwölf Zöglingen einen ganz eigentümlichen Anstrich, der um so pikanter wird, wenn daneben oder dahinter der Aufseher geht, ein italienischer Jesuit in seinem feinen, rabenschwarzen Gewand, den Schnabelhut kokett auf den Kopf gedrückt, darunter das dunkle Haar neben der asketischen Blässe des Gesichts, die Marmorkälte der ganzen Physiognomie, aus der um so schärfer das lebensvolle Auge hervortritt, in dem die Glut und Leidenschaft des religiösen Fanatismus rastlos zu wühlen und zu arbeiten scheint. Wenn ich einen solchen Herrn neben den biderben Allemannen gehen sehe, dann bin ich vollständig beruhigt; denn der wird ihnen schon klar machen, was eine römische Harke ist. —

Bei den Besuchen geschichtlicher Stätten zeigt sich stets von neuem die eminente Detailkenntnis von Gregorovius. Er ist in der Provinz Preußen, an der polnischen Grenze, auf dem alten deutschen Ritterschlosse zu Neidenburg geboren, hat in Königsberg sieben Jahre als Privatgelehrter gelebt, dann Italien aufgesucht, hier einige kleinere Arbeiten veröffentlicht, bis er die „Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter“ in Angriff nahm. Sein Name ist in ganz Italien bekannt; die

päpstliche Partei erkennt freilich in ihm keinen Anhänger, um so begeisterter ist das junge Italien von seinen Werken. In Turin, Bologna und anderen norditalienischen Städten sind seine eigentlichen Verehrer und Verehrerinnen. Eine vornehme Dame Turins ließ ihm vor kurzem in ihrer südlich-leidenschaftlichen Begeisterung sagen: sie möchte die Hand küssen, die mit goldener Feder die Geschichte Roms verzeichnet habe. Das erfuhr ich nicht etwa durch Gregorovius, sondern durch diejenige, die diesen Auftrag auszurichten hatte.

Während dieser Gelehrte eine blasse, magere, kränkliche Erscheinung ist, die wegen ihrer poetisch-geistreich-nervösen Richtung sehr behutsam behandelt sein will, ist Wider eine durch und durch kräftige, gesunde pommerisch-gemütliche Natur mit vielem Menschenverstande und einem Talent, welches ihm hier unter sämtlichen Künstlern einen hohen Rang gesichert hat. In den Vierziger Jahren veranlaßte ihn der livländische Dichter Baron Budberg, der ihn in Berlin kennen lernte, nach Petersburg überzusiedeln. Dort hat er zwei Jahre zugebracht, wurde durch die Familien Cancrin und Wiasemsky sehr protegiert, hat schließlich aber unter dem nordischen Himmel nicht die Anregung gefunden, deren er bedurfte, und ist nach Deutschland zurückgekehrt. Das Jahr 1848, das bei vielen Menschen den Gedanken weckte, in Deutschland und Frankreich sei es nun wohl für lange Zeit mit Ruhe, Kunst und Wissenschaft vorbei, lenkte Widers Blicke von neuem nach Rußland, wo alles während der Weststürme in bleierner Ruhe fortvegetierte. Obgleich den Ausländern der Eintritt in das Zarenreich sehr erschwert wurde, gelang es der kunstsinnigen Großfürstin Olga, der Wider seine Petersburger Rückzugspläne anvertraute, durch persönliche Verwendung bei ihrem kaiserlichen Vater Sankt Nikolaus den nötigen Paß für den deutschen Künstler zu erlangen. Nur für kurze Zeit wünschte Wider vorher nach Paris und Rom zu gehen, womit die Großfürstin einverstanden war. Aber der Ungetreue gefiel sich dermaßen in Rom,

daß er sich von der wunderbaren Stadt nicht mehr trennen konnte.

Mit einem seltenen Geschick ist er aber auch in alle Tiefen und Geheimnisse des italienischen Volkslebens, in die Schönheiten der Natur, den Charakter der Menschen eingedrungen. Seine Bemerkungen über Land und Leute sind höchst anziehend und lehrreich.

Neulich ging ich mit ihm nach Trastevere, wo er an der Piazza San Giovanni in Malva ein kleines Modell bestellte — Ombellina Lipolla — die ihm zur Vollendung eines Kopfes sitzen sollte. Bei einigen dieser Mädchen wird das Modellstehen eine wahre Leidenschaft. Durch Talent, Übung und angeborene Grazie posieren sie so wunderbar, daß die Künstler, statt die Modelle zu stellen, von ihnen in der Ästhetik unterrichtet werden könnten.

Eine reizende Modellgeschichte wird von dem bekannten leider verstorbenen Genremaler Ernst Meier erzählt. Dieser macht mit anderen Künstlern eine Tour ins Gebirge, findet in einer kleinen Stadt eine alte Frau mit besonders ausdrucksvollem Kopf und will ihr Porträt zeichnen. Sie willigt ein. Als der Kopf fertig ist, gibt Meier ihr 5 Bajocchi. Sie wird wütend, verlangt mehr, beruft sich auf die reichen Einnahmen der Modelle in Rom und macht einen solchen Lärm, daß die halbe Ortschaft zusammenläuft.

Meier hatte viel Humor und versprach seinen Freunden eine scherzhafte Szene. Er zieht eine alte deutsche Zeitung aus seiner Tasche, entfaltet sie mit vieler Grandezza und fragt einen der Umstehenden nach dem anderen, ob er lesen könne. Den Bildungsgrad dieser Leute taxierte er richtig: keiner hatte je ein Buch in Händen gehabt. „Nun gut," fährt Meier im pathetischen Tone eines Advokaten fort, „hier ist ein von der Regierung sanktionierter Tarif für die Bezahlung der Modelle in Rom. Ihr mögt daraus sehen, daß ich unserer alten Ehrendame nicht zu wenig geboten habe. Ecco la tariffa! Una

bella ragazza ... cinque paoli; capite?" — „Si, Signore," schreien alle.

Er fährt fort: „Un ragazzo ... due paoli — capite?" — „Si, Signore!" —

„Un uomo ... tre paoli"; und dann mit besonders gehobener, ernster Stimme:

„Una brutta vecchia ... cinque bajocchi."

Die letzten Worte begleiteten alle Umstehenden mit schallendem Gelächter, und die Alte mußte ganz sachte mit ihren fünf Bajocchi abziehen.

Am vorigen Dienstag bei der Beglückwünschung im Vatikan ist Meyendorf nicht erschienen, was natürlich großes Aufsehen machen wird. Er hat sich den Morgen bei Antonelli krank melden lassen; vermutlich wird aber ein Telegramm von Gortschakow ihn in dieser Weise instruiert haben. Da jetzt fast alle Diplomaten zerstreut auf dem Land leben, so habe ich den Fall noch nicht ergründen können.

Rom, 27. Juni 1864.

Du glaubst nicht, mein guter Bruder, was ich hier alles zu studieren habe, um mich in der Ewigen Stadt zu orientieren und mir über die vielfältigen Fragen, die aus Gegenwart und Vergangenheit an mich herantreten, Klarheit zu verschaffen. Es ist ein wunderbarer Aufenthalt, den ich nach Kräften ausbeuten möchte.

Morgens genieße ich schon zwischen 6 und 7 Uhr die erfrischende Morgenluft. Ich besuche dann irgend eine Kirche mit ihren Denkmälern und Kunstwerken. Um 9 Uhr erscheint mein italienischer professore. Um 10 Uhr kommt die Post, die ich sogleich durchsehe, um sie nachmittags an Willisen nach Genzano zu schicken.

Während des Chargé d'affairiats erfuhr ich manches über die Polenfrage, die Krankheit des Papstes, die Eventualität eines Conclave usw. Der Wilhelmstraße habe ich viele Depeschen geschrieben, teils um ihr zu zeigen, daß sich von

hier Intereſſantes melden läßt, teils weil es amüſante Stilübungen ſind.

Mit Williſen ſtehe ich ſehr gut. Er liebt Kunſt und Wiſſenſchaft, hat vernünftige politiſche Anſichten, iſt human in allem — dabei aber der echte geiſtreiche Berliner Generaladjutant des geiſtreichen Friedrich Wilhelm IV. Geſtern war ich wieder in Genzano, wo Williſens von dem bekannten liberalen Herzog Sforza Ceſarini eine reizende Villa am Nemiſee gemietet und mir dort auch Quartier angeboten haben. Zwiſchen Lorbeerbäumen führt der Weg im Zickzack zum Waſſerſpiegel hinunter. Aber man braucht 2 bis 3 Stunden, um von Rom dorthin zu kommen, die Fahrgelegenheiten ſind unſicher. Ich kann mir noch keinen Begriff davon machen, wie ich das Anerbieten verwerten ſoll. Die Ruſſells haben eine alte italieniſche Deviſe im Wappen, welche der Inbegriff allen Fatalismus iſt: „Che sarà, sarà — was ſein wird, wird ſein.“ Das ſage auch ich.

Der hoch gelegene Caffarelli bietet ſtets friſche Luft, und den weiten Blick von meinem Arbeitstiſch möchte ich ungern miſſen. Wenn ich an das hohe Fenſter trete, ſehe ich in den ſchönen Palazzogarten. Ich kann den ganzen Tag in dieſen Räumen zubringen und könnte mich behaglich wie ein Paſcha fühlen, wenn nicht meine Gedanken ſtets wieder nach Berlin und zu den dortigen politiſchen Vorgängen zurückkehrten. Ohne Deutſchland kann ich doch nicht leben!

Rom, 30. Juni 1864.

Geſtern war einmal wieder großer katholiſcher Feiertag, Sankt Peter und Paul, die beide, wie die Kirchentradition lehrt, am 29. Juni 67 in Rom den Märtyrertod fanden.

Dieſes Feſt wird als himmliſcher Geburtstag der beiden Apoſtel von jeher in Rom beſonders hochgehalten. Zur Vorfeier war bereits am Dienstag abend die Peterskirche erleuchtet, und geſtern durchwogte vom frühen Morgen an feſtliches Treiben alle Straßen.

Gegen neun Uhr begann das Wallfahrten zum Dom, wo

der Papst selbst die Messe zelebrieren sollte. Wieder rollten die gewichtigen Staatskarossen der Herren Kardinäle über den Petersplatz nach dem Vatikan im vollen Prunk des vorigen Jahrhunderts: etatsmäßige Rappen — andersfarbige Rosse dulden die Eminenzen nicht — mit rotwollenen Büschen auf dem Kopf, der altersgraue Kutscher auf schaukelndem hohen Bock, hinten die drei sich fest umschlingenden Lakaien in schwarzen, gestickten Livreen; der unvermeidliche rote oder grüne Regenschirm oben an der Kutsche angeschnallt, und im Innern der Karossen die mächtigen „Porporati" mit ihren demütigen Begleitern. Auf den Stiegen, in den Korridoren des Palastes standen die Schweizerwachen in ihrer malerischen burgundischen Tracht mit frisch gesteiften weißen Halskrausen und blanken Hellebarden, die Guardia nobile paradierte in roter Gala mit hohen Reiterstiefeln, klirrendem Pallasch und blitzendem Helm mit Federbusch.

Das diplomatische Korps versammelt sich, altem Herkommen gemäß, auf der Tribüne beim Hochaltar. Ich war im Auftrag von Willisen schon vorher im Vatikan und suchte nun in die Kirche zu gelangen. Der Zufall, ce bon garçon, führte mich in den Saal, in dem für gewöhnlich die öffentlichen Konsistoriumssitzungen abgehalten werden. Dort herrschte ein ganz eigentümliches Leben. Eine Abteilung Schweizer war aufmarschiert, die Guardia nobile versammelte sich, ein Heer von geschäftigen Kardinalsdienern trieb sich herum, hohe und niedere Geistliche kamen und gingen, dazwischen Mönche aller Sorten, im Hintergrund stand der Thronsessel (Sedia gestatoria), welchen der Papst besteigen sollte, die beiden Pfauenwedel (Flambelli) lehnten daneben, ab und zu traf einer der Mazzièri, der schwarzgekleideten Zeremonienmeister, mit seiner großen silbernen Keule ein, die in früheren Zeiten gedient hatte, bei Aufzügen tätlich Platz zu schaffen — genug, ich merkte bald, daß ich hier hinter die Kulissen sah, wo soeben die Vorbereitungen zu der großen Festvorstellung getroffen wurden, die bald unten in der Kirche stattfinden sollte.

Allmählich erschienen nun auch die Eminenzen mit ihren Hofstaaten, voran je ein Lakai, der in einem großen Korbe die zur Vervollständigung der Toilette des Kardinals erforderlichen Gegenstände trug, die Mitra, das weiße, mit Spitzen besetzte Chorhemd, das rote Käppchen usw. Ein solcher Kirchenfürst braucht zu den zahlreichen Funktionen und kirchlichen Aufzügen fast ebenso verschiedenartige Kostüme und Ingredienzen wie etwa der Gardeducorpsleutnant in Petersburg und Berlin zu Hoffesten und Paraden.

Ich sah hier also den ganzen hohen Hofstaat noch en robe de chambre. Man schäkerte, man lachte und nahm eifrig Prisen, um sich zu dem großen Drama zu stärken.

Endlich, auf ein Trompetensignal, das sich in diesen heiligen Räumen kriegerisch genug anhörte, traten Schweizer und Nobelgarden in Reih und Glied. Durch eine kleine Tür am äußersten Ende des Saals erschien der Papst, ward auf den Thronsessel gehoben, der Zug ordnete sich, Kardinäle und Bischöfe legten jeder sein Gesicht in die gehörigen würdevollen Falten, und nun ging es durch die Sala regia, die große Vatikanstreppe hinunter in die Vorhalle der Peterskirche, wo das päpstliche Schützenbataillon Spalier bildete und den Nachfolger Petri mit rauschenden Musikklängen empfing. Dann hielt er seinen Einzug in die Kirche.

Über Einzelheiten eines solchen päpstlichen Festzuges habe ich nachträglich manches Bemerkenswerte in Erfahrung gebracht, z. B. über die Pfauenwedel, die neben dem Papst getragen werden und deren Bedeutung oft selbst die Römer nicht kennen. Sie dienten natürlich ursprünglich zum Fächeln und sind, wie so vieles andere, aus dem Orient herübergekommen. Aber warum gerade Pfauenfedern? Da hat mir nun Gregorovius mitgeteilt, daß der Pfau, der im griechischen Altertum als Bild der Eitelkeit galt, nach altchristlicher Anschauungsweise ein Symbol der Demut war. Es gibt ältere, bildliche, häufig wiederkehrende Darstellungen des Pfaus aus christlicher Zeit,

auf denen er, statt hochmütig und gespreizt zu erscheinen, ganz bescheiden niedersieht und seine Füße anblickt. Darin sucht man grade den Beweis für seine Demut: seine Füße sind bekanntlich von der unförmigsten Größe und Plumpheit, und während er den glänzendsten Federschmuck besitzt, sieht er, unbekümmert um jene Zierde, grade auf denjenigen Teil des Körpers, welcher am wenigsten zu seiner Verschönerung beiträgt. Die Federn eines solchen Vogels eignen sich sehr wohl zum Fächeln des obersten Hirten, der seiner Herde mit dem Beispiel der Demut vorangehen soll.

Ebenso stammen auch die zeltartigen hohen Schirme, die bei der Fronleichnamsprozession hinter den Glocken der ältesten Kirchen Roms getragen werden, aus dem Orient. Sie sind, wie Gregorovius mir sagte, die Baldachine, die, ganz nach orientalischer Auffassung, für Symbole der Macht und des Ansehens gelten. Dieses ehrende Abzeichen durften nur jene ältesten Kirchen führen, wie auch nur fürstlichen regierenden Personen die Ehre des Baldachins zukommt. Daß sie alle rotgelb gestreift sind, hat darin seinen Grund, daß diese Farben, soweit die Geschichte reicht, stets die Stadtfarben Roms, vielleicht schon des alten Roms, waren.

Eine andere Entdeckung hat mich nicht weniger interessiert. Bei solchen Aufzügen gehen fast unmittelbar vor dem Papst die sogenannten Konservatoren Roms, die Senatoren. Die Diener, welche das Gefolge dieser Herren bilden und bei feierlichen Auffahrten des Magistrats hinten auf den Karossen stehen, bilden eine Kaste für sich, eine Art Pedelle, die etwa mit den „reitenden Dienern" der Hansastädte rangieren mögen. Sie tragen kleine schwarze Hüte, gleich denen der russischen Kutscher, aber mit rotgelber Feder. Die Kleidung besteht aus einem mittelalterlichen Wams, Beinkleidern bis zum Knie, Schuh und Strümpfen, alles rotgelb gestreift. Darüber fällt ein weiter, wallender, rotgelber Mantel. Diese Leute hießen früher die Getreuen des Capitols (wo sich der Konservatoren-

palaſt befindet) und ſtammten alle aus ein und derſelben Ortſchaft, dem alten, einſt wohlbefeſtigten Vitorchiano, welches im Mittelalter fortgeſetzt der Zankapfel zwiſchen Viterbo und Rom war. Aber Vitorchiano wies alle Anerbietungen Viterbos ſtandhaft zurück und blieb ein treuer Vaſall Roms. Dafür ward der Ortſchaft das noch heute geltende Recht, den Senatoren jene Diener zu ſtellen. Am Capitol zeigt noch heute eine Marmortafel das Caſtel Vitorchiano mit ſeinen Mauern und Türmen, darunter lieſt man die ehrende Inſchrift: Vitorchiano fidele del popolo Romano. (Das dem römiſchen Volk getreue Vitorchiano.) Auf einer anderen, jüngeren Tafel iſt ein Gugelwams (?) abgebildet, darunter: Vetustum caputium in vestibus fidelium Capitolii ne mutanto VII. Id Mart. 1693. (An der altehrwürdigen Kapuze im Koſtüm der Getreuen des Capitols ſoll man nichts ändern.) —

Der geſtrige Tag war vollbeſetzt. Als ich von meiner Vormittagsexpedition nach dem Vatikan und Sankt Peter zurückkehrte, fand ich viel Arbeit vor und ſtieg dann mit Gregorovius in die ſogenannten Vatikansgrotten, die geſtern, am großen Feſttag, erhellt waren, was nur einmal im Jahr ſtattfindet. Dieſe Gewölbe ziehen ſich unter der Peterskirche hin; ihr Fußboden iſt derjenige des alten Doms, den Konſtantin anlegte, bevor an deſſen Stelle Julius II. im Jahre 1506 den Rieſenbau des jetzigen Doms begann. In dieſer Unterwelt, die prachtvoll erleuchtet war, drängten ſich große Menſchenmaſſen zwiſchen den Sarkophagen, in denen die alten Päpſte, Biſchöfe und Fürſten ruhen. Die entgegengeſetzteſten Nationalitäten, die verſchiedenſten Jahrhunderte reichen hier einander die Todeshand.

Auch am Grabmal der Chriſtine von Schweden zieht man vorüber. Durch ihren Übertritt zur „rechtgläubigen“ Kirche hat ſie ſich für alle Zeiten eine ſolche Bewunderung bei der römiſchen Geiſtlichkeit geſichert, daß dieſe erſt unlängſt wieder (in der „Armonia“) aufgetreten iſt, um darzutun, daß die Ermordung Monaldeſchis, welche die eiferſüchtige Herrſcherin in

Fontainebleau angeordnet, als eine durch die Umstände völlig gerechtfertigte Tat dastehe.

Der Nachbar Christinens ist unser Kaiser Otto II., welcher 28 Jahre alt war, als er in Rom starb, und eine Welt von kühnen, ritterlichen Plänen mit ins Grab nahm. Er ist der einzige deutsche Kaiser, der in Rom die ewige Ruhestätte gefunden hat. Die gewaltige Steinhülle, unter der er hier liegt, erinnert durch ihren Umfang an ein norddeutsches Hünengrab. Dies ist aber nicht sein ursprüngliches Totenmal; er war einst kaiserlicher gebettet in einem marmornen Sarkophag, dessen prachtvoller Porphyrdeckel, der Sage nach, vordem den Sarg des Kaisers Hadrian in der Engelsburg schmückte. Beide Teile sind im Jahre 1605 entfernt worden: der Marmorsarg dient heute im Quirinal als Fontäne, der Porphyrdeckel in Sankt Peter als Taufbecken.

Nicht weit von ihm entfernt liegt Papst Gregor V., der erste Deutsche, den die päpstliche Krone schmückte.

So geht man in diesen Totengewölben an allen Phasen der christlichen Geschichte Roms vorüber. Sie waren ein Ehrenplatz für alle, die sich um die katholische Kirche verdient machten und ihr Leben in der „Ewigen Stadt" beschlossen. Viele von ihnen haben außerdem in der Peterskirche selbst ihr Ehrenmonument gefunden, z. B. Königin Christine und die letzten Stuarts, die zum Teil bis zum Anfang dieses Jahrhunderts im gastlichen Rom lebten.

1. Juli.

Als ich heute von Genzano zurückfuhr, traf ich im Coupé Liszt und den Siebenbürger Bischof Haynald, der einen bedeutenden Eindruck macht. Sie hatten gemeinschaftlich eine Tour zu den Kartäusern im Kloster Trisulti unternommen.

Vorgestern abend war ich mit ihnen und Castano auf dem Observatorium des hiesigen Jesuitenkollegs, wo der gelehrte Astronom Padre Angelo Secchi uns durch ein prachtvolles

Teleskop den Jupiter und Saturn mit seinen Trabanten bewundern ließ.

Am 29. abends flammte zur Feier des Peter-Pauls-Festes große Girandola auf der Piazza del Popolo. Ich konnte sie von der Diplomatentribüne bewundern. Amüsanter noch als diese Monstrevorstellung waren die kleinen Privatfreudenfeuer, die in den verschiedenen Straßen lichterloh brannten und von den Sicherheitswachen mit Seelenruhe betrachtet wurden. Wie würde das Herz eines Hinckeldey, eines Zedlitz, eines Bernuth beim Anblick solchen Straßenunfugs vor polizeilicher Entrüstung gebebt haben! Die Fassaden der alten Paläste waren durch die lodernden Teertonnen magisch beleuchtet und durch den eigentümlichen Lichteffekt wunderbar belebt.

Meyendorf, der nicht zur Cour im Vatikan am 21. Juni erschienen war, hat Krankheit vorgeschützt, denselben Abend sich aber bei Sartiges gezeigt. Also une leçon!

Rom, 5. Juli 1864.

Die Feierlichkeiten des Peter-Pauls-Festes sind noch keineswegs abgeschlossen. Es gibt hier eine Reihe von Kirchen und Kapellen, welche im Laufe der Zeiten zum Andenken an die verschiedenen Phasen der Leidensgeschichte des Apostels Petrus entstanden sind, S. Pietro in Vincoli, S. Pietro in Carcere, S. Pietro in Montorio, die Santa Pudenziana, die Kapelle Domine quo vadis u. a. Von diesen ältesten Erinnerungsstätten des Christentums wollte eine jede in diesen Tagen noch nachträglich ihre besondere Feier haben. Vor allem aber verlangte der Apostel Paulus seine eigene Festlichkeit, die denn auch am 30. Juni in der großen nach ihm benannten Hauptkirche San Paolo fuori le mura stattfand.

Der ursprüngliche Prachtbau galt bis zum sechzehnten Jahrhundert, bevor der majestätische Petersdom entstand, für die größte aller Basiliken, wurde aber im Jahre 1823 ein Raub der Flammen. Arbeiter, mit dem Löten der Dachrinnen be-

ſchäftigt, hatten des Abends beim Fortgehn, in echt italieniſcher Sorgloſigkeit, die glühenden Kohlenbecken auf dem Dach ſtehen laſſen. So ſoll die Feuersbrunſt entſtanden ſein. Das ganze Gebäude lag bis auf wenige Mauerreſte am anderen Morgen in Trümmern. Die koſtbaren phrygiſchen Säulen waren durch die Glut der herabſtürzenden brennenden Balken verkalkt; von den Moſaiken entgingen nur einige der Vernichtung.

Das Unglück fand ſtatt in der Nacht vom 15. auf den 16. Juli. Pius VII. lag damals bereits ſeit zehn Tagen ſchwerkrank danieder. In dem Benediktinerkloſter, welches an die Kirche ſtößt, hatte er als Mönch einen Teil ſeiner Jugend zugebracht. Um ſo erſchütternder wirkte die Nachricht vom Brand auf den achtzigjährigen Greis. Düſtere Gedanken durchzogen ſein Gemüt. „C'étaient les précurseurs de la mort," ſagt Conſalvi. Am 20. Auguſt trat der Tod ein.

Die Kirche iſt jetzt faſt wieder hergeſtellt. Unter Leo XII. kamen von allen Enden der Welt die Beiſteuern. Achtzig Säulen von poliertem Marmor lieferte das damals noch treue Sardinien; zwei Granitpfeiler ſind ein Geſchenk des Kaiſers von Öſterreich; auch das akatholiſche Rußland iſt durch die unvermeidlichen Malachitarbeiten ſehr reich vertreten; ſelbſt der Paſcha von Ägypten ſandte vier Säulen übers Mittelmeer.

Das Ganze iſt prachtvoll. Aber der Totaleindruck iſt modern und läßt kalt.

Nicht weit entfernt erhebt ſich am Weg eine kleine Kapelle; es iſt die Stelle, wo Petrus und Paulus voneinander Abſchied nahmen, bevor ſie zum Tode gingen.

Eine andere Erinnerungsſtätte iſt die Kapelle Domine quo vadis. Hier ſoll Petrus, als er im Begriff ſtand, ſich ſeinen Verfolgern durch die Flucht zu entziehn, den Heiland geſehen haben, der todesmutig das Kreuz trug. „Herr, wohin gehſt du?" redete der Apoſtel die Erſcheinung an. „Ich kehre nach dem Kalvarienberg zurück, um mich von neuem kreuzigen zu

lassen!" — Da stand Petrus, den Sinn dieser Worte des Meisters erfassend, von seiner Flucht ab und kehrte nach Rom zurück, um als würdiger Jünger für die Lehre des Heilands zu sterben.

Zu dem Kreis der Petrus geweihten Kirchen gehört auch die Santa Pudenziana, angeblich einst Wohnung des römischen Senators Pudens, bei dem Petrus gastliche Aufnahme fand. Durch die Lehre des Apostels begeistert, wandte er sich mit Frau und Töchtern dem Christentum zu.

Alle diese Legenden sind mit dem ganzen Wesen der katholischen Kirche und deren späteren Lehren so innig verwebt, daß man sie nicht aufzugeben vermag, und je mehr die geschichtliche Kritik gegen die Traditionen auftritt, die mit dem Leben des Apostels in Rom in Verbindung gebracht werden, desto eifriger ist die römische Geistlichkeit bemüht, durch Schrift und Wort alle jene Erinnerungen aufzufrischen und wachzuhalten. Erst kürzlich ist wieder ein großes Werk über die Reise Petri nach Rom erschienen und wird an allen Straßenecken mit Riesenlettern empfohlen.

In allen diesen Kirchen waren während der letzten Tage abwechselnd die Reliquien ausgestellt; die päpstliche Kapelle leitete den Gesang, und Kardinäle wohnten den Festlichkeiten bei.

6. Juli.

Der Peter-Pauls-Tag hat, abgesehen von seiner kirchlichen Bedeutung, noch eine ganz besondere Wichtigkeit für die päpstliche Schatzkammer, die Reverenda Camera Apostolica. Alle Städte, Schlösser, Gemeinden, Klöster, Lehnsgüter, weltliche und geistliche Stiftungen, welche dem römischen Stuhl unter irgendeinem älteren oder neueren Titel einen Tribut, Zensus oder Kanon in Barzahlungen oder Naturallieferungen zu leisten haben, sind nämlich verpflichtet, am Tage vor dem Peter-Pauls-Fest, am 28. Juni, ihren Verbindlichkeiten nachzukommen, damit dann der Oberkämmerer, il Camerlengo di Santa Romana

Chiesa, gegenwärtig der Kardinal Altieri, das große Hauptbuch abschließen kann. Der 28. Juni als Zahlungstermin besteht bereits seit Gregor XIII., also seit dem Ende des sechzehnten Jahrhunderts.

Wie nun alles in dem merkwürdigen Rom seinen ganz absonderlichen Charakter hat, so sind auch die meisten dieser Abgaben sehr scherzhafter Natur. So liefert z. B. die Stadt Albano sechs Pfund Wachs aus Dankbarkeit für die im Jahre 1711 erfolgte Aufhebung eines veralteten Erbschaftsgesetzes. Die Franziskaner von Assisi erscheinen demütig mit einem Pfund Wachs, weil ihre Kirche zu einer Basilika erhoben ist. Die Kamaldolenser müssen schon seit Julius II. jährlich eine Unze Gold und die Benediktiner vom Monte Cassino acht Dukaten zahlen, um ihre alten Privilegien aufrechtzuerhalten. Die Familie Borghese liefert seit dem Jahre 1669, wo sie das Marchesat Monte Cesi käuflich erstand, stets einen silbernen Becher, der ein Pfund wiegen muß. Ebenso die Barberini ein Pfund Wachs für das Schloß Bassanello, und die Chigi für den Ankauf des Fürstentums Soriano eine silberne Schale, die ein Pfund schwer sein soll. Die Gemeinde Camerino schickt sechs Pfund Zucker, weil die apostolische Kammer ihr einmal ein Lokal zu einer öffentlichen Bibliothek überlassen hat. Mit diesen Lieferungen kann der Heilige Vater nun freilich nicht große Sprünge machen. In dem Hauptbuch stehen aber auch andere Posten, die mehr ins Gewicht fallen, so z. B. Parma und Piacenza mit jährlichen 9000 Dukaten, der König von Sardinien mit einem goldenen Becher, der 2000 Skudi wert sein soll, und bei Neapel ist in dem Kontobuch bemerkt, Karl von Anjou habe im Jahre 1266 dem Papst bekannt, daß er das Neapolitanische Reich nur der Großmut des Heiligen Vaters verdanke, wofür er jährlich 8000 Unzen Gold und alle drei Jahre einen weißen Zelter nach Rom liefern wolle.

Indes mit diesen guten weißen Tieren sowie mit den Unzen

und Goldbechern und Dukaten hapert es schon seit geraumer Zeit. Die Kerls zahlen alle nicht: Parma und Piacenza lachen schon seit 1731, wo sie spanische Herrscher bekamen, den Papst mit seiner Dukatenforderung hell aus; Sardiniens Zahlungen sind seit 1851 rückständig, und den neapolitanischen Zelter haben die frommen Bourbons seit 1788 nicht mehr nach dem Vatikan ziehen lassen.

Was tut nun die römische Kurie solchen säumigen Zahlern gegenüber? Exekution durch ihre Schlüsselsoldaten? Damit würde sie nicht viel ausrichten. Sie befolgt stets dieselbe weise Politik: mahnt und protestiert.

Alljährlich am Vorabend des Peter-Pauls-Festes, wenn der Papst sich auf seiner sedia gestatoria in feierlichem Zuge die „Königliche Treppe" hinab zur Vesper in die Peterskirche begibt, hält er in der Vorhalle bei der Statue Konstantins des Großen an, und, nachdem durch die Rechnungskammer von neuem festgestellt und durch einen ihrer Beamten dem Papst in optima forma notifiziert ist, daß Parma und Piacenza wieder nicht gezahlt haben, spricht Seine Heiligkeit mit lauter Stimme einen pomphaften Protest aus. Diese Komödie wird nun schon seit mehr als hundert Jahren von den Benedikts, den Leos, den Clemens, den Pius und Gregors regelmäßig aufgeführt, andächtig lauscht die Menge den päpstlichen Herzensergießungen, und in Parma und Piacenza findet sich mit dem besten Willen auch kein einziger Hahn, der danach kräht.

Gegen Neapel wurde früher ebenso verfahren. In neueren Zeiten, seitdem es den Bourbons schlecht ergeht, hat Pius IX. den Protest eingestellt.

Aber mit Sardinien wird nicht gefackelt; für diese Kirchenräuber zieht Pius seit dem Jahre 1860 ganz besondere Register auf und zwar am Peter-Pauls-Feste selbst, mitten in der Kirche, nach Beendigung der Messe; seine donnernde Protestation schließt dann mit den Worten: „Futurum tamen confidimus, ut Misericors Deus, in cujus manu sunt omnium potestates

meliorem, quam ab Eo suppliciter exposcimus, et ab omnibus Christifidelibus enixis precibus et in humilitate cordis expostulari mandamus, temporum conditionem inducat, errantes revocet in viam salutis, omnesque in divinae veritatis lumine ambulare concedat: atque ita cesset luctuosa rerum subversio, qua justitiae et Ecclesiae causa tantopere labefactatur."

„In Zukunft vertrauen wir, daß der Gnädige Gott, in dessen Händen die Macht über Alle liegt, bessere Zeitläufte herbeiführen wird, die wir von ihm flehentlich erbitten und die von allen Christgläubigen mit inständigen Gebeten und in Herzensdemut erfleht werden sollen, damit er die Verirrten zum Weg des Heils zurückrufe und alle im Lichte wandeln lasse; und so möge weichen die traurige Umkehrung der Dinge, durch welche die Sache der Gerechtigkeit so sehr ins Wanken gebracht wird."

Der Berliner würde ausrufen: „Ja, Kuchen!" Selbst mein ultramontan-päpstlicher Freund Gozze, der leider heute auch abgereist ist, belächelt diese ewigen Proteste, die keine Bedeutung mehr hätten. —

Vom Kardinal Andrea, dessen Reise nach Neapel hier vor drei Wochen so viel Aufsehen machte, ist nicht mehr viel die Rede. Er scheint nicht nach Ischia zu Garibaldi, sondern nach Sorrent gegangen zu sein, wo er seine Gesundheit stärken will. Man ist gespannt, ob er es wagen wird, nach Rom zurückzukehren, und welcher Empfang ihm dann im Vatikan zuteil wird.

Vor einigen Tagen ist auch Overbeck nach Neapel gereist. Man behauptet, daß er, obgleich seit 54 Jahren in Rom ansässig, noch nie Neapel gesehen habe. Es heißt, daß er diesen Ausflug seiner Tochter wegen unternommen hat, die leidend sein soll.

Pio IX. ist wohlauf, gibt Audienzen, fährt spazieren, hat vor einigen Tagen eine Parade der päpstlichen (nicht französischen) Truppen abgenommen, und siedelt nun bald nach Castel Gandolfo über.

Da vorderhand an kein Conclave zu denken ist, studiere

ich desto mehr die Consalvischen Memoiren über das im Jahre 1800 zu Venedig abgehaltene, wo Pius VII. gewählt wurde; auch in den Bunsenschen und Niebuhrschen Depeschen unseres Gesandtschaftsarchivs sind die Conclaves von 1823, 1829 und 1830 mit allen ihren Kabalen und Intriguen sehr amüsant beschrieben. Es ist wirklich unglaublich, was alles in einer solchen Versammlung von 50 bis 60 ehrgeizigen, intriganten Kardinälen vor sich gehen kann. Der Wunsch, Papst zu werden, die sogenannte rabbia papale, steckt mehr oder weniger in allen diesen „Porporati" und kommt beim Beginn des Conclaves stets wie eine Epidemie zum Vorschein. In früheren Jahrhunderten trat nun auch bisweilen noch der Fall ein, daß, wenn die Wahl sich zu ungebührlich in die Länge zog, das souveräne Volk anfing, ein Wörtchen von draußen mitzureden und seiner Ungeduld durch Straßenlärm und Angriffe gegen das Gebäude des Conclaves Luft zu machen. So soll bei dem Wahlconclave Gregors X., welches in Viterbo abgehalten wurde, eine solche Aufregung sich der Massen bemächtigt haben, daß sie auf das Dach des Schlosses kletterten, in dem die Kardinäle tagten, und es abdeckten (so wie in den Oktobertagen 1848 in der reformierten Kirche zu Lübeck). Urkunden, die von dort datiert sind, geben als Ort der Ausfertigung an: „dal Palazzo discoperto a Viterbo" (aus dem abgedeckten Palaste in Viterbo).

Solche Sachen fallen jetzt freilich nicht mehr vor. Als aber im Conclave 1830/31 die Kardinäle sich gar nicht einigen wollten, wurde doch auch eines schönen Abends sehr unzweideutig von außen auf sie eingewirkt: einige Römer brannten einen formidabeln Kanonenschlag unter den Conclavefenstern ab, so daß der ganze Quirinal und mit ihm die Herren Eminenzen zitterten.

Freitag, 8. Juli.

An der hiesigen spanischen Botschaft ist ein sehr angenehmer Kollege, Marquis Arcicollar, ein Vetter d'Osunas. Als

erſter Sekretär bezieht er außer ſeinem Gehalt eine ſehr ſpaßhafte Revenue. Wenn nämlich ein Spanier ſich verheiraten will und ſeine Braut mit ihm im dritten oder vierten Grade verwandt iſt, muß er vorher den päpſtlichen Dispens einholen. Von Spanien aus iſt die Beſchaffung einer ſolchen päpſtlichen Erlaubnis mit vielen Schreibereien, bureaukratiſchen Weitläufigkeiten und ſolchen Koſten verbunden, daß die meiſten dieſer Söhne Aragoniens, Kataloniens und Andaluſiens in derartigen Fällen es vorziehen, ſtatt den ſchriftlichen Inſtanzenweg in der Heimat zu gehen, ſich ſelbſt nach Rom zu begeben. Die erforderlichen Atteſte und ſonſtigen Papiere bringen ſie mit; die ſpaniſche Botſchaft ſchreibt dann an den Vikar von Rom, und nach zwei oder drei Tagen iſt der päpſtliche Dispens ausgefertigt.

So weit hat das Geſchäft ſeinen natürlichen Verlauf. Nun aber muß in ſolchen Fällen eine Heirat par procuration hier in Rom ſelbſt ſtattfinden, und da tritt dann das Schickſal in der Geſtalt irgendeines Vikariatsbeamten mit der gewichtigen Frage an den dispensglücklichen Bräutigam heran: „Wer ſoll deine Braut bei dieſem Prokurationsakte vertreten?“ Der Hiſpanier war natürlich noch niemals in Rom, iſt in der Ewigen Stadt wildfremd, kennt hier keinen Menſchen, am wenigſten ein weibliches Weſen, welches mit ihm an den Altar treten könnte. Und doch ſind die Tage ſeines hieſigen Aufenthaltes gezählt, das Leben iſt in Rom koſtſpielig nnd dabei zieht es ihn gewaltig zurück nach der Heimat, nach ſeiner Stadt, ſeinem Dorf, wo die Braut ungeduldig harrt.

Die Lage wäre für den armen, unerfahrenen Jüngling ſchrecklich, wenn nicht die Hohe Botſchaft Ihrer Spaniſchen Majeſtät mit ſchützender und hilfreicher Hand eingriffe.

Seit vielen Jahren lebt hier nämlich eine Spanierin, die mit einem Römer verheiratet iſt und ſchon hoch in den Vierzigern ſteht. Dieſe hat ſich ein für allemal bereit erklärt, ſobald ſich irgendeiner ihrer Landsleute in ſolchen Prokurationsnöten

befände, die Würde der stellvertretenden Braut zu übernehmen.

An diesen Engel wird nun der Bräutigam verwiesen. Man verabredet Tag, Stunde und Ort des Rendezvous. Das Honorar steht fest. Ein im Laufe der Zeiten durch häufig wiederkehrenden Gebrauch etwas abgenutztes Brautkleid wird schleunigst aufgeplättet, und so steht diese eine und selbige Ehrendame Jahr aus, Jahr ein, oft einen Tag nach dem andern, mit irgendeinem Spanier vor dem Priester, läßt sich ihrem Kompatrioten feierlich antrauen, zieht ihren Prokurationsscudo ein und verläßt dann sofort den glücklichen Ehegatten, comme si de rien n'était, um vielleicht schon nach wenigen Stunden oder am folgenden Tage das Kleid von neuem anzulegen und wieder einem anderen Landsmann, der ihr ebenso spanisch wie die übrigen vorkommen mag, aus der Not zu helfen.

Für die Beschaffung eines jeden Dispenses bezieht der erste spanische Botschaftssekretär einen Scudo. Im vorigen Monat hat Arcicollar deren vierzig eingenommen. Daraus folgt, daß jene Donna im wunderschönen Monat Juni mit ganzen vierzig spanischen Mannen eine solche Ehe abgeschlossen hat. Das gibt Geschäftsroutine. —

Unter dem zartblauen Frühjahrshimmel glaubte ich, das sei die rechte Zeit, Roms Umgebung zu genießen; ich habe es in vollen Zügen getan. Und doch erscheint mir jetzt, wo der Hochsommer naht, die Pracht und Üppigkeit der Natur noch zauberhafter. Die Hitze ist bis jetzt gar nicht drückend. Die Morgenfrische hält an bis gegen neun Uhr. Zu Mittag kommt regelmäßig ein sanfter Westwind (der eigentliche Zephyr) vom Meer herüber, und mit offenen Armen nehmen meine hohen Fenster seine Kühlung entgegen. Bis vier Uhr bleibt der Römer zu Haus und läßt draußen die Hitze schalten, wie es ihr gefällt, dann beginnt schon wieder laue Luft, und wenn das Ave Maria geläutet wird, und sich allmählich ein Stern nach dem andern am klaren Abendhimmel zeigt, sagt man sich

mit voller Sicherheit: so schön wie der heutige Tag muß auch der morgige werden und die Sonne wieder golden am blauen Himmel strahlen. Diese Stetigkeit und Dauer des Wetters hat für den Nordländer etwas Entzückendes.

In der Dämmerungsstunde schlenderten wir gestern durch Trastevere, dessen enge Straßen mit den zahlreichen Überresten von mittelalterlichen Burgen und Türmen lebhaft die graue Vorzeit der sich befehdenden Barone zurückzaubert, bis man dann urplötzlich durch die Augen einer schönen Trasteverin mächtig wieder in die brennendste Gegenwart hineingezogen wird. Diese Bewohnerinnen von Trastevere sind die schönsten unter den Frauen und Mädchen Roms; man nennt sie schlechtweg die „Minenti", eine Abkürzung von Eminenti; der elastisch-vornehm sichere Gang, die graziöse Bewegung des Körpers, die Haltung des Kopfes, der malerisch auf Hals und Nacken aufgesetzt ist, das üppige schwarze Haar, durch einen silbernen oder goldenen Kamm leicht zusammengehalten und den dunklen Gesichtsteint umrahmend, die von langen Wimpern beschatteten vielsagenden Augen, die blendend weißen Zähne, das fast durchgehends edel geformte Profil — das ist ein Verein des Schönen, wie man ihn selten wiederfindet.

In Thüringen ist Rula wegen seiner schönen Mädchen berühmt. Wider fügte dieser Bemerkung mit seinem gewohnten Humor hinzu: „Dort wie in Trastevere soll der Fremdling furchtbare Keile besehen können."

Rom, den 12. Juli 1864.

Gestern nachmittag ist Gregorovius abgereist. Er geht auf einige Wochen nach Perugia, Assisi und anderen nördlichen Städten, um dort in den Archiven zu arbeiten, die ihm von der piemontesischen Regierung sehr entgegenkommend zur Verfügung gestellt sind. Wären diese Orte noch päpstlich, ihre Schätze würden sich einem protestantischen Historiker schwerlich öffnen, am wenigsten einem Forscher wie Gregorovius.

Vor der Abreise passierte ihm noch eine spaßhafte Geschichte. Auf der Polizei ließ er den Auslandspaß visieren, der einen Scudo kostet. Da Perugia im Jahre 1860 vom Kirchenstaat abgelöst und Piemont einverleibt ist, hielt Gregorovius schon den Scudo bereit. Zu seinem Erstaunen verlangte man nur zwei Paoli (Betrag für ein Visum innerhalb der Grenzen des Kirchenstaates). Das Jahr 1860 existierte also nicht, Perugia ist nach wie vor päpstlich! Das paßt ganz in die Theorie der Proteste gegen Parma. Man sagt im Vatikan mit Schiller: „Was man nicht aufgibt, hat man nie verloren."

Die Spaziergänge mit Gregorovius werden mir fehlen. Er vermittelte mir die Vergangenheit, ich ihm manche Gesichtspunkte der Gegenwart. Noch unsere letzte Wanderung durch Trastevere war überaus anziehend.

Der Name „jenseits der Tiber" kommt schon unter den vierzehn Regionen des alten Rom vor: die Transtiberina. Auch das neue Rom zählt vierzehn Rioni, von denen jeder seine eigene Presidenza, jeder sein Wappen hat. Diese Steinschilder sind überall an den Straßenecken angebracht. Trastevere hat von alters her ein Löwenhaupt im roten Feld.

Der malerische Reiz der Siebenhügelstadt beruht mit auf der Ungebundenheit seiner Gassen. Fast jede geht selbständig ihren Weg, schwankt nach rechts oder links, je nachdem ein Kloster, ein Palast, eine Kirche es für gut befand, aus der Häuserreihe herauszutreten.

Manche neue Straßen haben sich freilich den nivellierenden Anforderungen der modernen Städteordnung gefügt. Dafür ruht auf ihnen der Fluch der Langeweile. Ohne Schatten, ohne intimes Leben schleppen sie ihr ödes Dasein hin und blicken mit verbissenem Neid rechts und links auf ihre Schwestern, die ihrer Natur die Zügel schießen lassen, in schattigen Engen und Winkeln pulsierendes Leben mit sich führen.

Trastevere hat eine einzige gerade Straße, die Lungara, von Julius II. im Anfang des sechzehnten Jahrhunderts angelegt.

Verläßt man dies Werk des bauluſtigen Papſtes, ſo ſteht man im krauſeſten Häuſergewirr. Jetzt erſt iſt man im eigentlichen Trastevere, deſſen oft finſtere Mauerreſte an das wüſte Kriegstreiben, die blutigen Fehden erinnern, mit denen einſt die Anibaldi, die Stefaneschi, Tolomei, Frangipani, Orſini, Savelli, Colonna, Caetani und andere, jetzt zumeiſt erloſchenen Adelsgeſchlechter Rom und die Umgegend erfüllten. Alle Jahrhunderte ſind in dieſem Straßenknäuel vertreten. Hier hebt eine ſchlanke Säule einen doppelten Fenſterbogen empor (zwölftes und dreizehntes Jahrhundert), dort kündet eine Fenſterreihe mit ſchweren Steinrahmen und ſteinernen Kreuzen (fünfzehntes Jahrhundert) die nahende Renaiſſance. Hilfeſuchend lehnt ſich ein Häuschen an einen maſſigen, geborſtenen Turm. Aus einem der Fenſter, an welchem einſt die bärtigen Geſtalten der Ritter und Söldner auftauchten, ſteckt eine Handwerkerstochter von Zeit zu Zeit den ſchönen Kopf, um ſich die Langeweile zu vertreiben oder nachzuſehen, wo der Bräutigam bleibt.

Intereſſant iſt Palazzo Molara an der Piazza gleichen Namens, dicht neben der Brücke, die von Trastevere auf die Iſola di San Bartolommeo (die alte insula Tiberina) führt. Nur wenige kennen ihn. In ihm iſt die Grandezza des wunderbaren fünfzehnten Jahrhunderts zu Stein geworden.

Vom hohen, breiten Torweg blickt das Wappen. Ein Querbalken auf getäfeltem Felde. Man tritt in den Flur. Niedrig, dämmerig. Statt der Deckenwölbung ſchwere Balken mit geſchnitzten Ausläufern.

Durch den Flur fällt der Blick auf einen engen, düſteren Hof mit einer Brunnengrotte. Aber das Waſſer iſt verſiegt — in dieſem Lande, wo Tauſende von Fontänen Tag und Nacht ſprudeln und rauſchen, ein melancholiſches Bild.

Vom erſten Stock überſieht man die ſchmalen Höfe zwiſchen hohen Mauern, an denen ſteile oder gewundene Treppen zu den höhern Etagen des Palaſtes hinan klimmen: ein Chaos von vorſpringenden Erkern, Dächern, Stiegen und Fenſtern.

Die Phantasie fühlt nur zu bald das Bedürfnis, diese Räume, von armen Familien bewohnt, mit Gestalten aus der Zeit ihres Glanzes zu beleben. Man möchte sich die Kriegsszenen ausmalen bei der Verteidigung des Schlosses, das Schmettern von Festfanfaren hören ... doch wer waren die Molara? Welchen Anteil hatten sie an der Geschichte Roms?

Auf der unvergleichlichen Berliner Bibliothek würde sich eine Forschung mit Aussicht auf Erfolg anstellen lassen — aber hier?

Die Bibliothek, welche ich am meisten besuche, ist die des Dominikanerklosters Santa Maria sopra Minerva. Dort findet sich auch jenes Werk, auf welches man bei fast allen Fragen zuerst verwiesen wird, das Dizionario di Erudizione Storica — Ecclesiastica etc. etc. compilazione di Gaetano Moroni, Romano, primo ajutante di Camera di Sua Santità. Venezia 1847.

Dies Buch ist seltsam entstanden.

Mit der außerhalb Roms am Mons Coelius gelegenen Kirche S. Gregorio steht ein Kloster in Verbindung, welches den Kamaldulensern gehört. Diese haben in der Stadt ein in der Straße S. Romoaldo befindliches Absteigequartier. Letzterem gegenüber war in den zwanziger Jahren eine kleine Barbierstube, wo ein gewisser Moroni als Gehilfe arbeitete und oft das Glück hatte, den Herren Kamaldulensern, wenn sie zur Stadt kamen, den Bart abzurasieren.

In jenem Kloster befand sich auch Cappellari, der nachmalige Papst Gregor XVI. Dieser kam häufig seines Bartes wegen mit Moroni in Berührung, und letzterer wußte das Messer so geschickt zu handhaben und dabei solche Proben seiner Klugheit an den Tag zu legen, daß Cappellari ihn in sein Herz schloß, ihn später zum Kammerdiener machte und 1831, nach seiner Erhebung zum Papst, höher aufsteigen ließ.

Barbiere sind meist wissenschaftlich strebsame Gemüter, und

wie Moroni durch und durch Barbier war, so folgte er auch in dieser Richtung seinen Amtsgenossen. Er beschloß, ein großes historisches Werk herauszugeben. Selbst — das merkte er wohl — konnte er das nicht zustande bringen. Aber der Cavaliere Moroni war eine einflußreiche, wichtige Person im Vorzimmer Seiner Heiligkeit, konnte seine Stellung geltend machen — allen Gelehrten gegenüber, den Mönchen, Geistlichen und Fremden aller Länder, die eine Audienz erbaten und im Vorzimmer warten mußten.

Da machte er sich denn bald an diesen, bald an jenen mit der Bitte, ihm für ein kirchengeschichtliches Diktionär einen oder den anderen Artikel zu schreiben; und selten wohl erhielt er, der mächtige Günstling, eine abschlägige Antwort, in den meisten Fällen sogar sehr rasch einen gut geschriebenen, gründlichen Aufsatz über den erbetenen Punkt.

So hat dieser emsige Figaro im Lauf der Zeiten Stoff zu 103 Bänden und zugleich zahlreiche Abonnenten erworben. Denn wer ihm unter den wartenden Fremden danach angetan erschien, wurde zur Subskription herangezogen.

Dies die Geschichte des Werkes, das, in Italien allgemein verbreitet, dem Kompilator Ruhm und Geld eintrug.

Der Papst ist wohl und kann sich noch immer nicht von seinem lieben Vatikan trennen. Die Umgebung sehnt sich aufs Land und bestürmt ihn mit Fragen; aber er weicht aus und neckt die Herren. Als neulich der Kardinal Clarelli ihn gefragt, wann er nach Castel Gandolfo überzusiedeln beabsichtige, hat Seine Heiligkeit schäkernd geantwortet: „Il Papa non me ne ha detto niente.“ (Der Papst hat mir noch nichts davon gesagt.)

Rom, 18. Juli 1864.

In großer Trauer verläßt die Familie Warschauer aus Berlin übermorgen Rom. Die Ärmsten verloren hier nach schweren Leiden ihre junge Tochter. Ich habe die Eltern, die

sehr angenehm sind, oft besucht und die Ergebung bewundert, mit der sie diese Prüfung trugen. —

Gestern war ich zum Fest der Santa Maria del Carmine bei Russell und Cavriani in Ariccia. Ein tiefer Bergeinschnitt trennt letzteres von Albano. Neuerdings hat Pio IX. einen majestätischen Viadukt über dieses Tal bauen lassen, dadurch ist der alte Weg fast in Vergessenheit geraten. Und doch ist er mit seinen hohen, schattigen Bäumen schön und in der Frische des Morgens ein reizender Spaziergang.

Ich fuhr abends mit Dr. Taussig zurück, der als konsultierender Arzt von der jungen Königin von Neapel nach Albano gerufen war, wo die ganze königliche Familie, alt und jung, den Sommer zubringt.

Taussig erwähnte ich schon bei Gelegenheit der Berckmannschen Beatifikationsgeschichte. Er erzählte mir, daß er bei Abgabe seines ärztlichen Gutachtens über die vermeintlichen Wunderkuren Berckmanns sich darauf beschränkt habe, ausdrücklich zu erklären, daß, falls die Aussagen der Zeitgenossen über den Zustand der von Berckmann Geheilten wirklich richtig seien, kein Zweifel darüber obwalten könnte, daß die letzteren vom medizinisch-wissenschaftlichen Gesichtspunkte aus als völlig unheilbar hätten betrachtet werden müssen. Der kluge Mann hat also die Verantwortlichkeit für die Wahrheit oder — Unwahrheit der Wundergeschichten denjenigen zugeschoben, welche im siebzehnten Jahrhundert jene Aussagen gemacht haben. Einen dieser Krankheitsberichte, welcher gar zu fabelhaft war, hat er übrigens als unrichtig zurückgewiesen.

Taussig hat viel Erfahrung, großen Scharfblick und gilt allgemein für einen ausgezeichneten Arzt. Er ist jüdischen Ursprungs, stammt aus der Umgegend von Teplitz, ist später zur katholischen Kirche übergetreten, zeichnet sich aber dadurch, daß er nicht fanatischer Katholik geworden ist, vor den übrigen Renegaten aus. Im allgemeinen pflegen solche katholischer als der Papst und von größter Unduldsamkeit gegen diejenige Kon-

feſſion zu ſein, der ſie früher angehörten. Overbeck macht wohl eine ſeltene Ausnahme; ſein weiches Gemüt läßt eine irgendwie ſchroffe Feindſeligkeit gegen die Akatholiken nicht aufkommen; er ſpricht nur ſein Bedauern aus und ſeinen Schmerz über die Trennung und den gefährlichen Riß, der im Chriſtentum beſteht und den die Gegner der Religion für ihre Zwecke auszubeuten ſuchen.

Unter den Heiligen, die in der Peterskirche an den Pfeilern des Hauptſchiffes aufgeſtellt ſind, befindet ſich auch eine mächtige Statue des Ignatius Loyola, des Gründers des Jeſuitenordens. Er hat das Antlitz und die Rechte betend gen Himmel gehoben; im linken Arm trägt er ein aufgeſchlagenes Buch, in dem man die goldenen Worte lieſt: Ad majorem Dei Gloriam constitutiones societatis Jesu. Vor ihm auf dem Boden liegend, krümmt ſich ein Ungetüm, ein menſchliches Weſen mit langen, furienartigen Haaren, rollenden Augen und grimmigen Gebärden, die Arme von Schlangen umwunden; es iſt die gebändigte Reformation. Wie ein Sieger ſtemmt Ignatius ſeinen linken Fuß auf die Bruſt des Ungetüms, welches ſich in den Daumen beißt — eine echt italieniſche Darſtellung der höchſten Wut.

Unter den engliſchen und amerikaniſchen Familien, welche im Winter zahlreich nach Rom kommen, macht die katholiſche Geiſtlichkeit mit immer größerem Erfolg ihre Bekehrungsverſuche, und es läßt ſich, wie Ruſſell mir ſagte, wohl annehmen, daß in jeder Saiſon durchſchnittlich ſieben bis acht Perſonen dieſer Kreiſe, meiſtens junge Mädchen, für die katholiſche Kirche gewonnen werden. Es iſt bewunderungswürdig, wie konſequent und mit welcher Kenntnis der menſchlichen Natur dieſe Propaganda betrieben wird. Für die vornehmeren engliſchen Familien iſt Monſignor Talbot — ſelbſt engliſcher Renegat und jetzt einer der Geheimen Kämmerer des Papſtes — angeſtellt, um die Netze auszuwerfen, in welche ſich die unſchuldigen Ladies verwickeln ſollen. Ein Padre Smith, Mitglied

der Propaganda, hat dagegen die Aufgabe, auf diejenigen Amerikanerinnen und Engländerinnen einzuwirken, welche den mittleren Klassen der Gesellschaft angehören. Wo diese Herren nun ein für ihre Lehre empfängliches Gemüt finden, wird mit allen Mitteln der Überredung, mit allen Seligkeiten des Paradieses und allen Schreckniſſen der Hölle eingewirkt. Ist es dann gelungen, irgendwo eine Bresche zu schießen, so muß der Papst selbst eintreten, um nachzuhelfen. Den Wunsch, Seine Heiligkeit zu sehen, bringt jeder Fremde mit nach Rom, und fast alle erreichen es auch, vorgelassen zu werden. Für solche Damen aber, welche auf dem Wege der Bekehrung sind, wird eine besondere Audienz beim Papst vorbereitet und dieser instruiert, daß er es nicht an geeigneten, zart aufmunternden Worten fehlen lasse.

Darüber pflegt gewöhnlich die Zeit bis zu den Fasten zu verstreichen. Alsdann erscheint hier der große Kanzelredner Monsignor Manning, ebenfalls Renegat, der von England herüberkommt, um in Rom in englischer Sprache seine berühmten Fastenpredigten zu halten.

Am Ende des Corso, da wo diese Straße in die Piazza del Popolo mündet, stehen zwei symmetrisch gebaute kleine Kirchen von gleicher Größe und Form, jede mit einer Kuppel und einer von Säulen getragenen Vorhalle. Die eine dieser Kirchen hat Manning sich zu seinen Predigten ausgewählt — nicht ohne Absicht. Jenseits der Piazza liegt die Porta del Popolo und gleich links, außerhalb des Tores, befindet sich der Betsaal der englischen Gemeinde, die ihren Gottesdienst innerhalb der Mauern Roms nicht abhalten darf. Es ist nun so eingerichtet, daß Mannings Predigten gerade nach dem Schlusse des Gottesdienstes beginnen, so daß alle Engländer, welche den berühmten Landsmann hören wollen, ihren Wunsch gleich auf dem Heimweg von der Kirche in der bequemsten Weise ausführen können. So sieht man dann an den Fastensonntagen zu einer bestimmten Zeit regelmäßig eine Menge

engliſcher und amerikaniſcher Equipagen vor der kleinen Kirche an der Piazza del Popolo halten. Die Mehrzahl der Anglikaner pflegt ſich dann über den Fanatismus und die ultramontanen Anſichten Mannings zu erregen. In den Herzen der ſchönen Ladies aber zündet ſein begeiſtertes Wort um ſo heftiger, und diejenigen, welche vielleicht noch ab und zu ſchwankten, werden hier vollſtändig für die katholiſche Lehre gewonnen.

So rückt das Oſterfeſt heran. Die feierliche Taufe der neuen Glieder der „alleinſeligmachenden" Kirche findet ſtatt, und der letzte Akt des Dramas iſt dann noch ein Gang, den Monſignor Talbot mit ihnen durch die Schauer der Katakomben unternimmt, wo ſie angeſichts der Gebeine der Märtyrer die ſegnende Schlußweihe erhalten.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß in Fällen, wo der Bekehrte einer reichen, vornehmen, gar fürſtlichen Familie angehört, die Glorie für die Kirche auch eine um ſo größere iſt. Das macht Aufſehen und wirkt als Beiſpiel.

21. Juli 1864.

Vorgeſtern nachmittag war ich mit Wider in einem ſehr beliebten Volkstheater, welches ſich oben auf dem Mauſoleum des Kaiſers Auguſtus befindet. Wozu doch hier alle dieſe klaſſiſchen Grabmonumente herhalten müſſen! Aus Hadrians Mauſoleum iſt die feſte Engelsburg entſtanden; die berühmte Ruheſtätte der Cäcilia Metella an der Via Appia hat durch ihre hohen maſſiven Mauern im Mittelalter die Familie Caetani verlockt, ſich dort zu verſchanzen und den friedlichen Bau gleichfalls zu einem Caſtel umzuſchaffen, und auf dem Mauſoleum des Auguſtus iſt jetzt Volkstheater im Freien.

Rom, 28. Juli 1864.

Am Sonnabendnachmittag fuhr ich nach Ariccia, ſtieg bei Ruſſell-Cavriani ab und brachte mit ihnen den Abend bei der Fürſtin Antonie Campagnano zu.

Der Beſitzer von Ariccia iſt der Fürſt Don Sigismund

Chigi, „Marschall der heiligen römischen Kirche und Hüter des Conclave“. Dessen Sohn, Don Mario Campagnano, ist mit der Tochter der Fürstin Sayn-Wittgenstein-Berleburg vermählt, einer geborenen Bariatinsky, welche in Paris lebt und mit der Königin Augusta sehr befreundet ist. Durch die Königin war ich der Fürstin Campagnano empfohlen worden. Den Besitz dieser jungen Fürstin Tony machen sich also vier Nationalitäten streitig, und von allen hat sie das Beste in sich zu vereinigen gewußt: deutsche Gemütlichkeit und Heiterkeit, russische Leichtigkeit im Umgang, italienische Natürlichkeit und französische Eleganz.

Das Schloß, welches sie in Ariccia bewohnt, liegt romantisch an einem Abhang. Es ist ein alter vornehmer Bau aus der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts, wo der Kardinal Fürst Fabio Chigi, der nachmalige Papst Alexander VII., ihn durch den genialen Bernini aufführen ließ.

Der waldige Park zieht sich anfänglich ins Tal. Drüben steigen seine schwarzen Wipfel majestätisch höher und höher, um sich schließlich an den dunkeln Berghängen des Monte Cavo und Monte Giove zu verlieren.

Seit Menschenaltern hat keine Axt den Frieden dieser Natur gestört. Denn nach einer Verfügung des kunstsinnigen Großvaters des jetzigen Fürsten Chigi soll hier „zum Besten der Maler und ihrer Studien“ kein Baum gefällt, keine Veränderung vorgenommen werden; selbst was der Sturm umweht oder vor Altersschwäche zusammenbricht, bleibt liegen.

Jahrhundertealte, knorrige Eichen ragen aus der Wildnis. Schlinggewächse klettern von Ast zu Ast, von Baum zu Baum, um in den luftigen Regionen ihr Wesen zu treiben. Mitten in dieser Waldeinsamkeit stößt man auf efeuumranktes Trümmerwerk — Reste eines Dianentempels — oder auf Felsschluchten und Grottengewölbe, aus denen murmelnde Bäche hervorquellen. Man fühlt sich hier wie in einem Zauberwald, in dessen Wildnissen nachts, wenn die Sterne funkeln und

des Mondes Silberlicht erglänzt, Elfen und Sylphiden ihren Reigen tanzen könnten.

Und das alles ist ihr untertänig, der reizenden Principessa Tony, die selbst wie eine junge Fee in dem Schlosse waltet. Papa Chigi lebt freilich noch, ist aber doch schon kränklich, und die Fürstinmutter, eine Doria-Pamphili, ist seit zwanzig Jahren tot. Darum kann sich der alte Herr freuen, daß eine so liebenswürdige Schwiegertochter neues Leben in sein Haus brachte, dessen düstere Hallen und Säle mit ihren alten Ledertapeten, tiefen Fensternischen, dunkeln Ahnenbildern etwas Melancholisches an sich haben.

Zu diesem Schloß gehört ein Casino, auf einem kleinen Felsen erbaut. Dort wohnen Russell und Cavriani, und dort war am Sonntag zu Ehren der Fürstin und ihres Gatten ein Diner, an dem außer diesen und den beiden Wirten nur Hübner (von der österreichischen Botschaft), Gallo (der neapolitanische Duc) und ich teilnahmen. Es war sehr lustig, und der gut gekältete Sekt tat bei der Hitze sehr wohl. Schon um $2^1/_2$ Uhr wurde gespeist, weil das fürstliche Paar um 5 Uhr zur Audienz beim Heiligen Vater in Castel Gandolfo befohlen war. Es ist hier Sitte, daß, sobald die Villeggiatur des Papstes beginnt, die in der Nachbarschaft wohnenden Familien ihren Bewillkommungsbesuch machen. Zur Audienz bei Seiner Heiligkeit muß eine Dame stets ganz schwarz, mit schwarzem, auf den Rücken fallendem Schleier erscheinen. Das stand der Fürstin prachtvoll; wir hatten uns selbstverständlich im Schloßhof aufgestellt, um sie in dieser Toilette abfahren zu sehen.

Bald nachher, etwa gegen 6 Uhr, begann auf dem Platz vor dem Schloß ein Volksfest, zu dem die Bauern aus den nahen Ortschaften massenhaft zusammenströmten. Eine Tombola für milde Zwecke fand statt. Von einem hohen Gerüst wurden die Lose ausgerufen und die Preise verteilt für die Amben, Ternen, Quaternen, schließlich für die Tombola — alles unter tollem Geschrei und Gepfeife, wenn einer sich zum

Einziehen des Geldes meldete. Im Hintergrunde hielten die Karossen der Diplomaten, Römer und Fremden, die in Genzano, Albano und Frascati wohnen; unter ihnen auch Franz II. mit der Königin in einem sehr eleganten Wagen, der aber doch — zum Schrecken einiger ultralegitimistischen Diplomaten — nur ein Einspänner war; neben ihm sein Stiefbruder Graf Trani mit Gemahlin und hinter ihnen die Königin-Mutter.

Am folgenden Tag mußten wir zur Stadt, da S. Giacomo-Tag, also der Namenstag des Kardinals Antonelli war. Zu seiner Beglückwünschung pilgert das diplomatische Korps nach dem Quirinal, wo der Kardinal-Staatssekretär für die Zeit der Villeggiatur des Papstes wohnt. Ich hatte doppelten Grund, mich dort einzufinden, da Willisen nicht zur Stadt gekommen war, ich also auch in seinem Namen gratulieren mußte.

Das ist so eine von den patriarchalischen Sitten, die sich hier aus der gemütlichen Vorzeit erhalten hat. Ich möchte wohl Gortschakoffs oder Bismarcks Gesicht sehen, wenn an deren Geburtstag oder Namenstag ein Legationssekretär sich wollte einfallen lassen, sie mit Gratulationen zu belästigen!

Für Giacomo Antonelli unternimmt freilich ein jeder sehr gern solchen Gratulationsgang: er ist stets von der fabelhaftesten Liebenswürdigkeit. Ein gutgeschulter katholischer Diplomat sieht aber in ihm, dem Kardinal, noch ein ganz anderes Wesen und fühlt sich beim Anblick der roten Strümpfe und roten Calotte besonders gehoben; denn für die Rechtgläubigen gilt die alte Devise der Kardinäle: „Égaux aux Rois, supérieurs aux Princes.“ Auch kann ein Kardinal noch einmal ihr „Heiliger Vater“ werden. An der Spitze des zweiten Bandes der Memoiren des Kardinals Consalvi paradiert ein faksimiliertes Schreiben Ludwigs XVIII. an den Kardinal, worin die Allerchristlichste Majestät den letzteren „Mon Cousin“ anzureden geruht.

Einen Protestanten berauschen natürlich die roten Strümpfe weniger. Ich schätze dafür in Kardinal Antonelli den liebens-

würdigen Gesellschafter und sehr klugen Mann, der seit vierzehn Jahren mit wunderbarer Geschicklichkeit es verstanden hat, allen seinen Neidern und mächtigen Gegnern standzuhalten, dessen ganzer staatsmännischer Ruhm sich eigentlich aber darauf reduziert, daß er durch fortgesetztes Transigieren, Aplanieren und Verkleben für den Augenblick die inneren Schäden des Kirchenstaates etwas verdeckt und dabei nach Außen mit den europäischen Mächten die besten Beziehungen aufrecht erhält, was freilich weder piemontesische Annexionen noch Beraubungen des ihm anvertrauten Kirchenstaates verhindert hat. Vor einer jeden Aktion wird Antonelli zurückschrecken.

Was übrigens so manchen hiesigen Zopf betrifft, so muß man nicht vergessen, daß wir hier eigentlich eine ausschließlich katholische Diplomatie haben, die gerade in Rom es für ihre höchste Pflicht hält, jedes alte Herkommen pietätvoll aufrechtzuerhalten und dabei die Fahne des Papsttums so hoch wie möglich zu schwingen. Eine englische Botschaft fehlt schon seit Elisabeths Zeiten. Russell ist nur offiziöser Agent. Schweden, Dänemark, Griechenland, Türkei, Württemberg, Hannover, kurz alle akatholische Staaten, deren Vertreter in Paris, London, Wien, Berlin und Petersburg das diplomatische Korps beleben, fehlen. Holland hält einen Ministerresidenten; der ist aber augenblicklich auch ein Katholik, Graf Du Chastel, der in Berlin mit mir in der Behrenstraße wohnte. Preußen ist hier also die einzige gewichtige protestantische Macht.

Das hiesige Sacrécorps bekümmert sich deshalb wenig um äußere Politik. Alles wird auf kirchliche Interessen zurückgeführt.

Im allgemeinen gilt der Satz, daß der Katholik, der aus der Fremde nach Rom kommt, hier irre wird am Katholizismus. Ein Westfale, Bayer, Österreicher, Belgier, der es mit seiner katholischen Kirche ernst meint, wird gewöhnlich schon nach kurzem Aufenthalt in Rom traurig und nachdenklich gestimmt durch das hiesige Kirchenwesen. Der leichte Lebens-

wandel des Klerus, die oft zwecklose Existenz von Klöstern, das Nichtstun der Mehrzahl der Mönche, die manchmal profanen Äußerlichkeiten des Kultus, das alles bringt wirklich fromme Katholiken zu dem Ausruf, daß Rom die letzte Stadt wäre, welche zum Übertritt zum Katholizismus begeistern könne.

Eine ganz ähnliche Auffassung haben auch die hiesigen katholischen Diplomaten; aber sie wagen nicht, dies offen auszusprechen, aus Furcht, für ungläubig zu gelten. Denn da die hiesige vornehme Gesellschaft, in deren Gewässern die Diplomaten doch am liebsten herumplätschern, fast nur aus den strengsten Papalinos besteht, hält der fremde Gesandte, Legationssekretär und Attaché es für Pflicht, sich als wütenden Calottin aufzuspielen. Solche Leute sprechen dann natürlich vom Papst nur als: „Saint Père", von Viktor Emanuel als: „cette canaille"; Franz II. ist ein edler Märtyrer; der Name Cavour darf nicht genannt werden; wer an die Möglichkeit eines einigen Italiens glaubt, wird für einen Dummkopf erklärt.

Solchen Politikern ist daher ein Mensch wie Russell ein Dorn im Auge; es gilt beinahe für gefährlich, mit ihm umzugehen. Russell war es, der im vorigen Jahre durch telegraphische Meldung von hier nach Turin die piemontesische Regierung in den Stand setzte, die vier fameusen Briganten, die man sorglos in Civitavecchia auf der „Aunis" eingeschifft, in Genua anzuhalten. Das beweist also, daß er sehr gute Beziehungen hat, somit heißt er bei den hiesigen Calottins le chef des sociétés secrètes. Es ist ihnen ein Rätsel, daß anständige Menschen mit Russell befreundet sein können. Wie dieser kluge Engländer es fertig bringt, daß Franz II. ihn gerne sieht, daß der Heilige Vater ihm geradezu mit Zärtlichkeit entgegenkommt, daß der Gesandte der Apostolischen Majestät, Graf Széchényi, ihn jeden Abend bei sich sieht, der apostolische Geschäftsträger Graf Cavriani mit ihm in Ariccia unter einem Dache wohnt und sogar die Principessa Campagnano bei ihm diniert — das alles sind für seine Feinde Unbegreiflichkeiten.

Um $5\frac{1}{2}$ Uhr gehe ich oft mit einem spanischen Sekretär (Louis Luque Patiño des Marquis de Villacastel) ins Mausoleumtheater, „Theater Corca“ genannt, weil das Haus nebst Mausoleum früher einer Familie Corca gehörte. Die besten Plätze kosten 15 Bajocchi = 5 Groschen; dafür sieht man Lustspiele und Dramen. Zur Zeit Goethes (1787) wurden dort „Ochsenhetzen“ abgehalten; nach seiner Schätzung faßt das Amphitheater 4—5000 Menschen.

Gestern nachmittag fuhr Visconti mit Ottenfels (österreichischem Botschaftsrat) und mir nach dem Lateran, um uns das dortige Museum zu zeigen, welches er geordnet hat. Die meisten in Ostia ausgegrabenen Altertümer, Sarkophage, Kandelaber, Statuen, Mosaiken sind dort aufgestellt; besonders prachtvolle Friese von Marmor, so fein ausgearbeitet, als wären sie von Wachs. Eine Sophokles-Statue, bei Terracina gefunden, ist von der Familie Antonelli geschenkt.

Morgen hat das schöne Leben im Casino Chigi sein Ende. Russell geht auf Urlaub nach England, und Cavriani hat heute plötzlich seine Abberufung erhalten, so daß auch er Rom in 14 Tagen, und zwar für immer verläßt. Der Wiener Reichstag hat schon lange die österreichische Gesandtschaft bei dem gestürzten Franz II. für überflüssig erklärt und will für deren Fortdauer keine Fonds bewilligen, so daß Rechberg sich endlich genötigt gesehen hat, diese Vertretung dem hiesigen Botschafter Baron Bach zu übertragen. Damit hat dann die Gesandtschaft zu existieren aufgehört. Jetzt hält nur noch als gute Bourbonin die katholische Majestät von Spanien eine eigene Gesandtschaft bei König Franz; ebenso hat Bayern, als nächstverwandter Hof, keine Änderung in seiner diplomatischen Vertretung zugelassen; schon vor 1859 war der bayerische Gesandte in Rom auch in Neapel akkreditiert. Aber alle übrigen Staaten haben Italien anerkannt und somit die Gesandtschaften vom König zurückgezogen.

Vorgestern, am 1. August, war ich nachmittags in Petrus in Vinculis, um die Kettenausstellung zu sehen. Päpstliche Sänger standen oben auf dem Chor; unter Orgelbegleitung erklang die reizendste italienische Musik; der Hauptsopran, ein Individuum namens Mustapha, erging sich in den gewagtesten Koloraturen bis zu schwindelnder Höhe; es kamen vier oder fünfstimmige Finales und Ensemblestücke vor, die in jeder Oper Donizettis Platz finden könnten. Von getragener Kirchenmusik war keine Rede, da nicht Messe gelesen, sondern ein elegantes Kirchensalonfest gefeiert wurde, in Erinnerung an die liebenswürdige Gestalt Petri, der zum Wohl der Welt jene Ketten getragen. So ungefähr faßte die Gesellschaft, welche durch die Kirche spazierte, die Feier auf; und dem entsprechend war auch der Ausdruck der Musik: leicht tändelnd, rasches Tempo, die modernsten Übergänge und Begleitungen. Das aber mag der Italiener gern in der Kirche hören. Dabei fehlte es am Montag nicht an Andächtigen, welche die Ketten küßten, vor ihnen niederknieten. Eine vornehme junge Frau, von hohem, schlankem Wuchs, schwarz gekleidet, den kleinen Hut kokett auf dem schönen Haupt, das Gebetbuch in der zarten weißen Hand, ließ sich in unserer Nähe vor einem Betpulte nieder, ihr kleines Kind zur Seite, der tadellos livrierte Lakai einige Schritte dahinter, ebenfalls kniend. Die Schöne weiß nicht, welche Freude sie mir bereitet hat, denn diese Gruppe war so, daß ich die Augen nicht abwenden konnte und bedauerte, als die Andacht ein Ende hatte. Auch das Jesuitenseminar war stark vertreten; in radienförmigen Reihen knieten die Zöglinge an den Stufen des Altars, ihrer acht oder zwölf, paarweise hintereinander und durften sich nicht eher erheben, als bis ihr Führer das Zeichen zum Aufstehen gab.

Und auf dieses ganze Getriebe sah der marmorne Moses ernstgebieterisch von seinem Thron hinab. Sein Antlitz schien ganz besonders furchtbar und zornig. Denn es mochte ihm

bereits Nachricht von der Propaganda zu Ohren gekommen sein, welche neuerdings die Kirche mit gewaltsamem Eifer im römischen Ghetto betreibt. Russell kennt diese Dinge gründlich; er hat damals, als Moses Montefiore in solchen Fragen hierher gesandt wurde, mit diesem gemeinschaftlich zu wirken gesucht, aber umsonst. —

Übermorgen werde ich eine kleine Reise mit Wider antreten.

Schon zweimal bin ich mit dem Marseilledampfer dicht an der Insel Elba vorübergefahren und jedesmal, wenn ich, beim Anblick der hohen Felsen, des Jahres 1815 gedachte, wünschte ich mir, dort einmal zu landen, um das Milieu zu sehen, in dem der Korse die zehn Monate seiner ersten Gefangenschaft zugebracht hat. —

Nach allem, was man aus Umbrien hört, geht das italienische Einigungswerk in seiner Entwicklung immer weiter vorwärts. Dabei überall immer dringender der Wunsch, Rom zu besitzen, und die leidenschaftlichsten Hoffnungen auf ein baldiges Ende des Kirchenstaates.

Vor kurzem sind Briefe aus Rom von Dr. Alois Flir veröffentlicht, welche binnen weniger Wochen zwei Auflagen erlebt haben. Flir war ein Tiroler Geistlicher, kam 1853 als deutscher Prediger nach Rom, wurde hier Rektor an der deutschen katholischen Kirche dell' Anima, später päpstlicher Hausprälat und Auditor beim hiesigen hohen Gerichtshof, der Santa Rota, dem asylum justitiae. Er starb hier 1859.

Mit diesem Buch und dem gestrigen Besuche von Gregorovius erging es mir sonderbar. Flir war heftiger Ultramontaner und als solcher geschworener Feind von Gregorovius. Er schreibt über ihn im Januar 1858: „Der Artikel des hier lebenden Gregorovius über Subiaco (in der Beilage der „Augsb. Allgem. Zeitung") hat hier eine Entrüstung erweckt, daß seine Ausweisung zu besorgen war. Er ist ein unheimlicher, hochmütiger, in sich zerrissener Patron, er lebt von der Feder und

muß daher rasch arbeiten. Alle Spaziergänge und Konversationen dienen ihm nur zum Stoffsammeln. Ich sah ihn nur einmal bei Spithöver, sprach ihn aber noch nie."

Diese Stelle las ich gestern und legte dann einen Augenblick das Buch aus der Hand, um mir das Gesagte zu überlegen. In demselben Moment höre ich Schritte, und Gregorovius tritt, von seiner Reise zurückgekehrt, in meine offenstehende Tür. Nach jenen blutigen Worten war es mir wirklich in der ersten Sekunde nicht leicht, einen Übergang zu finden.

Freitag, 5. August.

Heute traf ich einen Bekannten, José de Souza Lobo, einen portugiesischen Diplomaten, sehr gescheiten Menschen, der seiner Gesundheit wegen einige Wochen in Castellamare war und dort mit vielen Personen verkehrte. Er sagt über den Fortgang des italienischen Einigungswerkes im Süden dasselbe, was ich aus dem Norden hörte. Prinz Humbert hat sich dort beliebt gemacht, die Antipathie gegen die Piemontesen schwindet; die Armee ist gut diszipliniert; Unterrichtswesen hebt sich stark; die frühere politische Apathie der Neapolitaner tritt zurück; bei den jüngsten Wahlen zu den Conseils généraux haben sich die Wähler freiwillig massenweise eingefunden. Das alles hält Franz II. und seine Umgebung noch immer für Chimäre!

Rom, 14. August 1864.

Seit gestern bin ich wieder im Palazzo Caffarelli und habe Heimweh nach den schönen Tagen am Tyrrhenischen Meer.

Beim herrlichsten Sonnenuntergang traf ich Freitag abend mit Wider in Civitavecchia ein. Seit Menschengedenken ist die heilloseste Prellerei dort endemisch: Polizisten, Douaniers, herumlungernde Kommissionäre, Facchini, Battelieri — alle sind auf Übervorteilung der Fremden eingerichtet. Der Gasthof „Orlandi" ist fast ohne Konkurrenz; wer die Preise nicht im

voraus akkordiert, wird am folgenden Morgen unbarmherzig übers Ohr gehauen.

Obgleich wir pomphafte, visierte Gesandtschaftspässe für die „Isola d'Elba" hatten, mußte noch spät abends ein neuer permesso eingeholt werden zum ungehinderten Ausgang aus den päpstlichen Staaten. Man fühlte sich in das Jahr 1820 versetzt, wo solche Plackereien in ganz Italien an der Tagesordnung waren.

Die einzige Merkwürdigkeit in diesem Nest ist die alte trattoria al moro in der kleinen Via Giuliana. Wenn ein Römer nach Civitavecchia kommt, unterläßt er nicht, dies unansehnliche Haus zu besuchen; dort gibt es die besten Fische, die zur zuppa alla marinara (Matrosensuppe) verarbeitet werden. In solchen echt italienischen Trattorien hat die Gastronomie eigentümliche Launen: z. B. bekommt man Melonen mit Salami, Birnen mit Käse, Feigen mit Schinken; das klingt entsetzlich, fließt aber schließlich ganz harmonisch zusammen.

Am andern Morgen, früh 4 Uhr ging die Diligence. Wir schwangen uns auf die hohe Imperiale und fuhren sieben Stunden Wegs bis zur Maremmenbahn. Ein bezaubernder Morgen. Frisch wehte der Wind von der See. Links unausgesetzt wunderbarer Blick aufs Meer, zur Rechten blauten die Berge; Kornfelder wechselten mit niedrigen Eichenwaldungen, über denen Adler majestätisch in den Lüften kreisten.

So ging es rasch durch das alte etrurische Land zur Grenze des neuen Italien.

Als man dem Grafen Cavour im Jahre 1860 von einer Eroberung Roms durch Waffengewalt sprach, antwortete er: „J'en ferai le siège et je la vaincrai; puisque l'Italie ne peut pas aller à elle, je la forcerai à venir à l'Italie. Je l'attaquerai par les chemins de fer, par la télégraphie électrique, par l'amélioration de la culture, par l'établissement des banques nationales, par l'instruction gratuite et répandue à profusion, par l'état civil, par la sécularisation des biens conventuels,

par la rédaction d'un code civil emprunté aux lois les plus douces de l'Europe, par la suppression des châtiments corporels; je mettrai face à face l'esprit d'expansion moderne et l'esprit ancien d'obscurantisme; l'un triomphera de l'autre, j'en suis certain; je ferai un blocus de civilisation autour de Rome; si elle se modifie, elle viendra à nous, attirée par des affinités électives; si elle ne se modifie pas, elle aura, par comparaison, un tel dégout de son état d'infériorité, qu'elle se jettera dans nos bras pour ne point périr; je suis sans inquiétude, nous monterons au capitole!"

Cavour lebt nicht mehr. Aber an der Verwirklichung seines Wortes arbeitet ganz Jung-Italien.

Die Polizeiwillkür der pontifikalen Staaten hört auf, sobald man diese mittelalterliche Staatsruine verläßt; wie von einem frischen Luftzuge umweht, erblickt man die italienische Trikolore.

Diese Grenze bildet der kleine Fiorafluß. Auf der römischen Seite (Montalto) stehen die päpstlichen Sbirren, um zu untersuchen, ob alle Pässe in Civitavecchia visiert sind. Auf der andern Seite kann man den Paß zerreißen: in Italien fragt niemand danach.

Bei Nunziatella beginnt die Eisenbahn durch die einst gefürchteten Maremmen. Mit dieser Bahn wird auch der steigende Verkehr junge Kultur ins Land bringen und binnen nicht allzu ferner Zeit die Sümpfe beseitigen.

Wenn nur die päpstliche Regierung bald der Zukunft die Hand reichen und ihr von Civitavecchia mit Dampf entgegenkommen wollte! Aber in Rom kann man sich, trotz allen Drängens von außen, nicht entschließen, den Forderungen freien Verkehrs und Handels nachzugeben. Während Norditalien, von Livorno bis Nunziatella, von Florenz bis Ficulle mit seinen Schienenwegen vorgerückt ist, sucht die Kurie ihr Patrimonium den gefährlichen Einflüssen zu verschließen und vermeidet jeden zu engen Kontakt mit den Staaten des Re galant-

uomo. Die Scharen von Reisenden — so kalkuliert man im Vatikan —, welche die Ewige Stadt sehen wollen, kommen auch ohne Eisenbahn — auf dem Seeweg oder mit den gemütlichen Vetturinos — dabei werden sie dann mitunter in freundlichster Weise von Briganten ausgeplündert, aber der Mehrzahl nach sind es englische, amerikanische oder russische Ketzer; um derentwillen kann der Heilige Stuhl unmöglich seine ganze Staatsphilosophie ändern.

Dagegen verschärft Italien mit allen Mitteln den Cavourschen „blocus de civilisation", und von Monat zu Monat wird es interessanter zu beobachten, wie sich die Regierung des Kirchenstaats unter den Einwirkungen solch raffinierter Blockade krümmt und windet, dabei aber allen Verbesserungsvorschlägen, die ihr selbst Freunde dringend empfehlen, stets ihr altes „Non possumus" entgegensetzt.

In Livorno kamen wir abends an. Da es Sonnabend war und sich unter den 90000 Bewohnern der Stadt über 20000 Juden befinden, war das Leben auf den Straßen besonders bunt und bewegt.

Diese — nächst Genua — reichste Handelsstadt Italiens hat in den letzten Jahren verloren, weil das Korngeschäft, welches früher von Odessa hierher ging, sich neuerdings direkt nach Marseille gewandt hat. Dazu ist die Fabriktätigkeit, wie überhaupt auf der ganzen apenninischen Halbinsel, sehr unbedeutend. An Intelligenz fehlt es dem Lateiner sicherlich nicht, aber vielleicht an Ausdauer. In Italien entstehen jetzt überall Eisenbahnen, und doch gibt es bis heute keine nennenswerte Maschinen- oder Waggonfabrik; Lokomotiven und Maschinen für die Dampfer bezieht man aus England, die Waggons aus der Schweiz.

Das geschäftliche Treiben am Hafen erinnerte mich an Hamburg, freilich mit dem Unterschied, daß hier alles einen südlichen, fast orientalischen Anstrich hat. Denn aus der Levante kommen viele Handelsleute und Waren; an die

Vollendung des Suezkanals knüpft die Börse große Hoffnungen.

Sonntag früh bestiegen wir den zierlichen Schraubendampfer „Elba" und trafen an Bord sehr angenehme Gesellschaft. Eine junge Signora Patrini war bildschön: Augen, Augenbrauen, Lippen, Wimpern, Wuchs — bezaubernd. Am Hals auf blauem Band der Löwe von San Marco, das Abzeichen Jung-Italiens, welches Venedig haben will.

Jetzt taucht Korsika auf, wo morgen vor 95 Jahren Bonaparte das Licht der Welt erblickte; dann Elbas mächtiges Gebirge. Alles in leuchtender Sonne, umspielt von tiefblauen Fluten, aus denen „menschenfreundliche" Delphine hervortauchen, um zu allgemeinem Ergötzen ihre gymnastischen Künste zu produzieren.

Nun dampfen wir in den majestätischen Golf von Portoferrajo. Rings steigen die Felsmassen wie ein Amphitheater herab, während die kleine Stadt sich mit ihren Häusern und grünen Orangengärten den Berg hinanzieht.

Drei mächtige Forts beherrschen Einfahrt und Ort. Cosimo, der Mediceer, hat sie angelegt.

Wir steigen im Hôtel Ape d'Oro ab. Die „goldene Biene", das Zeichen der Emsigkeit, hatte der Korse bekanntlich als Wappen erwählt. Golf, Hafen, Stadt — ein sonniges Gesamtbild. Doch die Jahre 1814—15 tauchen empor, und alsbald werden die Farben düsterer.

Am 8. Mai 1814, abends gegen 6 Uhr, ankerte die englische Fregatte „Undaunted" im Hafen. Man hatte dem Kaiser bei seiner Ankunft in Fréjus ein französisches und ein englisches Schiff zur Verfügung gestellt. Er wählte das englische.

Die Nacht blieb er an Bord. Am folgenden Tage betrat Napoleon die steinerne Hafentreppe, an der noch heute die Barken anlegen. Am Quai empfing ihn der französische Kommandant Dalesme, den er offiziell von seiner Ankunft in

Kenntnis gesetzt hatte. Der Maire und die Ältesten von Portoferrajo überreichten ihm die Schlüssel der Stadt; durch die Porta di Mare zog der einstige Weltbeherrscher in sein Duodezreich.

Carusco, ein alter Bootsmann, schilderte uns lebhaft, wie er an jenem Tage und oft nachher den Imperator gesehen habe. Die Bevölkerung der Insel, neugierig zusammengeströmt, begrüßte den neuen Herrscher und geleitete ihn zunächst in die Kirche, wo ein Tedeum angestimmt wurde. Noch wenige Tage zuvor hatten die Bewohner von Portoferrajo auf die Nachricht vom Einzug der Verbündeten in Paris den Kaiser in effigie verbrannt, aus Freude, daß Krieg und Konskriptionen jetzt zu Ende. Als die guten Insulaner hörten, der verbrannte Napoleon werde als Herrscher zu ihnen kommen, berechneten sie schleunigst, daß nun ein Goldregen das arme Eiland befruchten würde, und begannen sich zu begeistern.

Die Wohnung des Kaisers, die er später bezog, liegt oberhalb der Stadt in einer Talmulde zwischen beiden Forts; an das höhere Mittelgebäude schließen sich zwei niedrige Seitenflügel.

Der Festungskommandant machte uns dort sehr freundlich die Honneurs. Von den alten Möbeln ist nichts mehr zu sehen. An zwei Fenstern trugen noch Bronzeadler vergilbte Gardinen.

Im kleinen, rings mit Akazien bepflanzten Garten pflegte der Kaiser zu spazieren. Aber Kerkerluft weht auch hier: von rechts und links blicken die beiden Forts finster auf den Käfig des Löwen.

In einer Mauernische steht ein Werk von Canova: die Marmorbüste der schönen Pauline Borghese, der Schwester Napoleons, welche freiwillig die Verbannung mit dem Bruder teilte, um ihn aufzuheitern und ihm bei der Ausführung seiner späteren Pläne behilflich zu sein.

Am Ausgang des Gartens ist ein antikes Mosaik ein-

gelassen, welches der Kaiser von einer Promenade mitgebracht. Daneben sind im Kalkboden Hufspuren eines kleinen Pferdes, das er zuweilen bestiegen haben soll.

Ein Seitengebäude — jetzt Rumpelkammer — ließ Napoleon zu einem Theater einrichten. Man sieht noch Spuren der Bühne und des Zuschauerraumes, von wo der Kaiser mit seinem Hofstaat den Vorstellungen beiwohnte, wie weiland dem Spiel eines Talma im Théâtre Français.

Ende Mai landeten in Portoferrajo 600 Grenadiere und Chasseurs à pied nebst 100 Kavalleristen, alles Soldaten der alten Garde, die sich bereit erklärt hatten, mit nach Elba zu ziehen. Auf englischen Schiffen setzten sie nach Portoferrajo über. Das Herz des Kaisers jubelte, als er die alten Waffengefährten landen sah. Später kamen noch 60 Polen von Italien herüber. Auf Elba selbst hatte er ein Kontingent von 300 Mann vorgefunden. Eine Truppe von fast 1100 Mann war somit um ihn versammelt und gab ihm ein Gefühl der Sicherheit, dessen er mehr denn je bedurfte; gingen doch die Anhänger der Bourbonen — wie er erfahren haben wollte — mit Mordplänen gegen ihn um. Den Kommandanten des nahen Korsika, einen eifrigen Legitimisten, hatte Napoleon besonders im Verdacht. Außerdem fürchtete er, auf Grund der Berichte seiner Geheimagenten, daß die Alliierten gesonnen seien, ihn eines Tages von Elba auf eine im fernen Ozean gelegene Insel zu entführen. Gegen solche Eventualitäten wollte er sich schützen; eine Polizei im Stil Fouchés wurde auf der ganzen Insel organisiert.

Im Sommer besuchte die vierundsechzigjährige Lätitia ihren Sohn. Im stillen hoffte Napoleon, daß auch Marie Luise kommen werde — aber vergeblich. Wären überhaupt derartige sentimentale Velleitäten bei ihr aufgekommen, so würde Papa Franzl in Wien nicht gezögert haben, seiner Tochter den richtigen Standpunkt klarzumachen; mit der Napoleonidenwirtschaft und dem Kaiserreich war es ja aus. Napoleon mochte

in der Vereinsamung eine Vergeltung finden für die Liebloſigkeit, mit der er Joſephine von ſich geſtoßen. Aber auch dieſe war für ihn verloren. Anfang Juni erhielt er die Nachricht von ihrem Tode. Eine für Napoleon nicht willkommene Zugabe war Oberſt Campbell, der den Kaiſer ſchon auf ſeiner Überfahrt von Fréjus nach Portoferrajo im Auftrag der engliſchen Regierung begleitet hatte, um ihn insgeheim zu überwachen. Er lebte ſeitdem in Florenz, kam mitunter nach Elba, um den Verbannten ſcheinbar harmlos zu beſuchen, im Grunde aber, um über das dortige Treiben nach London Bericht zu erſtatten. Beſonders ſtörend wirkte die engliſche Kontrolle, als der Korſe ſich auf die Rückkehr nach Frankreich vorbereitete. Daß Campbell nicht hindernd dazwiſchentrat, iſt teils dem Zufall, teils der Umſicht zuzuſchreiben, mit der Napoleon das Unternehmen einfädelte. Am amüſanteſten iſt, daß er unter dem Vorwand, ſeine Jahresrente ſei zu knapp, von Louis XVIII. eine größere Summe erbat, die er zu Anwerbungen verwandte.

Bald nach ſeiner Ankunft kaufte er die Beſitzung San Martino, eine Stunde von Portoferrajo am Gebirge.

Dort iſt heute noch faſt alles ſo, wie Napoleon es verlaſſen hat. Fürſt Anatole Demidoff, Gemahl der Prinzeſſin Mathilde (Tochter Jérômes), dem die Villa durch Erbſchaftsvergleich zugefallen war, hat mit ſichtlicher Pietät Sorge getragen, dieſen Räumen, wo der Kaiſer flüchtige Momente der Ruhe gefunden haben mag, den hiſtoriſchen Hauch zu bewahren.

Von den Gemächern ſchweift der Blick über den blauen Golf.

Die Ausſicht aufs Meer war für den Kaiſer notwendig. Von dem, was dort vorging, mußte er ſtets unterrichtet ſein; er wollte die Flaggen der Schiffe erkennen können, welche ſich dem Eiland näherten. Die kleine Flotte, die er ſich geſchaffen, führte das von ihm als Fürſten der Inſel angenommene weiß-amarantene Banner mit den kaiſerlichen Bienen. Zeigte

sich aber eine englische oder französische Flagge, so witterte er Verrat.

Selbst vom Speisetisch mußte er durch die offene Tür das Meer vor Augen haben. Ähnlich steht auch sein Bett. Sogar im Badezimmer ist die marmorne Wanne so gedreht, daß der Blick das Meer umfaßt.

Neben jener Wanne ist ein Wandgemälde: „Die Göttin der Wahrheit"; darunter stehen die Worte: „Qui odit veritatem, odit lucem." „Wer die Wahrheit haßt, haßt das Licht." Die Inschrift soll er selbst angegeben haben. Das wäre merkwürdig. Ich gedachte des letzten kleinen Diners beim Grafen Nesselrode im Februar 1862, wenige Wochen vor seinem Tode, wo der alte Herr so heftig auffuhr bei der Erinnerung an den „lügenhaften" Bonaparte.

Fast ebenso rätselhaft ist ein Medaillon an der Decke des Gartensalons. Der Maler Ravelli hatte vom Kaiser selbst die Weisung erhalten, in jenem Medaillon den Gedanken auszuführen: „Deux pigeons attachés à un même lien dont le nœud se resserre à mesure qu'ils s'éloignent." Welche Erinnerung hat Napoleon damit verknüpft? Schwebte ihm Marie Luise vor? Im Napoleonischen Museum in San Martino befand sich bis vor kurzem unter anderen Reliquien eine Tabatière mit ihrem Bildnis (von Isabey gemalt), darunter: „2. April 1810" (der Vermählungstag). Dies Porträt soll er auf Sankt Helena noch im Moment des Sterbens krampfhaft in der Hand gehalten haben. Einer seiner letzten Gedanken war die Kaiserin, die sich inzwischen mit dem schönen Grafen Neipperg getröstet hatte. Die Nachkommen, Montenuovo, sind vor einem Monat in den Fürstenstand erhoben.

Den Speisesaal schmücken Bilder vom ägyptischen Feldzug. Mit jener glorreichen Expedition hat des Korsen Phantasie sich bis zuletzt beschäftigt.

Unter einem der Gemälde steht der Name Ravellis mit

der Jahreszahl 1814. Ihm gegenüber ist, nach spezieller Anordnung des Kaisers, eingezeichnet: „Ubicunque Felix Napoleon." Wiederum mysteriös. 1814 auf Elba glücklich?

Der schattige Garten der Villa führt zu einer Quelle. Napoleon liebte sie. Den Wert frischen Wassers hatte er im Orient schätzen gelernt.

Nachmittags stiegen wir wieder in die Barke — an derselben Quaitreppe, von wo aus der alte Carusco am Abend des 26. Februar 1815 den Kaiser mit seinen Garden zur Rückkehr nach Frankreich sich einschiffen sah. Die vier Bootsleute ruderten kräftig, und um 8 Uhr, gerade als das Ave-Maria geläutet wurde, landeten wir bei herrlicher Abendbeleuchtung in Piombino.

Auch hier lebt die Erinnerung an Napoleon. In der hügeligen Stadt thronte, nachdem die erste italienische Seifenblase entschwebt war, in einem selbständigen Reich der Gatte von Elise Bonaparte, der Korse Felix Bacciocchi, Großlehnsträger seines kaiserlichen Schwagers.

Ein alter, mächtiger Turm, der sich malerisch auf schroffer Meeresklippe unmittelbar vor der Stadt erhebt, weiß sicherlich höchst interessante Details aus den früheren Jahrhunderten zu erzählen, deren wechselvolle, oft recht schauerliche Geschichte er als stummer Zeuge mit durchlebte. Ohne Eisen und Blut konnte das alles hierzulande nicht ablaufen. Gleich der erste der Appiani, die eine Zeit lang Piombino beherrschten, namens Jacopo (Feind des mächtigen Pisaner Hauses der Gambacorti) vermochte auf die Länge seinem inneren Herzensdrange nicht zu widerstehen: im Jahre 1392 ließ er durch den anmutigsten Verrat den alten Pietro Gambacorti ermorden.

Ein Kulturbarometer des heutigen Piombino ist sein vornehmster Gasthof: Al Lione Rosso. Eine furchtbare Spelunke, in der wir die Nacht zubringen mußten. In seinen Zimmern hätte ein Naturforscher die interessantesten Beobachtungen anstellen können über das nächtliche Leben und Treiben ver-

schiedenartiger Spezies von Insekten, die sich dort wie alte, gute Hausfreunde in gemütlichster Weise etabliert hatten. Das Abendessen war nur möglich, weil Wider so schlau war, ein echt nationales Gericht zu bestellen, einen pollo rabbiato in padella, ein „in der Pfanne verrückt gemachtes Huhn", welches in Stücke gehackt, mit Pfeffer und Pomi d'oro (pommes d'amour) im Fegefeuer einer Pfanne verarbeitet wird. Wir vertilgten diesen Pollo in der Wirtsstube beim matten Schein einer jener dreischnäbligen Messinglampen, die schon vor Tausenden von Jahren den klassischen Haushaltungen leuchteten. Als die drei Flammen immer düsterer wurden, nahm die Aufwärterin ganz kaltblütig aus dem auf dem Speisetisch befindlichen plat de ménage die Ölflasche, um die Dochte zu begießen, und munterte sie dann mit ihrem silbernen Haarpfeil auf. Zwischen Salat-, Lampen- und wahrscheinlich auch Haaröl ist in Piombino kein Unterschied.

Über Livorno ging es morgens nach Pisa. Kaum drei Viertelstunden Bahnfahrt und doch welch gewaltiger Unterschied! Dort der Lärm, das Fieber der Geschäftswelt, ganz das Bild des neunzehnten Jahrhunderts ohne Vergangenheit — hier das mittelalterliche Pisa, vornehm in sich zurückgezogen, versunken in träumerischen Erinnerungen an längst geschwundene Größe. Pisa morta!

Ergreifenden Eindruck macht der Campo Santo, eine Schöpfung des dreizehnten Jahrhunderts. Auf 50 Galeeren ließ die Republik geweihte Erde von Golgatha kommen, um den Raum zu bedecken, auf dem der Friedhof aufgeführt werden sollte.

Ein mächtiges Grabmal fällt vor allem in die Augen. Friedrich der Große ließ es seinem Freunde Algarotti errichten; die Inschrift lautet:

Algarotto Ovidii aemulo
Newtoni discipulo
Friedericus Magnus
A. D. M D C C L X I V.

(Algarotti, Ovids Nacheiferer, dem Schüler Newtons, Friedrich der Große 1764.) Ob Friedrich wohl selbst angegeben hat, sich als den „Großen“ zu bezeichnen?

Ganz in der Nähe umschließt ein Sarkophag die Reste des deutschen Kaisers Heinrich VII. Beim Rückzug von Rom am 24. August 1313 erlag er zu Buonconvento bei Siena dem Fieber. Auf dem Deckel ruht seine weiße Marmorgestalt in einem Mantel, durchwirkt mit Löwen und Adlern, den Sinnbildern der guelfischen und ghibellinischen Parteien. Als man bei seiner Umbettung das Grab öffnete, fand man neben den Gebeinen Krone, Zepter, Reichsapfel von Silber und Reste des goldgestickten Kaiserornats.

An der Wand des Kreuzganges hängen heute die mächtigen Hafenketten, welche einst von den Genuesen und Florentinern davongeschleppt, im Jahr 1860 aber den Pisanern zurückgestellt wurden als „ewiges Zeichen der untrennbaren Einigkeit“.

Freitag bestiegen wir die „Medea“, um nach Civitavecchia zurückzukehren. Bis zur Höhe von Piombino folgten wir dem Weg nach Elba. Noch einmal zeigte sich die Insel unsern Blicken. Beim Eintritt der Dunkelheit flammten an den Bergen zahllose Lichter auf. Es waren die Feuer der Carbonari, der Kohlenbrenner, die wohl nicht ahnten, welch magischen Effekt sie durch ihre räucherige Arbeit hervorzauberten.

Rom, 24. August 1864.

Der Fieberanfall, der Willisen bereits am vorigen Donnerstag in Genzano heimgesucht hatte, machte mich besorgt; hierzulande läßt sich das Ende eines Fiebers, zumal bei einem achtundsechzigjährigen Mann, nicht absehen.

Am Sonnabend abend fuhr ich nach Ariccia, speiste bei Meyendorfs, brachte den Abend bei Sartiges, dem französischen Botschafter zu, der mich drängte, auch den folgenden Tag dort zu bleiben.

Sonntag früh eilte ich nach Genzano. Das Fieber war

am Sonnabend wiedergekommen. Desungeachtet fühlte Williſen ſich wohl, ſo daß ich ziemlich beruhigt von ihm Abſchied nahm und den Abend ſehr angenehm bei Campagnanos zubrachte.

Montag früh fuhr ich wieder zur Stadt.

Am ſelben Tage hat ſich aber das Fieber bei Williſen wieder eingeſtellt, ſchon mit perniziöſem Charakter. Sein Arzt, ein Homöopath, ein anerkannter Ignorant, mag ſeine Schuldigkeit getan haben, vielleicht auch nicht. Jedenfalls iſt geſtern nachmittag 6 Uhr die Perniziosa wieder gekommen; eine Gehirnlähmung iſt raſch eingetreten, und heute früh brachte mir der Arzt, Dr. Wahle, die Trauerbotſchaft, daß Williſen dieſe Nacht 2 Uhr verſchieden iſt.

Der Verſtorbene hatte das Prinzip, möglichſt wenig einzuräumen, daß er auch einmal krank ſein könne. So ſoll er denn auch dieſes Mal das Fieberfröſteln ſchon mehrere Tage vor jenem Donnerstage verſpürt, es aber ignoriert haben. Dabei war er Homöopath und hat wahrſcheinlich nicht die gehörige ſtarke Doſis Chinin bekommen, die hier bei der Perniziosa unvermeidlich iſt.

Morgen geleitet die arme Frau von Williſen mit der Tochter die irdiſche Hülle zur Stadt. Die beiden Söhne, Offiziere, ſind aus Berlin hertelegraphiert.

Früh war ich auf dem Quirinal, um Antonelli ſelbſt die Nachricht zu bringen. Er war doch ſehr ergriffen.

Um den Geſandtenpoſten in Rom wird in Berlin ein ſchreckliches Gelaufe und Gereiße ſein.

Rom, 27. Auguſt 1864.

Geſtern war ich wieder längere Zeit bei Antonelli, um mit ihm über geſchäftliche Angelegenheiten zu ſprechen. Er lebt noch ganz unter dem Eindruck der plötzlichen Todesnachricht, die ich ihm zwei Tage vorher gebracht. Ein Ausruf: „Ah, mon cher ami, tout est fragile dans ce monde!“ ſchien ihm recht von Herzen zu kommen. Es gibt übrigens auf dieſer

Welt faſt nichts für ihn, was er nicht in ſeiner vergänglichen Bedeutung auffaßte. Beſonders unempfindlich iſt er gegen Lob und Tadel der Menge wie des Einzelnen; auch von der Seite der Eitelkeit iſt Giacomo nicht zu faſſen. Sein Wahlſpruch iſt: Pour apprendre à être indifférent au blâme, il faut commencer par savoir mépriser la louange et la répudier comme guide de ses actions.

Vor ſeinem Gegner Mérode hat Antonelli jetzt für einige Zeit Ruhe, da dieſer auf Urlaub nach Frankreich und Belgien gegangen iſt. Es fehlte kürzlich nicht viel, ſo hätte der päpſtliche Kriegsminiſter das Zeitliche ebenſo raſch geſegnet, wie der arme Williſen. Mérode war nämlich beim Papſt in Caſtel Gandolfo zur Nacht geblieben; ſein Schlafzimmer ging auf den Albanerſee; ein Fenſter ſchloß nicht ordentlich; am folgenden Morgen hatte er das Fieber, das bald einen ſehr bedenklichen Charakter annahm. Aber gehörige Doſen Chinin zur rechten Zeit haben ihn am Leben erhalten.

In Belgien hat Mérode große Verehrer, teils ſeiner ſtrengkirchlichen Richtung, teils ſeines Charakters wegen.

Er war früher Offizier bei den Grenadiers à pied in Brüſſel. Dort hatte er von ſeinen Kameraden manche Anfechtung zu erdulden wegen ſeiner vornehmen Herkunft; er iſt Comte de Mérode. Die meiſten belgiſchen Offiziere ſind Bürgerliche und ſehen nicht ohne Eiferſucht auf adlige Kameraden, weil ſie wiſſen, daß dieſe durch verwandtſchaftliche Beziehungen ſchneller avancieren. So wurde denn auch Mérode in ſeinem Regimente gehänſelt, ließ aber alles ruhig über ſich ergehen, weil er als ſtrenger Katholik kein Duell annehmen durfte. Dieſen Standpunkt begriffen die mit ihm dienenden Offiziere nicht, ſuchten vielmehr Mangel an Mut dahinter und deuteten ihm dies an.

Mérode nahm ſich vor, den Kameraden zu beweiſen, daß ſie ſich in ihm täuſchten. Er verließ das Regiment, ging nach Algier, machte in der franzöſiſchen Truppe einen Zug

gegen die Araber mit und legte solche Beweise von Bravour ab, daß er unmittelbar nach einem der ersten Gefechte den Orden der Ehrenlegion erhielt. Dann verließ er die französische Armee, kehrte nach Brüssel zurück und hatte die Genugtuung, bei seinen Kameraden eine glänzende Aufnahme zu finden. Hierauf ging er nach Rom, um dem Papst zu dienen.

Rom, 3. September 1864.

Dienstag vormittag kamen die armen Söhne Willisen an, die auf die erste Nachricht von der gefährlichen Erkrankung des Vaters sich aufgemacht, jedoch schon unterwegs in Verona durch die Zeitung seinen Tod erfahren hatten. Nun ist auch unser Gesandtschaftsprediger Goltz erkrankt, so daß die irdischen Überreste sich noch immer in der Kapelle der Gesandtschaft befinden und erst nächsten Dienstag zur Erde bestattet werden können.

7. September 1864.

Sonnabend ging hier abends ein tolles Unwetter nieder und dauerte den ganzen Sonntag. Seit dem Fronleichnamsfest war kein Regen gefallen. Jetzt aber mußte er kommen; denn das italienische Sprichwort sagt, daß zwischen den beiden Jungfrauen (fra le due vergine) der Regen unvermeidlich ist, d. h. zwischen 15. August, Mariä Himmelfahrt, und 8. September, Mariä Geburt.

Heute war die ganze Natur erfrischt, neu belebt. Ich war mit Visconti zeitig nach dem Lateran gegangen.

In einer Seitenkapelle der Kirche hielten die Domherrn ihren Chorgesang ab. Auf jedem der hohen, gebräunten Notenpulte lag ein dickbäuchiges, schweres Buch, aus dem die Kirchengesänge vorgetragen wurden. Feierlich schwebten die prächtigen Akkorde und Übergänge durch die Hallen des Doms.*) Wir wanderten von einer Kapelle zur anderen, suchten alle

*) Am Lateran gibt es ein Kapitel von regulierten Kanonikern, die in der Kirche gemeinschaftlich das Chorgebet verrichten.

die Päpste, Kardinäle und Bischöfe auf, die hier unter pomphaften Grabmonumenten und Marmorplatten schlafen — auch eine der glänzendsten Erscheinungen aus dem spanischen Hofleben des achtzehnten Jahrhunderts ruht hier, eine Frau, vor deren Macht und Klugheit einst ganz Madrid, der ganze Eskorial erzitterten: Madame la Princesse des Ursins, die bekannte Oberhofmeisterin der Gemahlin Philipps V. von Spanien, eine geborene de la Trémoille. Nach allen Triumphen und Niederlagen, Kämpfen und Intriguen schlummert sie jetzt still, fast unbemerkt, in der Kapelle der Orsini.

9. September 1864.

Es sind jetzt sechs Jahre her — im Juli 1858 — daß ich von Berlin nach Zerbst reiste, um das dortige Schloß zu besichtigen, in dem die nachmalige Kaiserin Katharina einen Teil ihrer Jugend zugebracht hat. Der Kastellan führte mich zunächst in die Schloßkapelle, in deren Souterrains sich das fürstliche Erbbegräbnis befindet. Unter den Grabmonumenten fiel mir besonders der mächtige Sarkophag auf, in dem der Vater Katharinas, der preußische Feldmarschall Fürst von Anhalt-Zerbst, ruht. Auf dem Deckel liegt, unterhalb des Schwertes und Marschallstabes, das Symbol des christlichen Glaubens, welchem der durch Frömmigkeit und protestantische Strenge ausgezeichnete Fürst bis an sein Lebensende treu ergeben war.

Einen um so eigentümlicheren Eindruck machte eine mit schwarzem Sammet überzogene, an den Ecken mit silbernen Borden besetzte Kiste, welche zu Füßen des fürstlichen Sarkophags steht. Sie enthält die Überreste seiner Gemahlin, die ebenso durch Geist und Schönheit, wie durch Intriguensucht und Frivolität bei allen Zeitgenossen bekannt war.

Nachdem sie im Jahre 1742 die Tochter zur Vermählung mit dem Großfürsten Peter nach Moskau begleitet hatte, stiftete die unruhige Frau dort bald so viel Unheil an, daß sie schon nach einem Jahr von der Kaiserin Elisabeth genötigt

wurde, den russischen Hof zu verlassen. Das stille Leben in Zerbst und Stettin wollte ihr dann nicht zusagen. Nach dem Tod des Fürsten ging sie nach Paris und starb dort im Jahre 1760 in so ärmlichen Verhältnissen, daß niemand sich um ihre Bestattung kümmerte. Schließlich wurde die irdische Hülle in eine Kiste gepackt und nach Zerbst geschickt. Hier wollte der über alles Vorgefallene unterrichtete Sohn sich auch nicht weiter mit der Kiste befassen. In aller Stille ward diese in die Schloßkapelle geschafft und schwarzer Sammet mit Silberborden darum gelegt. So steht sie dort noch heute.

Diese posthume Kistenexistenz hatte mich, zumal bei einer Fürstin, stets intriguiert.

Das aber, was ich heute hier in der Art sah, geht doch noch weiter. In Rom, dem achtzehnhundertjährigen Sitz der Nachfolger Petri, der Hauptstadt der katholischen Christenheit, liegen seit dem Jahre 1610 die Gebeine zweier Päpste unbegraben, in einer elenden Kiste, deren Existenz und Aufbewahrungsort vielleicht nur wenige Personen kennen! Und das dem würdigen Calixt III. und seinem Neffen, dem furchtbaren Alexander Borgia! Das in Rom, wo seit 400 Jahren kein Papst gestorben ist, dem nicht ein prächtiges Grabmonument erstand!

Julius II., der Nachfolger Alexanders, soll — so heißt es — aus Haß gegen die Borgias befohlen haben, die Überreste seines Vorgängers aus den vatikanischen Grotten zu entfernen.

Daß Julius II. und die späteren Päpste das Möglichste getan haben, um das Andenken an die spanischen Borgias zu vertilgen, ist richtig. In Rom ist kein päpstliches Wappenschild so selten wie das Alexanders VI. Sie scheinen systematisch vernichtet zu sein. Das Borgia-Wappen besteht aus zwei Feldern; eins zeigt einen Stier, das andere drei Querbalken. Ich habe bis jetzt nur noch fünf dieser Wappen entdeckt: eins von Calixt III. in der alten Santa Prisca am

Fuße des Aventin, zwei von Alexander in einem Vorhof des Vatikan über der hohen Eingangspforte, ein anderes am sogenannten Ambulatorium Alexanders VI., dem verdeckten Verbindungsgang, den dieser Papst vom Vatikan zur Engelsburg aufführen ließ — zum Nutzen eines spätern Nachfolgers, des hartbedrängten Clemens VII., der sich auf diesem Wege 1527 in das Castel S. Angelo rettete. Schließlich ist ein ganz unscheinbarer „Stier" an einem Hause der Straße Borgo nuovo erhalten, die vom Petersplatz nach der Engelsbrücke führt, und dieses Wappen ist das interessanteste. Denn jene Straße trug einst den Namen „Via Alexandrina", wurde aber schon von Julius II. in „Borgo nuovo" umgetauft, damit in der Nähe des Petersplatzes keine Erinnerung an den verhaßten Borgia fortbestehe. Die alte Benennung ward ausgelöscht. Aber in der Hast übersah man jenes Wappen, unter dem sogar noch heute „Via Alexandrina" in bescheidener Schrift steht.

Mit der Feindschaft des zweiten Julius gegen die Borgias hat es somit seine Richtigkeit; aber erst lange nach seinem Tode wurden die Gebeine Alexanders aus den Grotten fortgeschafft. Und das kam so:

Zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts lebte in Rom ein begüterter spanischer Geistlicher namens Johannes Baptista Vives aus Valencia, der Domherr am St. Peter war. Als Landsmann der Borgias ärgerte es ihn, daß Alexander ebenso wie dessen Onkel Calixt noch immer in den dunklen vatikanischen Grotten lagen. Er kam daher auf den Gedanken, ihnen aus eigenen Mitteln ein Denkmal errichten zu lassen, und zwar in der spanischen Nationalkirche Santa Maria di Monserrato. Zu diesem Ende wandte er sich an den damaligen Papst Paul V. Borgheſe mit der Bitte, zu gestatten, daß die Gebeine der beiden Borgia aus den Grotten nach jener Kirche überführt würden, um dort fortan unter ihren Landsleuten zu ruhen. Die päpstliche Erlaubnis wurde ihm erteilt, und am 30. Januar 1610 ließ er die Überreste des Oheims und seines

Neffen nach dem Kloſter S. Maria di Monſerrato überführen. Das alles iſt in einer ſehr intereſſanten Geſchichte der Päpſte (Vitae et res gestae Pontificum Romanorum) von Alphonſius Ciacconius (Rom 1677) erzählt. In eine Kiſte verpackt, wurden die Borgiaſchen Gebeine einſtweilen im Kloſter aufbewahrt. Später, ſobald das Grabmonument fertig ſein würde, ſollten ſie in der Kirche einen würdigen Platz erhalten.

Was iſt nun aber tatſächlich aus ihnen geworden? Es wird behauptet, ſie ſeien „hinter dem Hauptaltar" der Kirche beigeſetzt. Als ich dort vor einigen Wochen einen Kirchendiener nach dem Grab des Papſtes Alexander VI. fragte, bekam ich von ihm die Antwort, daß dieſer gar nicht dort begraben ſei. Ich hielt damals jenen Kirchendiener für einen Ignoranten, der nicht einmal zwiſchen den paar Pfeilern ſeiner Kirche Beſcheid wiſſe. Bald aber wurde ich eines Beſſern belehrt. Es kamen mir Berichte zu, daß die Borgias wirklich nicht in der Kirche lägen, überhaupt gar nicht beſtattet ſeien. Einer meiner ſpaniſchen Kollegen, der Marquis Arcicollar, der ſelbſt mit den Borgias verwandt iſt, beſtätigte mir dies und fügte geheimnisvoll hinzu, daß die Armen noch immer in der Holzkiſte lägen, in welcher Vives ſie Anno 1610 nach Monſerrato habe bringen laſſen. Unglaublich! Davon mußte ich mich ſelbſt überzeugen.

Mit einer Empfehlung an Don Ramon de Pujols, Domherrn von Monſerrato, verſehen, begab ich mich in Hermanns Begleitung heute früh dorthin. Die Empfehlung war ausgeſtellt von Louis Luque y Patiño des Marquis de Villa Castel, attaché à l'ambassade de S. M. Catholique; Don Ramon wurde darin aufgefordert, uns „toutes les curiosités" zu zeigen.

Der Mann war von echt andaluſiſcher Liebenswürdigkeit. Er führte uns zunächſt in das zur Kirche gehörige ſpaniſche Hoſpital, welches mit allem Komfort eingerichtet iſt. Dann betrachteten wir unter den Arkaden, die den Hofplatz umgeben,

verschiedene Grabmonumente. Endlich traten wir in die Vorhalle. Don Ramon schloß eine kleine unscheinbare Tür auf. Wir blickten in einen dunkeln niedrigen Raum. An den Wänden zogen sich auf Regalen Holzkästchen mit Etiketten hin; sie enthielten Gebeine von Märtyrern.

In der Mitte dieser Kammer stand auf dem Fußboden eine bestaubte, viereckige Bleikiste. Don Ramon hob den Deckel ganz unbefangen mit den Worten auf: „Voilà les ossements des deux Borgia." Er ahnte gar nicht, in welcher Spannung wir uns befanden. In dieser Kiste stand ein Kasten von dunkelbraunem Holz — eine vergrößerte Hamburger Zigarrenkiste — etwa $2^1/_2$ Fuß lang, 1 Fuß hoch, $1^1/_2$ Fuß breit. Um ihn war eine schmale, leinene Banderole gelegt, mit zwei roten Siegeln, die so alt waren, daß man den Stempel nicht mehr erkannte. Darüber stand auf weißer Papieretikette in altertümlicher Schrift:

Los guesos de dos Papas
estàn en esta caseta, y son
Calisto y Alexandro
VI., y eran Españoles.

Das Spiel des Zufalls hat häufig einen ironischen Beigeschmack, hier aber hat es sich zu einem fast dämonischen Sarkasmus gestaltet. Alexander Borgia, einst der Schrecken Italiens, der neun Jahre hindurch so stolz die päpstliche Tiara auf seinem Haupte trug — jetzt ein kümmerlicher Haufen Staub und Knochen, zusammengepackt mit denen des braven Oheims in einem elenden Holzkasten, und das Ganze seit schon dritthalb Jahrhunderten der Vergessenheit preisgegeben.

Arcicollar ist bemüht, die beiden Anverwandten aus dem dunkeln Versteck hervorzuziehen und ihnen ein christliches Grab in der Kirche zu verschaffen. Er hat außerdem seine Regierung aufgefordert, den beiden Päpsten ein einfaches Monument

errichten zu lassen. Seine bisherigen Bemühungen sind aber ohne Erfolg geblieben.*)

Rom, den 16. September 1864.

Vor einigen Tagen fuhr ich früh nach Ariccia, um von dort aus mit Lobo (portugiesischem Legationssekretär) den ihm befreundeten Herzog von Sermoneta in Frascati zu besuchen. Der Weg dorthin ist prachtvoll. Gegen Mittag langten wir in der Villa des Herzogs an. Er ist ein höchst geistreicher, sarkastisch witziger, unterrichteter Mann, bei der vornehmen Welt etwas verrufen wegen seiner liberalen Gesinnungen; dabei starker Aristokrat, denn die Fürsten von Caetani (oder Gaetani), Herzöge von Sermoneta, sind ein uraltes Geschlecht, das einst im Süden und Norden Italiens saß und das ganze Mittelalter hindurch sich mit den Frangipani und anderen Familien herumschlug. Zwei Päpste sind aus ihm hervorgegangen: Gelasius II. (1118) und Bonifazius VIII. (1294).

Die erste Gemahlin des jetzigen Sermoneta war eine Polin, geb. Calista von Rzewuska, deren älteste, schöne Tochter mit dem Grafen Lovatelli vermählt ist. Seine zweite Gattin ist eine Engländerin, Knight, deren Schwester mit dem hiesigen frühern Gesandten Kanitz verheiratet ist.

Unter den vielen Fremden, die stets bei Sermoneta verkehrten und sich auch jetzt noch dort vereinigen, ist Abeken zur Zeit, wo er hier Gesandtschaftssekretär war (1846), einer der eifrigsten Hausfreunde gewesen. Seine Talente und seine Gefälligkeit stehen noch in guter Erinnerung.

Nach römischer Sommersitte wurde dort um 1 Uhr diniert. Als wir nach Tisch im Garten unter den Lorbeerbäumen den

*) „Im Jahre 1889 erhielten die Gebeine Calixts III. und Alexanders VI. eine würdigere Ruhestätte. Einige vornehme Spanier haben ihnen im rechten Seitenschiff von S. Maria di Monserrato einen einfachen Marmorsarkophag errichtet.“ Gregorovius, Grabdenkmäler der Päpste. Herausgegeben von F. Schillmann. Leipzig 1911, F. A. Brockhaus.

Kaffee nahmen, wurde der französische Botschafter gemeldet. Das war pikant — nicht wegen der Person des guten Sartiges, sondern weil Sermoneta stets erklärt hatte, daß er dem französischen Botschafter nicht den ersten Besuch machen werde. Da Sartiges persönlich Wert darauf legte, den Herzog kennen zu lernen, hatte er sich bequemen müssen, von seiner Botschafterwürde herunterzusteigen und ihm die Antrittsvisite zu machen.

Gestern nachmittag besuchte ich mit Lobo das Pendant zur Villa Madama, die sogenannte „Villa Papa Giulio", die Papst Julius III. vor der Porta del Popolo durch Vasari und Michelangelo aufführen ließ. Sie ist nicht vollendet und verfällt. Dem spanischen Maler Fortuni sind einige der weiten Räume als Atelier eingeräumt. In einem der Säle hängt ein großes Schlachtenbild aus dem letzten spanisch-marokkanischen Feldzug. Es hat solchen Umfang, daß der Künstler verzweifelt, es je zu vollenden. Er war seinerzeit auf die erste Nachricht vom Ausbruch des Krieges nach Afrika geeilt, hatte auf dem Schlachtfelde selbst reiche Studien gemacht, dann mit eisernem Fleiß gearbeitet — und nun steht er unschlüssig und fast verzagt vor seinem Werk.

Von dort gingen wir in das von schönen Nymphen bevölkerte Atelier Riedels.

Gegenwärtig arbeitet er an einer Aurora. Diesen Künstler über die Schönheit hiesiger Frauen reden zu hören, ist höchst interessant, weil er die Gründe so genau detailliert, warum sie so reizend sind. Sein Hauptmodell während der letzten Jahre war ein Mädchen namens Nazarena. Wenn die sich Unter den Linden zeigen würde, ich glaube, ganz Berlin liefe zusammen. Für Meyendorf hat er sie als Odaliske gemalt. Sie beherrscht sein ganzes Arbeitszimmer, weil ihr Porträt die Augen aller Anwesenden magnetisch fesselt.

Als Hauptgrund der Schönheit der Römerinnen führt Riedel an, daß die südliche Haut so stark und fest ist, wodurch die prächtige Bildung der Lippen, die antike Form der

Nase (besonders der Nüstern) und schließlich die malerischen Falten in der Umgebung des Auges bedingt werden, welche letztere durch ihre dunkle Schattierung die Schönheit des an und für sich großen, klaren Auges noch schärfer und ausdrucksvoller hervortreten lassen. Bekanntlich suchen die Pariser und Petersburger Damen das Dunkel dieser ihnen fehlenden Falten durch schwarze Pinselstriche unter dem Auge zu ersetzen, wohl wissend, daß dadurch der Effekt des Augenglanzes erhöht wird.

Von Riedel gingen wir zum Berliner Bildhauer Matthiae, einem Schüler Thorwaldsens, der auch schon zwei bis drei Dezennien in Rom weilt und für die Großfürstin Helene wunderbar schöne Sachen ausgeführt hat.

Zum Schluß eine Ateliergeschichte. Vor dem Bildhauer Schöpf wohnte in der Villa Malta der bayerische Bildhauer Wagner, der für den König Ludwig die berühmten Ägineten aus Griechenland holte, die jetzt in München paradieren.

Als diese noch bei Wagner standen, kommt ein Engländer zu ihm, bewundert die Ägineten und spricht den Wunsch aus, sie auch seinen Damen zu zeigen. Wagner ist gern bereit. Plötzlich stutzt der Besucher: die vielen Nuditäten machen ihn der Damen wegen bedenklich — aber nicht lange. „Ich weiß ein Mittel," ruft er triumphierend, „daß die Ladies nur die Köpfe und Füße der Krieger zu sehen bekommen!" — Damit holt er einen Bindfaden, befestigt ihn an den beiden äußersten Figuren jeder Gruppe, zieht aus seiner Tasche mehrere „Times" und hängt diese wie Wäsche an dem Faden auf, so daß fast die ganzen Figuren bedeckt sind. Dann stellt er sich bewundernd vor sein Arrangement und freut sich, nun seine Damen holen zu können. Wagner ist beim Anblick dieser Szene immer heiterer geworden und platzt aus. Da wird der Fremde ärgerlich, nimmt wütend die „Times" von der Leine, steckt sie wieder ein und verläßt das Atelier, ohne den unhöflichen Künstler eines Blickes zu würdigen.

Rom, 25. Sept. 1864.

Die vergangene Woche schwelgte wieder in kirchlichem Gepränge aller Art.

Am Sonntag war Seligsprechung von Fräulein Margareta Maria Alacoque, einer Jüngerin des Bischofs Franz von Sales, die im siebzehnten Jahrhundert ihre Wunder an Kranken verübt hat. Das Fest ging in St. Peter vor sich. Über dem Kirchenportal sowie hinter dem Hochaltar war das — einstweilen noch verschleierte Bild der Dame angebracht; im Chor brannten Tausende von Wachskerzen, die, in Kreuzen, Strahlen, Sonnen und Guirlanden malerisch gruppiert, aus den höchsten Wölbungen der Kirchenhallen herniederstrahlten. Die Herren Kardinäle saßen in ihren Stühlen au grand complet. In einer langen lateinischen Rede wurden die Wunder und Taten der guten Alacoque aufgezählt. Dann erfolgte die Verlesung des Breves, durch welches sie selig gesprochen wurde. Im selben Moment donnerten von der Engelsburg die Kanonen: von den Bildern der Seligen fielen drinnen und draußen unter Trompetenklang die Schleier, die Glocken läuteten, die päpstlichen Sänger stimmten das Tedeum an.

Auf einer großen Inschrift, die für diesen Tag am Kircheneingang paradierte, dankt Pio IX. dem Schöpfer, daß er durch seinen Hauch in den Stand gesetzt sei, die Jungfrau Alacoque zu beatifizieren.

Dieser Feier folgte am Montag ein anderes Schauspiel, das Ricevimento zweier Kardinäle.

Trevisanato, Patriarch von Venedig, und Bonnechose, Erzbischof von Rouen, sind im vorigen Jahr zu Kardinälen ernannt, hatten aber beide noch nicht das Recht, den roten Hut zu tragen, sondern mußten sich einstweilen mit dem roten Barett begnügen, weil sie seit ihrer Ernennung nicht in Rom gewesen waren und somit den Kardinalshut noch nicht hatten entgegennehmen können, den nur der Papst persönlich übergeben kann. Es ist eine Auszeichnung ohnegleichen, ein höchst seltener Aus-

nahmefall, wenn der Papst einem zum Kardinal ernannten und in der Fremde lebenden Geistlichen diese Reise nach Rom erläßt und ihm durch eine feierliche Deputation den Hut hinausschickt.

Also Trevisanato und Bonnechose waren hier eingetroffen, um in dem zum vorigen Donnerstag anberaumten Konsistorium aus der Hand Seiner Heiligkeit die Hüte entgegenzunehmen.

Vorher hielt jeder sein Ricevimento ab, ersterer in der österreichischen Botschaft, Bonnechose in der französischen. Die Abende vom Montag und Dienstag waren hierfür angesetzt. Um solchem Ricevimento eines Kirchenfürsten den irdisch-materiellen Charakter weltlicher Empfangsabende zu nehmen, ist schon vor längerer Zeit die bedeutungsvolle Bestimmung getroffen, daß dort kein Eis noch sonstige Erfrischungen gereicht werden dürften. Ferner ist neuerdings verordnet, daß die Damen nur en robes montantes zu erscheinen haben, dieweil Seine Heiligkeit mit tiefem Leidwesen vernommen, daß auf früheren derartigen Ricevimenti einzelne Frauen und Jungfrauen — zum Schaden der Kirche — eine so weltliche und leichte Kleidung gewählt, daß die Augen der zahlreich anwesenden frommen Geistlichen arg verletzt gewesen und nicht gewußt haben, wohin sich wenden.

Vor den glänzend erleuchteten Botschaften gaben den ganzen Abend französische und italienische Militärbanden rauschende Musik zum besten, aber die „Gesellschaft" ist noch auf dem Land, auf Reisen, in Bädern, und die Säle waren recht leer.

Am Donnerstag fand dann das Konsistorium im Vatikan statt. Die einleitenden Formalitäten zu einem solchen Konsistorium sind seit alters her folgende. Am Tage zuvor erscheint ein päpstlicher Kämmerer bei Seiner Heiligkeit mit den Worten: „Sanitas et longa vita beatissime pater; cras erit consistorium?" Darauf antwortet der Papst: „Erit consistorium" und bezeichnet die Stunde. Dann setzen sich die päpstlichen Läufer in Be-

wegung, um jedem Kardinal anzuzeigen: „Cras erit consistorium“ und zugleich die Stunde anzugeben. Tritt nun das Konsistorium zusammen, so finden sich auch viele andere Geistliche ein, die dort geschäftlich zu tun haben. Das muß aber rasch erledigt werden, denn plötzlich erhebt sich der Zeremonienmeister mit dem Ruf: „Extra omnes!“ Dann muß alles, was nicht Kardinal ist, zur Türe hinaus.

Nun verliest der Papst die neuen Kardinals- und Bischofsernennungen und hält bei jeder Ernennung mit der Anfrage inne: „Quid vobis videtur?“ worauf die Kardinäle: „Placet!“ rufen und sich verneigen. Sind Kardinäle eingetroffen, die, wie Trevisanato und Bonnechose, nur das Barett haben, so überreicht der Papst den Betreffenden den Hut und öffnet ihnen dann den Mund, d. h. er verleiht ihnen den Titel einer Kirche. Erst durch dieses „Mundöffnen“ erhält ein Kardinal die Fähigkeit, sich an einem Conclave zu beteiligen und einen Papst mit zu wählen. Abends ist dann Empfang bei den „geöffneten“ Kardinälen. Sobald die Gesellschaft versammelt ist, erscheint ein Monsignore, hält vor allen Damen und Herren eine lateinische Anrede an die „Geöffneten“, fährt dann zu ihnen ins Haus und bringt ihnen den Hut, der morgens noch im Konsistorium hatte bleiben müssen. —

Am Donnerstag besuchte ich mit römischen Bekannten das Kloster Monte Cassino.

Der Herzog von Sermoneta, der mit den etwas liberalisierenden Mönchen auf dem Monte Cassino befreundet ist, hatte mir eine Empfehlung an Padre Tosti gegeben, einen höchst gelehrten Mann, der als Biograph des Papstes Bonifazius (aus dem Hause Caetani-Sermoneta) besonders liiert mit Sermoneta ist.

Als wir am Grenzfluß Garigliano anlangten, erschien das für unsere Zeit typische Bild: diesseits die französische, jenseits die italienische Schildwache.

Gegen 4 Uhr waren wir in San Germano, am Fuße des

Monte Cassino. Der Berg, auf dem das palastartige Kloster thront, ist steil und hoch, so daß wir zu Eseln unsere Zuflucht nahmen. Graue Wolken und Regen verschleierten die Aussicht und ließen uns nur hin und wieder ahnen, daß wir uns auf einem der schönsten Punkte der romantischen Abruzzen befanden.

Nach einem Ritt von drei Viertelstunden erreichten wir das Portal; die braven Grautiere wurden entlassen. Durch einen hohen bedeckten Treppengang gelangten wir in den Klosterhof. Der Eindruck des Ganzen ist überraschend: ein Arkadenhof reiht sich an den andern, und vom mittleren mit seinem majestätischen Brunnen führt eine imposante Treppe zur säulenumgebenen Kirche, selten schön durch ihre Marmorarbeiten, Mosaikpfeiler und reichen Fresken, die sich bis in die höchsten Wölbungen hinan ziehen. Das Souper nahmen wir im Refektorium, das eher einem Fürstenschloß als einem Kloster angehören könnte. Dort fanden sich gegen 9 Uhr abends auch die Mönche und Novizen ein. Früher war das Kloster sehr reich, hatte über 200000 Scudi Revenuen; jetzt sind diese sehr zusammengeschmolzen. Wenigstens stellen sich die Mönche verarmt, vielleicht aus Furcht, Turin könne Appetit auf ihre Besitzungen bekommen.

Am anderen Morgen strahlte die Sonne. Wir besichtigten das Archiv, wo Merckel, Bethmann und alle die Jünger von Pertz gearbeitet haben. Dort liegt auch das Fremdenbuch mit bedeutungsvollen Namen und Denksprüchen. Es zeigt auch eine feine, zierliche Schrift: Unum est necessarium. Maria optimam partem elegit. (Eines aber ist not. Maria hat das gute Teil erwählt.)

11. Febr. 50. E. Renan.

Renan wird dort bald wieder zum Besuch erwartet.

Es ist eine Erinnerung fürs Leben, auf dem Altan von Monte Cassino gestanden und in die wilden Schluchten der Abruzzen geblickt zu haben, deren riesige Spitzen malerisch in

das Blau des Himmels hineinragen, während zu ihren Füßen der Ràpido das lachende Tal durchrauscht ... Dort unten lag einst die glänzende Villa Varros, des großen Feldherrn und Enzyklopädisten.

In dieser phantastisch schönen Gegend gründete der heilige Benedikt um die Mitte des sechsten Jahrhunderts das Kloster, welches bald durch den Fleiß der Mönche die größten literarischen Schätze in sich vereinte und so die Wiege der Kultur und edlerer Bildung für die apenninische Halbinsel und das ganze Abendland wurde.

Donnerstag.

Antonelli sagt: „La convention franco-italienne est tombée comme une bombe dans le Vatican.“ Diese Bombe hat mich alle diese Tage verhindert, zu schreiben. Die Konvention verpflichtet Frankreich, die „division d'occupation“ binnen zwei Jahren aus dem Kirchenstaat zurückzuziehen, wogegen Italien verspricht, das päpstliche Gebiet nicht anzugreifen, sogar gegen Angriffe zu schützen und auf Rom als Hauptstadt zu verzichten.

Rom, 9. Oktober 1864.

Bis zur Ankunft des neuen Gesandten werde ich wohl noch sehr beschäftigt sein, denn ganz folgenlos kann diese neue Wendung, welche Louis Napoleon der italienischen und römischen Frage durch die Septemberkonvention gegeben hat, nicht bleiben. Bis jetzt vermag allerdings niemand abzusehen, wohin der jetzt betretene Weg führt; am wenigsten wissen die Leute hier, was sie dazu sagen sollen. Erst war im hochkirchlichen Lager großer Jubel; jetzt hat sich die Freude in Besorgnis verwandelt; denn Österreich läßt nichts von sich hören, aus Madrid kommen statt aufmunternder Worte nur trübe Berichte über die dortigen Verhältnisse, und in Italien findet die Konvention nirgends Widerstand, weckt vielmehr neue Hoffnungen im Lager der Unitarier.

Am meisten haben sich die neapolitanischen Emigranten geirrt. Diese Herren hofften, das schöne Neapel werde eine Verlegung der Residenz von Turin nach Florenz nicht ruhig mitansehen, sondern diese Gelegenheit benutzen, um dem Widerwillen gegen das piemontesische Regiment nachdrücklich Ausdruck zu geben. Statt dessen hat der 28. September in Neapel eine Versammlung gesehen, über deren großartig patriotische Einmütigkeit mir interessante Details mitgeteilt sind. Das stolze Neapel hat erklärt, im Interesse der italienischen Einigung vergessen zu wollen, daß es die erste Stadt Italiens sei. Und diesem Beschluß haben Tausende aus allen Ständen beigestimmt.

Die Nachrichten von der Emeute in Turin verbreiteten unter den hiesigen Klerikalen natürlich große Freude. Man meinte, Viktor Emanuel hätte da in ein ordentliches Wespennest gestochen. Aber die Turiner Regierung hat nicht lange gefackelt, wie sie sich auch nicht lange besinnen wird, den Umzug nach Florenz zu bewerkstelligen. Meine Privatnachrichten aus Turin sowie die, welche Sartiges von dort erhalten hat, lauten dahin, daß die bei der Emeute verwundeten und gefallenen Personen Maurergesellen, Schlosser und Zimmerleute waren. Durch Bauunternehmer haben sie sich verleiten lassen, Skandal zu machen, weil ihnen vorgesungen ist, durch die Verlegung der Residenz von Turin nach Florenz würden sie um Brot und Verdienst kommen. Diese Befürchtungen sind von Häuserbesitzern ausgegangen, die in den letzten, fetten Jahren durch hohe Mietpreise brillante Geschäfte machten. Am zweiten Tage haben sich dann die Mazzinisten der Bewegung bemächtigt, wurden aber durch die Energie der Regierung verhindert, die Unzufriedenheit der Geldsäcke und Philister für ihre republikanischen Zwecke auszubeuten.

Neben der Konvention ist hier das Hauptereignis des Tages der Fund der großen Bronzestatue eines Herkules in den Ruinen des einst berühmten Theaters, dessen Schöpfer Pompejus war. Dieses Gebäude lag unweit vom jetzigen

Farneſiſchen Palaſt, in der Nähe des Campo de' Fiori und der Piazza Biscione. In ſeinen Ruinen hatten ſich ſchon während des Mittelalters die Orſini (die Linie, welche den Beinamen „Campo de' Fiori" führt) feſtgeſetzt und verteidigt. Nach ihnen errichteten die ferrariſchen Fürſten Pio di Carpi dort einen Palazzo, den kürzlich der hieſige Bankier Righetti angekauft hat, teils um einen neuen Bau aufzuführen, zunächſt aber, um Nachgrabungen anzuſtellen. Dieſe haben nun ein Kunſtwerk zutage gefördert, das von den hieſigen Archäologen und Künſtlern für einen der größten Schätze Roms erklärt wird. Die Bronze iſt Barbaren und Nichtbarbaren ſtets verlockend erſchienen, daher ſo zahlreiche Bronzekunſtwerke des Altertums verſchwunden ſind. Dieſer neugefundene Herkules war aber dadurch allen begehrlichen Blicken entzogen, daß man ihn — vermutlich beim Beginn der Völkerwanderungen — tief in die Erde verſenkte und mit einer Art Grabmauer umgab. Dort ruhte er ſanft auf ſeiner goldenen Löwenhaut anderthalb Jahrtauſende, bis ſeine vorgeſtreckte linke Hand den Schatzgräbern ſein Verſteck verriet. Im Laufe dieſes Sommers zeigte ſich nämlich bei den Nachgrabungen plötzlich ein koloſſaler Finger, dann die Hand, der Arm — endlich die ganze Statue, der freilich beide Füße fehlten. Den einen derſelben hat man nachträglich gefunden, ebenſo die Löwenhaut, welche dieſer muskulöſe Herr ſonſt über dem linken Arm zu tragen pflegte.

Als ich neulich mit Hermann (v. d. Hude) zufällig an der Stelle des verſenkten Koloſſes vorüberging, waren dort eine Menge eleganter Wagen aufgefahren, Poliziſten ſtanden am Eingang — ich konnte mir das alles nicht erklären. Endlich betraten wir den Hof des Palais und fanden dort eine brillante römiſche Geſellſchaft, die ſich verſammelt hatte, um der Hebung des Schatzes beizuwohnen. Das hatte ich alſo recht gut getroffen. Ein hohes Gerüſt erhob ſich über der 30 Fuß tiefen Grube, aus der unter Leitung Viscontis die Statue langſam

und mit größter Behutsamkeit heraufgewunden ward. Das ganze Bild war höchst originell und amüsant: auf dem Hofplatz die harrende Menge von Herren und Damen, auf dem Gerüst die geschäftigen Arbeiter, und in allen hohen Nachbarhäusern an jedem großen und kleinen, hohen und niedrigen Fenster die reizenden Römerinnen. Endlich war der brave Herkules ans Tageslicht gefördert und lag, mit Schlamm und Erdkruste bedeckt, vor der illustren Versammlung.

Jetzt wird das Kunstwerk gereinigt, dann ergänzt und in irgendeiner der öffentlichen Sammlungen, wahrscheinlich im Vatikan, aufgestellt; selbstverständlich gegen Erlegung eines kräftigen Lösegeldes, das Pio IX. aber bereit sein soll, dem Herrn Righetti zu zahlen.

Der alte Volksglaube, daß die Kardinäle immer zu dreien sterben müssen — was man hier die Terne des Todes zu nennen pflegt — (etwa so wie auch in Rußland die Andreasritter stets zu dreien sterben sollen), hat vor kurzem wieder tragische Bestätigung gefunden: Savelli, Bedini und Geißel sind rasch einander gefolgt. Der Zufall wollte, daß ich zweimal nacheinander gerade dazukam, als Antonelli soeben die telegraphische Todesnachricht von Bedini und dann von Geißel erhalten hatte. Nun ist der gute Kardinalstaatssekretär Seiner Heiligkeit als richtiger Lebemann ein abgesagter Feind des Todes und denkt mit Schrecken, daß auch er einmal abberufen wird (augenblicklich hat er das Leiden vieler Staatsmänner, nämlich das Podagra). Diese Nervosität hat bei ihm dadurch noch zugenommen, daß eines schönen Tags ein Verrückter ein Attentat auf sein Leben machte. Seit jener Zeit muß der Kutscher des Kardinals stets im raschesten Tempo durch die Straßen fahren, die Eminenz selbst sitzt dann zusammengekauert in der dunklen Ecke des großen, ausgepolsterten Wagens, um sich den Blicken der Vorübergehenden zu entziehen.

Unter solchen Verhältnissen erfüllte ihn (wie viele der Porporati) die Nachricht von Geißels Tode, dem Schlußakkord

des Trios, mit gemischten Gefühlen. Einerseits beklagte er tief den Verlust, der die Kirche betroffen; zugleich aber schimmerte durch die Trauerfalten seiner schönen Stirn so etwas durch wie: „Gottlob! Der Dritte ist gefunden! Für diesmal ist die Serie geschlossen, und ich bin mit dem Schrecken davongekommen."

Donnerstag, 13. Oktober.

Vorgestern nachmittag war ein prachtvolles Orgelkonzert in der Kirche Trinità de' Monti, die zu dem französischen Nonnenkloster der Dames du Sacré Cœur gehört. Für diese Kirche hat der Pariser Orgelbauer Merklin eine neue Orgel gebaut, die an Klang und Fülle alles übertrifft, was ich je in der Art hörte. Vom tiefsten Brausen und Schmettern der Posaunentöne bis zur zartesten Innigkeit des Gesanges sind dort alle musikalischen Modulationen vertreten. Die ersten Orgelspieler Roms ließen sich auf dem Instrument hören. Eigentliche Choräle wurden nicht vorgetragen, aber Fugensätze, Cantabiles, Opernstücke aus „Fortunio" von Offenbach, Mendelssohns Hochzeitsmarsch — alles sehr modern, aber sehr schön. Die Kirche Trinità ist dieselbe, in der Felix Mendelssohn den zarten Gesang der Nonnen bewunderte und sich so hingerissen fühlte, daß er für sie einige Stücke komponierte. Diese Damen ließen sich freilich nicht hören; statt dessen führten die ersten Heroen der päpstlichen Kapelle mit Orgelbegleitung, unter Leitung ihres Direktors Meluzzi, Hymnen und Motetten auf.

Gestern traf hier nach langer Abwesenheit der Geheime Sanitätsrat Dr. Alertz ein, der schon seit geraumer Zeit zum Inventarium der Gesandtschaft gehört und im Palazzo über mir wohnt. Er ist bereits 28 Jahre in Rom, eifriger Katholik mit interessanten Bekanntschaften, da er hier früher als Arzt eine Rolle spielte. Er wurde aus Aachen, seiner Vaterstadt, in den dreißiger Jahren hierher berufen, um dem Papst Gregor XVI. ein Nasenübel zu heilen, von dem ihn die italienischen Ärzte nicht zu befreien wußten. Alertz behandelte

den Kranken mit großem Erfolg und gründete dadurch seinen Ruf.

Die vorige Woche war wieder der Madonna geweiht, deren Kirchenfeste den katholischen Jahreskranz durchflechten. Für die Person des Sohnes hat der Südländer weniger Verständnis. An beiden Sonntagen der ihr gewidmeten Oktave fanden glänzende Umzüge mit dem Bilde der Santa Maria del Rosario statt. Solche Prozession in Rom hat für uns übrige Sterbliche stets etwas Theatralisches.

Voran schreiten zwei Tamboure, deren Trommelwirbel die Gläubigen von allen Seiten herbeilockt. Dann folgt ein geistlicher Bruder im weißen Talar mit blauer, roter oder grüner Pelerine, in der Hand einen vergoldeten langen Zeremonienstab. Ihn geleiten Mitglieder der Brüderschaft. Diesen folgen vier stämmige Fratres, welche das auf hohe, breite Leinwand gemalte Bild ihrer Heiligen tragen. Daran reiht sich ein Zug „Brüder". Inzwischen ist der Trommelwirbel der vorangeschreitenden Tamboure schon übertönt durch die nahende Janitscharenmusik. Ein päpstliches Regiment stellt dazu sein Musikkorps in Paradeuniform. Nun naht ein hoher Geistlicher mit dem Allerheiligsten, vor dem alles niederkniet. Dann kommen andere Brüder, die ein baumhohes, mit Efeu umwundenes Kreuz tragen; es ist natürlich aus Pappe angefertigt. Den Schluß des Zuges bilden die Dominikaner und andere Mönche, jeder eine brennende Wachsfackel in der Hand; sie singen Gebete, die aber unverständlich bleiben, weil die schmetternden Klänge der Militärmusik alles übertönen.

Neben der Fackel eines jeden Mönches läuft irgendein Straßenjunge, der unter den brennenden Docht ein großes Stück Pappe hält, um das herunterträufelnde Wachs aufzufangen und später zu verkaufen.

Bei den letzten Umzügen hatte der Papst ganz besondere Litaneien und Gebete angeordnet, um für die durch die Konvention vom 15. September hartbedrängte Kirche außerordent-

lichen Segen zu erflehen, „den wir," heißt es in der Proklamation des Generalvikars von Rom, so nötig haben gegen „die Gottlosen und die Hölle". (Gli impi e l'inferno, d. i. Louis und Viktor Emanuel.)

Das Wetter ist himmlisch, freilich etwas herbstlich; die Bäume bekommen einen gelblichen Teint, als ob sie den Ärger des Kirchenstaats über die Septemberkonvention teilten.

Rom, Sonnabend, 12. November 1864.

Der jetzige Moment ist so spannend, daß ich glücklich bin, ihn hier zu erleben und Schritt für Schritt der Entwicklung des großen Weltdramas folgen zu können — des Werkes Louis Napoleons, der durch seine Konvention den Vatikan in die furchtbarste Aufregung versetzt hat. In dieser Krise, die das Papsttum durchmacht, mit Antonelli und den anderen interessanten Faiseurs verkehrt zu haben, wird immer eine merkwürdige Erinnerung sein.

In 8—10 Tagen erwarte ich Arnim. Daß er kommt, wird gewiß sein Gutes haben; ich zweifle nie daran, daß alles, was mir beschieden wird, sein Gutes hat. Aber ich kann nicht leugnen, daß ich auch ganz gern noch recht lange allein geblieben wäre als maître de la situation. In einem so interessanten, welthistorischen Moment Geschäftsträger zu sein, ist begeisterungsvoll. Der Krankheit, die sich politisch entwickelt, Tag für Tag nachzugehen — wie Anton Gütschow einem „interessanten Falle" folgt — und dann seine Diagnose weiterzugeben, ist eine fabelhaft fesselnde Aufgabe.

Arnim wird wahrscheinlich allein hier eintreffen; seine Frau und Kinder werden nachfolgen. Er soll manchmal unausstehlich sein können, doch hoffe ich, daß er die liebenswürdige Seite, die er besitzt, herauskehren wird. Sonst muß ich ihn erziehen, wie ich schon andere Chefs erzogen habe. Ihm selbst wie mir will ich es wünschen, daß er sich nicht gehen läßt.

Gestern abend ist König Ludwig I. von Bayern angekommen und in seiner Villa Malta abgestiegen, wo sich alle ihm persönlich bekannten Künstler zu seinem Empfange vereint hatten. Sein Gefolge besteht aus einem Hofmarschall und einem Adjutanten. Die Münchener Hofetikette schreibt sonderbarerweise den bayerischen Diplomatendamen vor, sich dem König in seiner Wohnung vorzustellen und dabei en grande parure, decolletiert, zu erscheinen.

Man erwartet auch König Otto. Dann können Griechenland, Bayern und Neapel zusammen Lotto spielen. Dies ist das jetzt hier beliebte Spiel, welches auch im Palazzo Farnese, der Wohnung der neapolitanischen Bourbons, die Abendunterhaltung bildet.

Vor drei Wochen traf hier die Fürstin Hohenlohe-Langenburg ein, Stiefschwester der Königin Viktoria und Freundin unserer Königin Augusta. Letztere hatte mir die Fürstin annoncieren lassen; sie ist eine ebenso kluge wie angenehme Dame.

Mit Meyendorfs mache ich oft Exkursionen; sie ist eine geborene Gortschakow, Tochter des verstorbenen Fürst-Statthalters von Polen; da sie sehr musikalisch ist, kommt Liszt oft zu ihnen, um zu musizieren.

Vor einigen Sonntagen war ich mit ihnen im schönen Palazzo Colonna. Den einen Teil bewohnt die französische Botschaft, den andern die Familie Colonna — dieselbe Familie, die sich während des Mittelalters als Haupt der Ghibellinenpartei durch Eintreten für die deutschen Kaiser gegen die Päpste hervortat. Aus diesem Geschlechte ging Papst Martin V. hervor, der, im Jahre 1417 auf dem Konzil zu Konstanz gewählt, als Begründer einer neuen Ordnung der Dinge dasteht: er beseitigte die Kirchenspaltung und erhielt den Beinamen „Felicitas temporum suorum“.

Durch Martin V. soll jener Palast, den er selbst bewohnt

hat, an die Colonnas gekommen sein. Die ganze Anlage mit den daranstoßenden Gärten, die sich zum Quirinal hinaufziehen, macht einen imposanten Eindruck und gibt das treue Bild eines vornehmen Palastes der üppigen Barockzeit. Besonders charakteristisch ist der große Saal, La Galleria genannt, den Antonio del Grande begonnen und Fontana vollendet hat. In ihm spiegelt sich die ganze Pracht des Hauses Colonna. Von der gewölbten Decke blicken Fresken mit der Schlacht bei Lepanto, an der Fürst Marc Antonio Colonna als Befehlshaber der päpstlichen Flotte Anteil nahm; an den Wänden ragen korinthische Pilaster von Giallo antico, den Fußboden schmückt kostbarer Marmor, die Fenster umgeben Rahmen von afrikanischer Breccia, mächtige Kronleuchter überfluteten die rauschenden Feste mit Lichterglanz.

In ein höher gelegenes Gemach führt eine breite Marmortreppe. Auf einer der Stufen ruht eine Kanonenkugel, welche 1849 bei der französischen Belagerung den Saal durcheilte und an jener Stufe, die gebrochen ist, Halt machte. Vom oberen Raum tritt man unmittelbar in die Lorbeergänge und Myrtenbosketts des Gartens.

Unter allen Geschäften der letzten Woche fiel mir der „Maudit“ und seine Fortsetzung, die „Religieuse“, in die Hände, die von einem französischen Geistlichen geschrieben sein sollen und großes Aufsehen hervorriefen, weil sie einen tiefen Einblick in das Leben der römischen Kurie, des Klerus und der Nonnenklöster gewähren.

Dem Jesuitengeneral Pater Beckx wurde ich kürzlich in seinem Collegio durch Hübner vorgestellt. Die Luft, die in diesen Räumen weht, ist eine ganz eigentümliche. Durch verschiedene Korridore, an deren Wänden Heiligenbilder mit großen Landkarten abwechseln, gelangt man in das Gemach des Generals, eines alten, ehrwürdigen Belgiers, der lange in Deutschland gelebt hat und fertig Deutsch spricht. Der Mann macht einen schlichten, einfachen Eindruck; man vergißt bei

seinem Anblick, daß man vor einem Herrscher steht, der über viele tausend Menschen gebietet, die ihm blinden „Kadavergehorsam" schulden und über alle Weltteile zerstreut sind, um seine Befehle auszuführen. „Sint sicut cadavera" ist die Devise dieser wohlgeschulten Gesellschaft.

Außerdem lernte ich einen achtzigjährigen Pater Pierling kennen, der, in Petersburg geboren, dort 1803 in den Orden trat, 1820 mit allen Brüdern aus dem Zarenreich vertrieben, polizeilich an die Grenze gebracht wurde und seit 15 Jahren in Rom lebt.

Dieser Tage führte mich eine Angelegenheit auch zu Mérode, dem fanatischen Waffenminister Seiner Heiligkeit. Er glaubt nicht daran, daß die Franzosen Rom verlassen werden, obgleich Sartiges und Montebello ihm hoch und heilig versichert haben, daß Louis seine Truppen zurückziehen werde. Als man ihm von der notwendigen Vergrößerung der päpstlichen Armee gesprochen, soll er gesagt haben: „Cet animal de Napoléon voudrait bien nous faire venir à Rome la fine fleur de la catholicité pour l'assommer comme à Castelfidardo."

Auch von Reformen, wie Louis sie verlangt, will er nichts wissen. Er ist überzeugt, daß solche in Rom nicht möglich sind, und sagt: „Parler réforme à Rome est aussi ridicule que de vouloir nettoyer une pyramide avec une brosse à dents."

Sermoneta freilich macht sich über das „Non possumus" des Vatikans lustig, indem er an seinen großen Ahnen Papst Bonifaz VIII. († 1303) erinnert, dessen Devise war: „Papa omnia potest", während Pio IX. sage: „Non possumus."

Rom, 26. November 1864.

Arnim ist noch immer nicht eingetroffen, was mir sehr erwünscht ist. Das ruhige Leben ist schon seit vielen Wochen geschwunden, und der Trubel wird immer größer.

Am 15. war ein allerliebstes Diner bei Meyendorfs mit Liszt. Er setzte sich sofort nach dem Essen an den Flügel und

ließ wieder einige seiner Prachtstücke los, die fast alle so schwierig und brillant sind, daß niemand sie ihm nachspielt. Zunächst einen Marsch „Vom Fels zum Meer", für die preußische Armee komponiert. Ein majestätisches Stück. Dann seinen Mephistowalzer, wenig bekannt, aber dämonisch, mysteriös. Liszt ist, sobald er animiert wird, von hinreißender Liebenswürdigkeit und freut sich wie der jüngste Anfänger, wenn er sieht, daß seine Kompositionen gefallen.

Am 18. ließ ich mich im Palazzo Farnese dem König Franz und der Königin vorstellen. Ich versäumte es nicht, teils um die schöne Königin Marie zu sehen, teils weil jetzt manche meiner hiesigen Kollegen das gleiche tun. Franz gibt sich alle erdenkliche Mühe, liebenswürdig zu sein, ist aber sehr verlegen. Die Königin mit ihren schönen Augen und ihrem prachtvollen Haar saß in einem enganschließenden schwarzen Kleide malerisch auf dem Sofa. Heute ließ ich mich auch der jüngern Schwester, der Gräfin Trani und ihrem Gatten, vorstellen. Sie ist als Blondine, was die Schwester als Brünette ist: eine ganz reizende Erscheinung.

Vorigen Sonnabend speiste ich allein bei Polovtsoffs, da die Baronin Stieglitz auf acht Tage nach Neapel gereist ist. Abends gingen wir zusammen in die Hugenotten, die hier zum ersten Mal aufgeführt wurden; natürlich unter verändertem Titel „Renato di Groenwald", ein Sujet, das im siebzehnten Jahrhundert in Holland zur Zeit der Bürgerkriege spielt. Es war ein Genuß, einmal wieder Meyerbeer zu hören, nachdem man so lange nur Verdi, Donizetti und Petrella gehört hat. Aber weder das Publikum, noch das Orchester, noch die einzelnen Sänger und Sängerinnen (mit Ausnahme der Trebelli, die aber keine Italienerin, sondern eine Mademoiselle Trebel ist) begriffen die Pracht der Musik; die Leute können nur ihre Liedermusik verstehen. Pikant war es, in der Ewigen Roma „Eine feste Burg" zu hören, was unverändert beibehalten ist. Dies war mir um so eigentümlicher in der Erinnerung, als ich

am nächsten Morgen in der glänzend erleuchteten und wie im September bei Maria Alacoque ausstaffierten Peterskirche der Beatifikation des Jesuitenpaters Canisius beiwohnte, jenes gewaltigen Kanzelredners, der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts in Köln und in Süddeutschland so eifrig und mit so großem Erfolg gegen die neuen ketzerischen Lehren auftrat.

Zu Tisch war ich bei Sermoneta mit Kardinal Pentini und dem Commendatore Rossi, der sich seit zweiundzwanzig Jahren mit der Geschichte der römischen Katakomben beschäftigt und vor kurzem den ersten Teil seines Prachtwerkes über diese unterirdischen Riesenbauten veröffentlicht hat.

Kardinal Pentini war 1814 Offizier in der Armee Bernadottes, hat sich daher lange in Deutschland aufgehalten und braucht noch gern einige deutsche Redensarten. Bevor er den Purpur erhielt (1863), war er päpstlicher Delegat in Civitavecchia und hat sich bei einer dortigen Emeute der Galeerensträflinge durch Energie und Geistesgegenwart ausgezeichnet. Er trat ganz allein unter die Gefangenen, die bereits ihre Wächter ermordet hatten, und stellte die Ordnung her.

Abends war ich wieder bei Meyendorfs, wo ich Franz Liszt von neuem hörte. Nach der Legende soll der heilige Franziskus einmal in einem Wald angefangen haben, vor den Vögeln zu predigen, und so beredt geworden sein, daß die Sänger der Lüfte verstummten und ihm zuhörten. Diese Situation hat Liszt behandelt und daraus eine prachtvolle Komposition geschaffen, die er uns vortrug.

Am 22., dem Namenstag der heiligen Cäcilie, stiegen wir in die erleuchteten Katakomben des Calixtus, wo die Schutzpatronin der geistlichen Musik früher beigesetzt war. Im dämmernden Zwielicht der Höhlen und Gänge nahmen sich die zahlreichen Gruppen von Nonnen, Mönchen und Geistlichen höchst malerisch aus.

Das Wetter ist unvergleichlich. Als wir vorigen Donnerstag gerade nach Albano abfahren wollten, wurde der Baronin

Stieglitz aus Petersburg der dortige Kältegrad telegraphiert — zehn Grad — was uns die Sonne noch goldener, Roms Himmel noch blauer erscheinen ließ.

Morgen, am ersten Adventsonntag, ist wieder große Feier in der Sixtinischen Kapelle, wo Seine Heiligkeit selbst fungiert. Dort wird die Hostie gesegnet, die während des ganzen Jahres ihren Rundgang von je vierzig Stunden durch alle Kirchen Roms hält.

Fast jeder Tag bringt von draußen neue Trauerkunde für den Vatikan. Die Konvention wird ausgeführt, die Residenz von Turin nach Florenz verlegt, Louis bleibt fest, seine Truppen sollen abziehen, und der lang ersehnte Baron Bach, der endlich vor vierzehn Tagen hier eintraf, hat dem Papst keinen bessern Rat mitgebracht als den, sich eng an Frankreich anzuschließen und auf die Vorschläge einzugehen, die Louis ihm in der Konventionsangelegenheit gemacht. Ein unbeschreiblich interessanter Moment.

Rom, 17. Dezember 1864.

Vorigen Sonntag ist Harry Arnim mit Frau, drei Kindern, vier weiblichen, fünf männlichen Dienstboten und sechs Pferden hier eingetroffen. Er ist bis jetzt liebenswürdig gegen mich, sogar recht amüsant, die Baronin ist sehr sympathisch; ich bin auch sehr zuvorkommend und somit, hoffe ich, wird sich das Verhältnis gut gestalten.

An die bevorstehende Weihnachtszeit wird man hier wenig erinnert. Ich kann mir dies Fest nun einmal nicht ohne Schnee, Eis und Tannen denken, und davon sind wir doch etwas entfernt. Der schönste blaue Himmel wechselt mit warmen Sciroccotagen; gestern donnerndes Gewitter; dabei Zitronenbäume mit goldenen Früchten und blühende Rosen im Garten und auf meiner Terrasse. Das alles ist nicht nach Weihnachten angetan. Nur die vielen Kirchenfeierlichkeiten gemahnen, daß wir uns im Advent befinden. Vor drei Wochen zogen auch die Pifferari mit ihren Sackpfeifen in Rom ein, um vor allen

Madonnenbildern zu spielen und der heiligen Jungfrau Maria, die nach dem Volksglauben im Advent in den Wehen liegt, durch ihre Musik die Schmerzen zu lindern. Es ist die einzige Zeit im Jahre, wo diese spielenden Hirten in ihren malerischen Trachten sich hier hören lassen.

Der erste Adventssonntag wurde dadurch gefeiert, daß der Papst in der Sixtinischen Kapelle das Allerheiligste segnete, welches dann in der Paulinischen Kapelle ausgestellt wurde. Beide, die Sixtina und Paulina, liegen im Vatikan an der Sala Regia, in welcher der Papst früher die gekrönten Häupter zu empfangen pflegte.

Der breite Treppenaufgang, der vom Petersplatz zur Sala Regia führt, sowie die Paulina selbst waren glänzend erleuchtet, und die Gläubigen strömten massenweise dorthin.

Wir Protestanten können diesen Königssaal nicht ohne Befremden betreten. An den Wänden sind in großen Freskogemälden die Hauptphasen des Papsttums dargestellt, und der biedere Gregor XIII., Boncampagni, der wenige Monate vor der Pariser Bluthochzeit im Mai 1572 den päpstlichen Stuhl bestieg, hat es für passend gefunden, dort (rechts von der Sixtina) durch drei Gemälde die Bartholomäusnacht zu verherrlichen und unter ein jedes lateinische Inschriften setzen zu lassen. Diese sind freilich in späterer, milder denkender Zeit wieder ausgekratzt, doch so, daß man noch heute einzelne Worte entziffern kann. Das eine Bild zeigt den Tod Colignys und seines Schwiegersohns Téligny mit der Unterschrift: Caedes Colignii et sociorum ejus. (Niedermetzelung Colignys und seiner Genossen.) Auf dem dritten sieht man den hocherfreuten König Karl IX.: Rex Colignii necem probat. (Der König billigt Colignys Ermordung.)

Ebenderselbe Gregor XIII. ließ damals eine Medaille prägen, auf der ein Engel mit Kreuz und Schwert auf einen Haufen Hugenotten eindringt, mit der Umschrift: Ugonottorum strages 1572 (Niedermetzelung der Hugenotten). Karl IX. ließ gleich-

falls eine Medaille schlagen, auf der die bourbonischen Lilien die Unterschrift zeigen: Pietas excitavit justitiam, 24. Augusti 1572 (Die Frömmigkeit rief die Sühne hervor). Auf dem Revers steht der König mit dem Zepter; die Umschrift lautet: Virtus in Rebelles (Verdienst gegen die Rebellen).

Kurz vor der Bartholomäusnacht war Nuntius in Paris ein Prosper Santa Croce aus dem gleichnamigen fürstlichen Geschlecht. Neulich besuchte ich den jetzigen Principe Santa Croce, der seinen alten Familienpalast an der Piazza di Branca bewohnt. Oben in einem Turm befindet sich das Familienarchiv, in dem ich Berichte jenes Nuntius und viele interessante Papiere aus späterer Zeit sah, unter anderm Briefe von Louis XIV., Choiseul, Louis XV. und Marie Antoinette an die verschiedenen Stammhalter der Santa Croce. In den unteren Räumen des Palastes stehen schöne alte Rokokomöbel. Die Plafonds sind von Grimaldi gemalt. An den Wänden hängen große Familienporträts, darunter Kardinäle und Ritter vom Goldenen Vlies in ihren roten Talaren. Der Fürst machte mich darauf aufmerksam, wie prächtig sich die damalige Welt gekleidet, wie ihr aber der Begriff heutiger Reinlichkeit fern gelegen habe. „Mein Großvater, einer jener Ritter vom Goldenen Vlies, hinterließ fünf Perücken, jedoch nicht mehr als drei Hemden." Aus einem der Prachtsalons tritt man auf einen Ausbau, auf dem sich schwebende Gärten befinden. „Ce jardin s'appelle le bosquet du Cardinal Bernis, qui avait une liaison avec ma grand'mère qui était très belle." In einem kleinen Boudoir zeigte er mir dann ein Pastellgemälde von Raphael Mengs, welches die schöne leichte Großmama darstellt.

Wenige Schritte vom Palais entfernt steht noch ein alter Turm der frühern Burg der Santa Croce. Dieses höchst energische Geschlecht wurde von den Päpsten verschiedene Male belagert. Dicht dabei ist die Familienkirche, genannt Santa Maria in Publicolis. Die Santa Croce leiten ihren Ursprung vom alten Römer Publicola her.

Am 7. Dezember wohnte ich der Sitzung des französischen Kriegsgerichtes bei, welches zur Verurteilung der Mörder zweier französischer Gendarmen im Refektorium des Klosters S. Silvestro am Quirinal zusammengetreten war. Auf der Anklagebank saßen vier Briganten aus der berüchtigten Umgegend von Ceprano, wo jener Mord vor einigen Wochen stattgefunden hat. Einer wurde zum Tode durch Pulver und Blei verurteilt. Hinter den Angeklagten saßen alle Bewohner der Ortschaft in ihren Nationalkostümen als Zeugen.

1865

Rom, 1. Januar 1865.

Arnims sind jetzt zur Hälfte eingerichtet; 134 große Kisten haben den Weg von München hierher gefunden, und die gute Baronin ist nach Kräften bemüht, die alten Räume wohnlich zu machen. Sie ist höchst liebenswürdig, gutmütig, anspruchslos, er bei näherer Bekanntschaft auch sehr angenehm und amüsant. Bis jetzt geht alles (unberufen!) sehr gut; beide gefallen hier allgemein und werden gewiß ein anziehendes Haus bilden; der Koch liefert recht gediegene Arbeit, und bei Tisch sowie zum Frühstück geht es bis jetzt ganz fidel her.

Am 24. ging ich mit Arnims und ihren Kindern um 6 Uhr abends in den Deutschen Künstlerverein, wo ein riesiger Lorbeer, als Weihnachtsbaum ausgeschmückt, die hiesige deutsche Kolonie um sich vereinigte. Später war bei uns Bescherung. Abends 11 Uhr gingen wir in die alte Kirche „Ara Coeli", wo der „Bambino", das Christkind, aus seinem heiligen Versteck hervorgeholt und in einer Seitenkapelle eine Krippe aufgestellt war.

Pio IX. hat der katholischen Welt eine Weihnachtsbescherung bereitet durch die Veröffentlichung einer Enzyklika, in welcher er gegen alle demokratischen Irrlehren, achtzig an der Zahl, donnernd auftritt. Numero 80, die letzte, lautet: „Der Papst kann und muß sich dem Fortschritt, den liberalen Ideen und der Zivilisation anschließen." Dieser Satz wird von Seiner Heiligkeit als ein gefährlicher und verabscheuungswürdiger bezeichnet. In ähnlichem Sinn ist das ganze Werk abgefaßt, das auch als eine indirekte Antwort auf die Septemberkonvention dasteht. Als falsch und verwerflich wird auch der Satz gebrandmarkt, daß „das Prinzip der Nichtintervention zur Geltung

zu bringen" sei. Im Gegenteil, Pio IX. wünscht, alle Mächte möchten in Italien intervenieren, um das Patrimonium Petri zu stützen; aber die Leute wollen sich doch nicht auf einen solchen Kreuzzug gegen Viktor Emanuel einlassen.

Am 25. war große Messe in St. Peter, wo der Papst selbst pontifizierte. Unter den kirchlichen Insignien, die im Festzuge an den Hochaltar gebracht wurden, befand sich auch nach altem Brauch ein Barett und ein Schwert, welches Petri Nachfolger demjenigen Fürsten sendet, der sich um die Verteidigung der Kirche verdient gemacht. Tempi passati! Pio IX. hat vor wenigen Tagen bei der Segnung seiner Truppen nicht unterlassen, zu verkünden, daß kein Souverän würdig befunden sei, mit diesem Schwert und Barett beehrt zu werden.

Abgesehen hiervon war die Feier würdig und prächtig. Die Posaunen, die hoch oben vom Chor erschallen in dem Moment, wo der Papst einzieht, machen einen gewaltigen Eindruck. Und wenn das Oberhaupt der römischen Kirche während der Messe die Hostie nimmt und nun die Wandlung vor sich geht, so setzen die Posaunen abermals ein; man merkt dann der gläubigen Menge wohl an, daß sie von der Weihe der Handlung tief durchdrungen ist. Nachher ist diese würdige Stimmung bei den meisten bald wieder verflogen. —

Meyendorf, von dessen Reise nach Florenz die Presse alles mögliche gefabelt, hat diesen Ausflug nur unternommen, um den russischen Thronfolger zu besuchen. Letzterer ist aber seit fünf Wochen so schwach (Rheumatismus im Rücken), daß er fast keinen Menschen sehen und selbst Meyendorff nur ein einziges Mal hat empfangen können. —

In der Kirche „Ara Coeli" — wenige Schritte vom Caffarelli — werden während der ganzen Festzeit „Kinderpredigten" gehalten. Knaben und Mädchen betreten eine Kanzel und halten Reden mit einem Pathos, einer Gestikulation, die sehr scherzhaft ist, von den Römern aber ganz ernsthaft genommen wird. Die Mädchen sind beredter als die Knaben. Mit dem

höchsten Ernst erfahrener Kanzelredner führen sie dem Publikum die Sünden der Welt vor Augen und fordern zur Besserung auf. Von diesen oratorischen Talenten macht man sich keinen Begriff. Nur wenige Römer fühlen den burlesken Beigeschmack dieser Redeübungen. — Am 4. war ein kleines reizendes Diner bei Russell, wo ich seinen Bruder Arthur Russell traf, einen der wenigen Parlamentsmitglieder, die für Deutschland in der holsteinischen Frage Lanzen gebrochen. Außerdem war dort ein anderer Parlamentsmann, Sir John Acton, Hauptführer der englischen Katholiken, der aber im Vatikan für einen Ketzer gilt, weil er dem Ultramontanismus Opposition macht. Es ist derselbe, der vor zwei Jahren die Matinées Royales wieder aufwärmte, um Friedrich dem Großen eins anzuhängen, was mich damals zu einer Arbeit für die Kronprinzeß veranlaßte.

Rom, 22. Januar 1865.

Es ist hier wirklich ein paradiesisches Leben. Ich segne die Stunde, die mich in diese Stadt geführt hat! Und Du wirst Dich entsinnen, guter Bruder, wie unerträglich mir vor einem Jahr der Gedanke war, Berlin verlassen und nach Rom gehen zu müssen.

Es war ein kalter Wintermorgen, Sonntag, den 31. Januar 1864, als ich früh von unserer guten Mutter Abschied genommen hatte, um nach Berlin zurückzudampfen. Der Mond stand so bleich zwischen den beiden hohen Marientürmen. Heinrich trug mir den kleinen Fußsack, den mir die mütterliche Fürsorge mitgegeben; die Zukunft lag kalt und dunkel vor mir.

Und wie golden und glückselig hat sie sich gestaltet! Mit Ende April, wo ich mich römisch eingelebt hatte, fing die schöne Zeit an. Der wunderbare Mai, der sonnige Juni und Juli mit den reizenden Sonnabendfahrten nach Ariccia zu Russell und Caviani, zur Fürstin Campagnano, die täglich neu anregende geschäftliche Tätigkeit, die unvergeßliche Elbafahrt,

meine interessante Geschäftsträgerschaft, das Leben auf Caffarelli, einem der herrlichsten Punkte der Welt, unsere Fahrt nach Monte Cassino, die spannenden Zeiten der Septemberkonvention — es war zu schön, und die Preußen hatten ganz recht, als sie, damals in Lübeck, auf dem Marsch nach Dänemark, durch die Straßen zogen unter den Klängen: „Freut euch des Lebens!"

Auch in Petersburg war es amüsant, und die Stunden, von denen Dir Stieglitz schreibt, sind auch mir als sehr gemütliche in der Erinnerung. Aber — Du entsinnst Dich, was Sir John Crampton sagte — man fühlte sich in Petersburg wie auf einem Schiff, ging immer im Kreise herum, traf stets dieselben sympathischen, meist sogar geistvollen Leute, wurde mit ihnen sehr intim, fand sich überall herzlich und gastfrei aufgenommen, sah wundervolle Balletts, hatte exquisite Diners, nur man konnte sich eben nicht rühren. Und dazu die biedern 18—20 Grad Kälte, der lange Winter, das niemals kommen wollende Frühjahr, der regnerische Sommer — während man hier im Januar im warmen Sonnenschein unter grünen Bäumen spaziert. An Fremden ist hier kein Mangel; und doch begreife ich nicht, daß es nicht Hunderttausende mehr sind, um alle die Herrlichkeiten der Stadt zu sehen, nachmittags auf den Pincio zu steigen — schon des Himmels wegen, an dem, jeden Tag in neuer Farbenpracht, die Sonne sich stolz hinter der Peterskuppel zur Ruhe begibt.

Auf dem Künstlerball war neulich auch ein Baron Fritsch, früherer sächsischer Bundestagsgesandter, mit seiner Tochter, die in Altenburg erzogen und sich nach Deiner guten Olga erkundigte, für die das ganze Stift stets geschwärmt habe.

Soeben schlägt es vom Capitolsturm Mitternacht. Ich will daher schließen und Euch eine gute Nacht wünschen.

Arnims Einrichtung ist so weit, daß morgen das erste Diner stattfindet, um 7 Uhr. Hauptgast ist Prinz Hohenlohe-Schillingsfürst, Großalmosenier Seiner Heiligkeit, den einige Zeitungen

zum Erzbischof von Köln machen, dann sein Neffe Nikolaus Hohenlohe-Waldenburg (prince héréditaire), Duca di Gallo, ein liebenswürdiger Neapolitaner; Duca di Maddaloni Caraffa, gleichfalls Neapolitaner, Schriftsteller, Dantist, ein göttlicher Kerl; Graf Gozze (Sekretär des Malteserkapitels, den Pio IX. durchaus zum Großmeister an Stelle des im Oktober verstorbenen Grafen Colloredo ernennen möchte; aber Gozze will nicht), schließlich der Commendatore Visconti, der sehr witzig ist.

Adieu, guter Bruder!

Einen amüsanten Brief Raczynskis lege ich bei.

Anlage.

Berlin, den 15. Januar 1865.
Halb eins nach Mitternacht.

Mein teurer Freund, ich kann nicht schlafen, und das kommt mir zustatten, weil ich Eile habe, Ihnen für Ihren lieben Brief vom 4. herzlich zu danken. Lange ist es nicht, daß ich ihn besitze. Vor vier Stunden hatte er seine Quarantäne im Ministerium noch nicht verlassen.

Sie hätten sich über den Heiligen Vater mißbilligender ausdrücken können, ohne mich zu verletzen. Ich stelle jedoch nicht in Abrede das Gute, was Sie in ihm entdecken, aber im Tadel gehe ich weiter als Sie — ich finde, daß er viel beigetragen hat zum Fördern und Kräftigen der Revolution, mit seiner Sensiblerie, Phantasterei, Exaltation. Und doch ist im Grunde das Papsttum konservativer als die Konsistorialräte. Ich lobe mir die Institution, trotz der Ausnahmen. Ich legte früher in den Tronc der St. Hedwigskirche jeden Sonntag mehr oder weniger, nachdem ich besser oder schlechter gelaunt war; dann setzte ich ihn auf 5 Sgr. herab. Seit mehreren Wochen bekommen aber die Kranken seinen Anteil. Ich bin montiert. Seine Enzyklika hat mir nicht gefallen — das viele Kanonisieren auch nicht. Aber das Stärkste bleibt doch sein Fortschritt von 1847 und seine Teilnahme an der polnischen Insurrektion.

Es zweifelt hier niemand, daß die diesjährige Kammer der vorjährigen so ähnlich sein wird wie ein Ei dem andern. Mir ist es recht: aber lieber wäre es mir, wenn man die jetzige Situation für geeignet hielte, die Reform (meinetwegen) mit schönen Reden anzufangen, aber mit Taten durchzusetzen, denn so wie es jetzt steht, kann es nicht bleiben, und es wäre für Preußen nicht gesund, wenn das Regiment den Achtundvierzigern anvertraut werden sollte.

Es ist wahrscheinlich, daß Wagner als Gesandter nach Griechenland geschickt wird. Ich wäre damit zufrieden, wenn das nur eine Etappe wäre, um nach Konstantinopel zu gelangen.

Von Ossuna bekomme ich immer noch Briefe. Er bleibt sich gleich, seine Briefe auch: quatre pages et pas une idée!

Ich habe seit 14 Tagen einen kleinen Koch, der delicios ist: 19 Jahre alt, une figure de Chérubin, alles, was er macht, soigné, propre, appetitlich, bonne école française, doux comme un agneau, die Rechnungen nicht unverschämt. Heute werden bei mir dinieren B. Radziwill, mein Freund Brestrup der Däne, sein Sohn, Aulike und Kleist.

Ihren Platz nimmt Wagner immer in Anspruch. Von Ihnen ist oft die Rede.

Diesmal schreibe ich nicht mehr. Es wird gleich 2 Uhr schlagen. Ich will sehen, ob ich schlafen kann, weil ich um 8 Uhr nach der Kirche fahren will, wo der Papst wieder nichts kriegt.

Ich umarme und küsse Sie herzlich auf beide Backen und bitte, bleiben Sie mir freundlich gesinnt.

A. R.

(Graf Athanasius Raczinsky.)

Rom, 27. Januar 1865.

Mein guter Bruder, soeben machte ich mit Arnim Morgenpromenade und ließ ihn im Vatikan, wo er die 280 Stufen

zu Antonelli hinaufsteigen muß. Das Wetter ist so wunderbar schön, daß ich jetzt — im Januar — ohne Paletot ganz warm nach Hause kam. In 1/4 Stunde kommt Liszt, der mir gestern abend auf einem Ball bei Giuseppe Bonaparte seinen Besuch annonciert hat.

Drei Stunden später
(bei offener Gartentür).

Inzwischen ist Liszt bei mir gewesen; ich freue mich jedesmal, wenn ich ihn sehe. Eine durch und durch originelle Natur. Dabei seine köstlichen Kompositionen, so recht die Quintessenz der Zukunftsmusik. Wo wir uns treffen, setzen wir uns zusammen. Letzten Montag war großes Galadiner bei Bach; dort hatten wir eine recht amüsante Ecke: Odo Russell, Visconti, Liszt, ich, Sir John Acton, der junge Hohenlohe. Nach Tisch drückten Liszt und ich uns, fuhren den Corso hinauf, um zu rauchen (er raucht viel, aber nur die allerordinärsten einheimischen Zigarren, die sogenannten „Forti"), und gingen dann zusammen in den deutschen Künstlerverein, wo Konzert und Ball war. Zum Diner hatte Liszt an seiner Knopflochkette etwa zwanzig Kreuzchen und um den Hals merkwürdigerweise nicht seine vier bis sechs Kommandeurkreuze — für die er sonst ein Faible hat — sondern allein den preußischen Orden Pour le mérite. Diesen ganzen Staat legte er nun freilich ab, bevor wir eintraten, dagegen machte er mir im Vorsaal eine Eröffnung, die einzig in ihrer Art war und deren Geburt ihm doch wohl durch den guten Sekt etwas erleichtert worden war: „Wenn wir im Saal sind, Teuerster, so nennen Sie mich doch, bitte, Herr von Liszt oder Kammerherr von Liszt; ich habe sowohl das „von" als auch den „Kammerherrn". Im Französischen nennt man mich ganz richtig Monsieur Liszt; aber für den Deutschen muß ich den Kammerherrn heraushängen." Im ganzen geht eine tiefe Schwermut durch sein Wesen; dann aber ist er wieder sehr fidel, sarkastisch, grob. Letzteres besonders in Zirkeln, wo man die Dreistigkeit

hat, ihn vor fremden Menschen zum Spielen aufzufordern. So kürzlich bei Monsignore Nardi, dessen Donnerstag-Salon von Monsignores, Prälaten und Engländerinnen strotzte, die alle auf Liszt eingeladen waren. Letzterer ist mit Nardi sehr befreundet, hat bei ihm ein Absteigequartier für die Tage, wo er von seiner Klause auf Monte Mario hereinkommt; sein schöner Bechstein steht nicht auf Monte Mario, sondern bei Nardi.

Nun also erscheint Liszt, dem Nardi vorgeschwindelt, daß nur einzelne Personen geladen seien. Statt dessen der Saal ganz voll. Liszt prallt zurück. Nardi bittet, Liszt ist hart wie Eisen, und wie er mich sieht, hält er mir halb deutsch, halb französisch eine laute Rede über die Unmöglichkeit, etwas vorzutragen, er könne sich nicht wegwerfen, dazu stehe die Kunst zu hoch, er selbst halte sich dazu für zu gut. Das konnten alle Umstehenden hören und beherzigen. Wenige Tage darauf war kleiner Kreis bei Meyendorfs, wo Liszt den ganzen Abend spielte; zunächst mit Prinzessin Caraman-Chimay (reizende Frau, geb. Montesquiou-Fezensac, Gattin des belgischen Legationssekretärs) vierhändig eine Symphonie, die er als Einleitung zum Tasso komponiert hat. Dann spielte er die Mondscheinsonate Cis-Moll von Beethoven, schließlich seinen Erlkönig.

Wieder drei Stunden später.

Arnim ist die Liebenswürdigkeit und Rücksicht selbst. Gleich nach seiner Ankunft sagte er mir, daß er in Berlin auf Hersendung eines Attachés oder Sekretärs gedrungen habe, da er meine Zeit unmöglich mit Abschreiben von Depeschen okkupieren könne. Nun hat man aber einen so gräßlichen Bengel ausgesucht, daß Arnim mit Hand und Fuß dagegen arbeitet; der wird nun nicht herkommen. Arnim spielt übrigens sehr hübsch Klavier, kennt die Welt, hat schöne Kenntnisse und Interessen, liebt, ein gutes Haus zu machen. Die drei Kinder sind sehr angenehm und wohlerzogen, seine Frau — aus der stolzen

Gens Arnim-Boitzenburg — sehr liebenswürdig und grande dame im besten Sinn des Wortes. Sie gefällt hier allgemein. Das tägliche Diner ist sehr gut. Der große Echtermeyer, den Arnim mitgebracht, weiß die hiesigen prachtvollen Hasen, Rehe und Fische in fabelhaft guter, gesunder Weise zuzubereiten. Abends fahren wir zusammen in die Oper oder zu Bällen und Routs.

Was ich über meine Gesundheit schrieb, kann ich nur wiederholen: ich fühle mich sehr wohl. Das Klima ist zu himmlisch; hier muß der Mensch gesund werden — schon durch die Wonne des römischen Trinkwassers, welches, dank den klassischen Gourmets und völkerbeglückenden Päpsten, sorgsam aus den Sabiner- und Albanerbergen durch die Campagna hierher geführt wird — in jenen wunderbaren Aquädukten, die es dann den überall rauschenden Fontänen überlassen. Luft und Wasser sind hier so schön, daß der alte Dr. Alertz immer sagt: in Rom kann ein Krankheitsstoff sich nicht im Körper verborgen halten, er wird gewaltsam getrieben und muß ans Tageslicht.

Abends 10 Uhr.

Der römische Freitag ist ein stiller Tag; Theater sind geschlossen, das Tanzen ist bei Einheimischen bis 12 Uhr mitternachts verboten — wir sind daher zu Hause geblieben; es ist nichts Besonderes in der „Welt" los.

Rom, 4. Februar 1865.

Die hiesigen Russen machen wegen der Aufhebung der polnischen Klöster traurige Erfahrungen. Vor etwa acht Wochen hatte ich eines Abends bei Meyendorfs den Herrn Veuillot, Hauptführer der Ultramontanen, getroffen; Visconti hatte ihn dort eingeführt und Veuillot auch kein Bedenken getragen, das Haus des russischen Geschäftsträgers zu betreten, obgleich damals schon der Ukas wegen der Aufhebung der Klöster erschienen war. Nachträglich müssen ihm seine Glaubensgenossen diesen Besuch übelgenommen haben, denn eine bald darauf er-

folgte Einladung zum Diner bei Meyendorf hat er wegen eines früheren, anderweiten Engagements abgelehnt, und auf eine zweite Dinereinladung ganz kaltblütig geantwortet: qu'il ne pouvait plus aller dans une maison russe pour ne pas causer de la peine à des amis qui étaient dans le malheur. Bei Chimays vergaß dieser Glaubenseiferer sich neulich so weit, die Baronin Meyendorf nicht einmal zu grüßen; und eine Fürstin Czartoriska, eine Schülerin Chopins, die sich eben dort befand, weigerte sich, in Gegenwart einer Russin das Klavier zu berühren.

Das Arnimsche Haus entwickelt sich immer mehr. Das Diner für Monsignore Hohenlohe fiel sehr brav aus. Künftigen Dienstag speisen Bach und seine Sekretäre Ottenfels, Wolkenstein, Hübner bei uns mit Odo Russell und Franz Liszt, denen über acht Tage Antonelli, Sartiges, Campagnanos und verschiedene hohe Prälaten (Berardi, Nardi, Franchi) folgen werden. Arnims haben die Mittel, das Geschick und die Liebhaberei, Diners zu geben — also müssen diese gut ausfallen.

Abends 10 Uhr.

Soeben kehrte ich bei prachtvollstem Mondschein heim. Ich war bei Campagnanos. Dort lernte ich eine Gräfin Lovatelli kennen. Sie hatte in ihrem langen Leben niemals einen nördlicheren Himmel als den Florentiner gesehen, und fand es ganz natürlich, daß der heutige Tag (4. Februar) so warm war, wie ein Nordländer ihn im Maimonat wünschen würde. Man ist hier entsetzlich verwöhnt, und wir Fremden genießen viel mehr als die Eingeborenen die Schönheiten des Himmels, weil wir unwillkürlich Vergleiche mit unserem Klima anstellen und uns sagen: wie kalt mag es jetzt wohl Unter den Linden oder auf dem Newski-Prospekt sein!

An Festlichkeiten ist kein Mangel. Ein Ball folgt dem anderen. Der portugiesische Botschafter ließ 800 Einladungen

ergehen. Der Duca di Saldanha, welcher die Majesté très-fidèle beim Heiligen Stuhl vertritt, bewohnt einen glanzvollen Palast, den zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts der große Bramante für den Kardinal Hadrian von Corneto im Borgo Nuovo in der Nähe der Peterskirche aufführte.

Die Vollendung des Baus erlebte freilich weder der eine noch der andre: Bramante starb zu früh, und der Kardinal mußte 1517 wegen politischer Umtriebe Rom verlassen. Bevor dies Ungewitter über ihn hereinbrach, schenkte er den Palast seinem Freund, König Heinrich VIII. von England. Später haben dort die Colonnas gewohnt, dann kam der Palast in die Hände eines Grafen Giraud, er gehört jetzt Torlonia, von dem Saldanha ihn gemietet hat.

Um solche historische Erinnerungen kümmerte sich am Abend des Ballfestes wohl niemand, denn in den Bramantischen Räumen herrschte solches Gedränge, daß jeder mit der Gegenwart genug zu tun hatte. Diese wurde zur brennenden Lebensfrage, als das Souper begann, das stehend an einem langen Buffet abgemacht werden sollte und zu den furchtbarsten Unordnungen Anlaß gab. Nach einer neuern römischen Sitte sind jetzt bei solchen Festen auf den Treppen, neben den galonierten Lakaien, gemietete Sappeurs in großen Bärenmützen und hohen, weißen Schurzfellen aufgepflanzt. Das wirkt beim Eintritt zu einem Ballfest höchst komisch. Beim Buffet war aber solcher Randal, daß es gut gewesen wäre, diese Bärenmützen aus ihrer stillen Rolle als Statisten zum aktiven Einschreiten übergehen zu lassen.

Ein noch viel größeres Durcheinander erlebten wir am vorigen Montag, als der neuangekommene spanische Botschafter sein Ricevimento hielt und beim Wegfahren solches Gedränge auf der Treppe entstand, daß die Principessen, Duchessen, Ladies usw. die schrecklichsten Zertrümmerungen ihrer Toiletten erleben mußten, und sechs handfeste päpstliche Carabinieri nicht imstande waren, Ordnung zu schaffen.

Rom, 11. Februar 1865.

Seit einigen Tagen sind die Gebirge mit Schnee bedeckt, dazu macht eine scharfe Tramontana die verwöhnten Söhne des Südens ganz unglücklich. Alles läuft in den Häusern mit Kohlenpfannen herum, die Leute, die auf der Straße gehen, hüllen sich mit gewaltigen Anstrengungen in ihre Mäntel, die ebenso malerisch wie dünn sind. Unsereins zieht den nordischen Winterpaletot an und sagt sich zur Beruhigung: das alles ist doch nur Kinderspiel im Vergleich mit 20 Grad Kälte in Petersburg.

Inzwischen werden große Vorbereitungen zum Karneval getroffen, an dem sich während der letzten Jahre die ganze nationale Partei aus Mißvergnügen nicht beteiligte. Diesmal will sie ihn aber mitverherrlichen aus Freude über die Konvention vom 15. September, die neue Hoffnungen bei den Italianissimi geweckt hat.

Ein Fest jagt das andere. Am Mittwoch, den 8. d. M., war Ball in der österreichischen Botschaft, zu der 1200 Personen geladen waren. Ein Völkerfest. Die Kardinäle waren zahlreich erschienen, hielten sich aber in den Vorzimmern auf, da sie einen Ballsaal während des Tanzes nicht betreten dürfen. Auch König Ludwig I. von Bayern war dort. Als es zum Souper ging, wurde ein Saal geöffnet, in dem 40 Damen (Principessen und Diplomatendamen) speisen sollten; Herren durften sich an diesem Souper nicht beteiligen. Allein den König Ludwig wollte Bach als Perle in diesen Damenkranz fügen; doch ging er zum Leidwesen des Botschafters schon vor dem Souper fort. Man hat bis gegen 6 Uhr morgens getanzt. Da hier alle Fußböden von Stein sind, müssen sie zu einem Ball stets mit Leinwand straff überspannt werden, was dem Fremden sehr ungewohnt vorkommt.

Am Nachmittag war ein kleines Diner bei Frau von Schwartz, die sich vor vielen Jahren von ihrem rothaarigen Gatten (Rouge et Noir genannt) scheiden ließ, später bei Garibaldi als Kranken-

pflegerin war und dann ein Buch: „101 Tage auf meinem Pferde“ geschrieben hat, welches ich nicht gelesen habe. Ich fand dort noch zwei schriftstellernde Französinnen, eine steinalte Marquise de Baunes und Louise Collet. Als ich mit Liszt zurückging, erzählte er mir wieder viel aus seinem Leben. Einst — in den dreißiger Jahren — kam er von Venedig nach Wien, um Konzerte für Preßburger Überschwemmte zu geben; mit einer Empfehlung geht er zu einer hohen Dame, diese fragt ihn: „Avez-vous fait de bonnes affaires à Venise?“ — Liszt ist versteinert: „Comment, Princesse?“ — „Je vous demande, si vous avez fait de bonnes affaires à Venise?“ — Nun bricht er los: „Les diplomates et les banquiers font des affaires; moi, je suis artiste!“ Dieser sprühende Geist faßt sein eigenes Leben nur von der melancholischen Seite auf. So entschlüpfte ihm einst der tieftragische Ausruf: „Croyez-moi, la célébrité est la punition du talent, et le châtiment du mérite!“

Noch ergreifender war aber ein anderes Geständnis. Wir gingen abends nach einem von ihm herrlich arrangierten Wohltätigkeitskonzert nach Hause. Die stürmischen Ovationen für Liszt hatten kein Ende nehmen wollen. Ich sprach ihm aus, wie wundervoll es doch sein müsse, die Welt in solche Begeisterung zu versetzen. Da blieb er, noch erregt von den voraufgegangenen Beifallsstürmen, stehen, legte mir die Hände auf die Schultern und sagte mit Tränen in den Augen: „Mein Freund, glauben Sie mir, allen Jubel, alle Begeisterung würde ich hingeben, wenn ich nur einmal ein wirklich schöpferisches Werk hervorbringen könnte.“

Und das sagte der geniale Autor der wundervollsten Kompositionen! Schwebte ihm dabei der Vergleich mit den gigantischen Leistungen seines Freundes Wagner vor?

Gestern lernte ich auch die Fürstin Wittgenstein kennen, die so viel mit Liszt zusammen genannt wird; sie hat sich in Rom niedergelassen, ist sehr geistreich und amüsant. In der Besorgnis, Franz könnte der Gatte einer anderen werden,

ſetzt ſie jetzt den Vatikan in Bewegung, um Liſzt — zum Domherrn bei St. Peter ernennen zu laſſen!

Rom, 21. Februar 1865.

Wir ſtehen im Zeichen des Karnevals. Er begann am vorigen Sonnabend, den 18. Um 1 Uhr mittags läutete ihn der große Campanile auf dem Capitol ein. Man hatte gehofft, auf dem Corſo viele Masken zu ſehen; doch tags zuvor war die Rede bekannt geworden, die Louis bei der Eröffnung der geſetzgebenden Körper gehalten, und da dieſe die national-italieniſche Partei nicht befriedigt, erging noch im letzten Moment die Parole, die Italianiſſimi ſollten ſich nicht an den Karnevalsfreuden beteiligen. Die Volksmaſſen zogen freilich den Corſo auf und ab, bewarfen ſich mit Confetti und ließen ſich von den Balkons aus mit Confetti überſchütten — das war aber alles. Von den Freuden des Goetheſchen Karnevals keine Spur.

Vorigen Dienstag gab der Fürſt Doria-Pamphili ein prachtvolles Feſt, wie man es nur hier, in Roms Paläſten, ſehen kann, wo ſich die Erinnerungen der großen Vergangenheit mit dem Glanz der Neuzeit miſchen.

Die Tochter des Fürſten, die Herzogin von Rignano, die ſich in Neapel niedergelaſſen, war zum Feſt herübergekommen, verließ aber ſchon am zweiten Tage wieder Rom, wo ſie nicht gerne geſehen iſt, weil ſie in Neapel am Hof des Prinzen Humbert die Honneurs macht, ſich alſo offen zur italieniſchen Partei hält. Ihre Mutter war eine Talbot; ihr reiches blondes Haar verrät die engliſche Abkunft, während ihre dunkeln Augen echt römiſch ſind.

Heute abend gibt Sartiges einen Ball, zu dem tauſend Einladungen ergingen.

In der vorigen Woche kam Lamarmora hier durch, um ſich nach Neapel zu begeben. Der Sturmvogel hielt ſich zwei Stunden in Rom auf, nahm bei Montebello das Frühſtück

und dampfte dann mit dem Eisenbahnzuge gen Süden. Das hat den Vatikan sehr unangenehm berührt.

Die fuite triomphale des Königs Viktor Emanuel von Turin nach Florenz hatte hier zuerst große Freude verbreitet. Die hohe Geistlichkeit glaubte darin den Anfang vom Ende des italienischen Königreichs zu erkennen und schmeichelte sich mit der Hoffnung, daß der König nun bald die Villa Ruffinella bei Frascati beziehen werde, wo sein Großvater als exilierter Herrscher starb. Die Sache gewinnt jetzt einen anderen Anschein, da der von einzelnen Mißvergnügten angeregte Turiner Putsch nur beitragen wird, die Übersiedelung der Residenz nach Florenz zu beschleunigen.

Der Vatikan glaubt nur das, was er wünscht, und von der dort herrschenden Absonderlichkeit der Begriffe kommen täglich die scherzhaftesten Proben zum Vorschein. So folgendes:

Ein russischer Legationssekretär, Fürst Urussow, hatte vor vier Wochen mit einem Neapolitaner ein Duell, welches ganz unblutig in Neapel ausgefochten wurde. Der Papst haßt die Duelle, weil sie der katholischen Religion widersprechen. Er verlangte also die Abberufung Urussows von Rom, und als man ihn mit vieler Mühe vermocht hatte, von dieser harten Forderung abzustehen, stellte er doch die mildere Bedingung, daß Urussow auf 14 Tage nach Frascati oder Albano ins Exil gehe. Der Gemaßregelte ist nun mit Depeschen nach Paris geschickt, unter dem Titel eines Exils, amüsiert sich dort herrlich und wird nach Ablauf der Sühnezeit gereinigt nach Rom zurückkehren.

Rom, 28. Februar 1865.

Heute geht der Karneval zu Ende. Wenn die Pferde nach dem Ave-Maria ihren letzten Wettlauf auf dem Corso vollendet haben, folgen noch die Moccoli, und dann geht mit Mitternacht die Fastenzeit an. — Ich habe diesen Karnevals-

ſcherzen auf der Straße keinen großen Reiz abgewinnen können. Die Sache mag früher unterhaltend geweſen ſein, jetzt iſt ſie ohne Grazie. Die Nationalpartei hatte ſich übrigens noch eines anderen beſonnen und war während der letzten Tage maſſenhaft bei den Umfahrten auf dem Corſo vertreten. Confetti und Blumenſträuße wurden zahlreich aus den Wagen auf die reichbelebten Balkons geworfen; aber trotzdem ſtaubte die Politik auf die Straße ab.

Ich werde Goethes römiſchen Karneval durchleſen, um zu ſehen, wie die Sache Anno 1787 vor ſich gegangen iſt.

Vorgeſtern, Sonntag, war großes Feſt bei Aldobrandinis, deren Tochter ſich mit einem Sohn des Fürſten Maſſimo verheiratet hat. Schon vor 8 Tagen wurde dort ein Hochzeitsball gegeben, auf dem die Ehepakten unterzeichnet und dann nach hieſigem Brauch der ganzen Geſellſchaft laut vorgeleſen wurden. Die Juwelen für die Braut waren ausgeſtellt, um bewundert zu werden; ſie hat 300 000 Scudi Privatvermögen für ſich erhalten; im ganzen etwa 1 Million Taler.

Tags zuvor war Ball bei der Fürſtin Sciarra, jener Dame, die ſich vor zwei Jahren in Angelegenheiten der Bourbons im geheimen nach Neapel begab, dort aber auf ſechs Monate ins Gefängnis wanderte. Ihre ganze Exiſtenz iſt ſehr abenteuerlich. Am 23. Dezember 1849 ſtarb ihr Gatte, mit dem ſie bis dahin in kinderloſer Ehe gelebt hatte, ſo daß es bei anderen Linien der Familie Colonna (zu der die Sciarra gehören) nicht an Prätendenten für das große Vermögen fehlte. Aber plötzlich kam im Frühjahr 1850 die Kunde, daß die fürſtliche Witwe ſich in intereſſanten Umſtänden befände, und am 10. September 1850 erblickte ihr Sohn Don Maffeo das Licht der Welt!

Geſtern morgen machte ich mit Meyendorfs, Chimays und Liſzt einen Gang nach den Souterrains der Peterskirche, der dadurch beſonders intereſſant wurde, daß der kundige Visconti uns begleitete. Ich hatte ſie erſt kürzlich mit der Fürſtin

Hohenlohe besucht. Viscontis Erklärungen aber gaben der Promenade durch diese großartigen Totenkammern einen eigentümlichen Reiz.

Beim matten Fackelschein zieht man dort in den niedrigen, gewölbten Gängen umher und sieht rechts und links an den Wänden bald ein Gemälde aus der Zeit Giottos, bald gigantische Mosaikköpfe von Heiligen, hier einen mächtigen Sarkophag mit der Figur eines schlummernden Papstes, dort den Leichenstein eines Mächtigen, der sich um die katholische Kirche verdient gemacht hat, dann wieder eine Inschrift, welche eine große Tat des Papsttums verewigt. Das alles befand sich einst in der alten Peterskirche, an deren Stelle Papst Julius II. den jetzigen Dom aufzuführen begann. Diese Grotten sind, wie Visconti sich ausdrückt, ein großer garde-meuble für die wertvollsten Kunstwerke aus der alten Peterskirche, für die man im Neubau keinen passenden Platz fand, bis Paul V. sie hier in den Souterrains wie zu einem Museum zusammenstellte. Vom prachtvollen Grabdenkmal, welches Mino da Fiesole für Paul II. errichtete, stehen hier noch die schönen Basreliefs. Den Werken Giottos begegnet man zu wiederholten Malen. Mit Recht erinnerte Visconti an das Wort Dantes, der von Giotto sagt, daß er die griechische Kunst ins Lateinische übersetzt habe; denn Giotto hat den Goldgrund verlassen und zuerst an Stelle der steifen byzantinischen Heiligen jene zarten, ausdrucksvollen Madonnen auf bläulich-lichtem Grunde gemalt, die dem Verständnis der Abendwelt näherstanden als jene halborientalischen Gestalten.

Vor dem Sarkophag des großen Bonifazius VIII. standen wir längere Zeit; er ist ein Caetani, ein Angehöriger des Duca Sermoneta, der dies Grab vor mehreren Jahren öffnen ließ. Das Gewand der Marmorfigur ist geschmückt mit dem Caetanischen Wappen. Interessant ist, daß die Hände des Papstes noch kreuzweise übereinanderliegen, während die spätere Kunst dieselben falten läßt, was einen größeren Ausdruck

von Frömmigkeit verleiht und auch künſtleriſch richtiger gedacht iſt, da das kreuzweiſe Übereinanderlegen der Hände ermüdender als das Falten iſt.

Sermoneta muß überall ſeine Witze machen. Zu jener Graberöffnung ſeines Vorfahren lud er auch Torlonia (den neugebackenen Herzog) ein und bemerkte zu Visconti: „Je vais inviter ce cher Torlonia, pour lui faire voir quelque chose qu'il n'a pas dans sa famille.“

Intereſſant iſt auch der Sarkophag des Papſtes Nikolaus V. (geſtorben 1455), mit dem eine neue Phaſe in der Geſchichte des Papſttums beginnt. Er verſchaffte zuerſt jener Liebhaberei für Kunſt, Gelehrſamkeit und Luxus Eingang in Rom, der Julius II. und Leo X. wetteifernd gefolgt ſind. Er ſtammte aus einer unbekannten Familie (Sarzana), die weder Ahnen noch Wappen beſaß. Das von ihm gewählte beſteht aus den kreuzweiſe übereinandergelegten Schlüſſeln, die auch ſein Marmorkiſſen ſchmücken. Die Züge ſeines Geſichtes ſind fein, ſehr ausdrucksvoll und laſſen deutlich die hohe geiſtige Begabung des Mannes erkennen. Er trägt an zwei Mittelfingern Ringe, während andere Päpſte ſolche an den rechten Daumen geſteckt haben.

Welche Fülle von Merkwürdigkeiten birgt dies dunkle Labyrinth! Ich freue mich ſchon, in der ruhigen Faſtenzeit wieder mit Arnims hinzugehen. Uns Männern ſteht der Eintritt in den Vormittagsſtunden ſtets frei. Damen können nur mit beſonderer päpſtlicher Erlaubnis dorthin gelangen. Monſignore Hohenlohe hat eine ſolche bereits für Frau von Arnim vom Heiligen Vater erwirkt.

Vorigen Sonntag machte ich mit Arnims einen Spaziergang zum Moſes in der Kirche S. Pietro in Vincoli. Unterhalb derſelben beſuchten wir dann den Garten eines Hamburger Kunſtgärtners Richter. Man ſieht von dort links auf das Koloſſeum, rechts auf das hügelige Rom mit ſeinen Häuſermaſſen, Paläſten und Kirchen, und im Hintergrund ragt die

unvergleichliche einsame Palme (von der auch Grimm in seinem Michelangelo spricht), daneben jener malerische mittelalterliche Turm, in dem — der Tradition nach — die schöne Rosa Vanozza, die geheime Gattin Alexander Borgias, gewohnt hat. Eine romantische Umgebung, wie sie wohl wenige Gärten aufzuweisen haben. Richter hat vor 25 Jahren seine Vaterstadt verlassen und sie seitdem nicht wieder gesehen, weshalb er auch, zu meinem tiefen Leidwesen, kein Wort Plattdeutsch mehr verstand.

Rom, 10. März 1865.

So sehr mich der Karneval enttäuschte, so sehr entzückten mich die Moccoli. Sie beginnen, wenn die Pferde zum letzten Mal ihren Wettlauf von der Piazza del Popolo zur Piazza di Venezia zurückgelegt haben, bald nach 6 Uhr, mit Einbruch der Dunkelheit. Dann erscheinen plötzlich in allen Fenstern und Balkonen der hohen Häuser zu beiden Seiten des langen Corso unzählige kleine Lichter (moccoli); auf der Straße selbst, wo sich Wagen an Wagen drängt, belebt sich alles mit Flämmchen — und nun ist der Hauptwitz, daß eine Stunde hindurch jeder dem andern sein Licht auszublasen und letzterer es möglichst rasch wieder anzustecken sucht.

Das Anstecken und Erscheinen dieser Tausende von Lichtern ist Sache weniger Augenblicke — im Nu verbreitet sich der Lichterglanz über den ganzen Corso bis in die obersten Stockwerke. Die lange, schmale Straße gleicht plötzlich einem feenhaft erleuchteten Ballsaal. Hunderttausende von Flammen flackern, hüpfen, tanzen. Dabei der immer wachsende Lärm. Denn die Passion, die Lichter auszublasen oder mit Rohrstöcken bis in die unteren Etagen auszuschlagen, steigert sich von Minute zu Minute. Die Aufregung wird zur Raserei, zur wahren Orgie! Die Behendesten klettern auf die Wagen, schwingen sich auf die Laternenpfähle, auf die Balkons. Aber niemand wird grob. Alles bleibt innerhalb der Schranken des Anstandes.

Das wäre im Norden nicht denkbar. Gegen 7 Uhr merkt man, daß die Wut austobt. Ein Wagen nach dem andern verschwindet. Die Capitolsglocke gibt, wie eine Totenglocke, das Zeichen des Endes; die festlichen Lichter verlöschen — und der Corso sinkt in seine Dunkelheit zurück.

Am Aschermittwoch fand eine Feier in der Sixtina statt. Der Papst bestreut dort sämtliche Kardinäle mit Asche.

Überall ermahnt die Geistlichkeit die Gläubigen, sich zu sammeln und zum Osterfest vorzubereiten.

Das Lärmen auf den Straßen hat damit ein Ende. Aber zur Ruhe scheint die „Ewige Stadt" im Jahre 1865 nicht kommen zu sollen. Louis Napoleon hat dafür gesorgt, daß Rom gleich beim Beginn der Fastenzeit in eine Spannung und Aufregung versetzt ist, welche die einen mit freudigsten Hoffnungen, die anderen mit Furcht und Schrecken erfüllt.

Am vorigen Sonnabend, den 4. März, nachmittags 2 Uhr, begab sich der französische Botschafter, Graf Sartiges, nach dem Vatikan zum Heiligen Vater, um diesem auseinanderzusetzen, daß man sich auf eine Entfernung der französischen Garnison vorbereiten und der Heilige Stuhl allen Ernstes darauf bedacht sein möge, Vorkehrungen zu treffen, um sich nach dem Abzug des gallischen Besatzungsheeres selbst zu schützen. Das hatte man bisher im Vatikan, trotz aller Versicherungen des Grafen Sartiges und Montebellos, für unmöglich gehalten. Jetzt hat Louis mit sehr dürren Worten andeuten lassen, daß seine Truppen nicht nur nicht zwei Jahre hierbleiben würden, sondern ganz plötzlich aufbrechen könnten, denn die Konvention vom 15. September, die man hier so gern in Frage zu stellen liebte, sei eine Realität.

Der Papst, der schon seit einigen Tagen auf eine solche Drohung — von Paris aus — vorbereitet war, hat den Grafen Sartiges ruhig angehört und ihn dann beauftragt, dem Kaiser für den Schutz zu danken, welchen dieser seit fünfzehn Jahren dem römischen Stuhle habe angedeihen lassen. Er hat

mit den Worten geſchloſſen, daß er den Kaiſer zu einem längeren Bleiben nicht zwingen könne und ſich in ſein Schickſal zu fügen wiſſen werde, da er Demjenigen vertraue, der über allen Fürſten und Machthabern dieſer Erde ſtehe.

Damit iſt Sartiges abgezogen. Der Papſt hat dann geſchellt; ein Monſignore iſt eingetreten und hat den Auftrag erhalten, die Anticamera und die Guardia nobile zu entlaſſen, da Seine Heiligkeit für heute nicht mehr ausgehen würde und ſomit ihrer nicht weiter bedürfe. „Es gibt Tage," ſoll der Papſt geſagt haben, „an denen der Heilige Vater nicht ans Ausgehen denken kann, ſondern daheimbleiben muß, um zu beten!"

Dann iſt ſchleunigſt Antonelli befohlen. Dieſer hat ſich eine Viertelſtunde im Privatgemach mit dem Papſt unterhalten, iſt dann in ſeine Gemächer zurückgekehrt und hat ſieben Boten ausgeſandt, um ſieben Mitglieder des Kardinalkollegiums ſofort zum Heiligen Vater zu beſcheiden.

Bald nach dem Ave-Maria rollten ſieben Kardinalswagen über den Petersplatz. In ihnen ſaßen die Kardinäle Altieri, Patrizi, Riario, Barnabo, de Luca, di Pietro und Sacconi. Dieſe begaben ſich mit Antonelli zum Papſt und ſind nicht vor Mitternacht auseinandergegangen. Man hat hin und her überlegt, was zu tun ſei; aber man iſt zu keinem Entſchluß gelangt.

Der Heilige Vater aber hat ſich ſo echauffiert gefühlt, daß er — wie aus der Anticamera verlautet — am folgenden Tage ſtarke Mittel hat brauchen müſſen.

Man fängt im Vatikan an, wirklich zu glauben, daß Louis Ernſt machen will. Nur der Papſt kann ſich im Grunde ſeines Herzens noch nicht davon überzeugen. Alle Welt, außer ihm, ſieht ſchwarz in die Zukunft und fragt ſich: was ſoll daraus werden?

Wenn die Franzoſen abziehen, ſo geht das — wie Montebello ſagt — nicht brigadenweiſe vor ſich, ſondern die ganze

Armee verläßt mit einem Male die Stadt und das römische Gebiet. Für diesen Fall kann Pio IX. kaum hier bleiben; denn seine 7000 Schlüsselsoldaten vermögen gegen etwaige revolutionäre Bewegungen nichts auszurichten. Die nationale Partei ist über den ganzen Kirchenstaat verbreitet; alles ist organisiert. Die Notare sind bezeichnet und vereidigt, bei denen die Stimmen zum Anschluß an Italien abzugeben sind. Gestempelte Bulletins liegen fertig, auf denen die Römer nur ihre Namen einzuschreiben brauchen; so wird das suffrage universel leicht zu effektuieren sein, und an seinem Resultat zweifelt wohl niemand.

Die Weltverhältnisse gestalten sich heutzutage meist anders, als menschliche Berechnung zu erwarten pflegt. Sollten aber die Gallier Rom verlassen und dadurch Pio IX. möglicherweise zum wandernden Papst machen, der sich in Spanien oder Avignon (was Louis ihm schon längst angeboten hat) niederläßt, so könnten sich so große Veränderungen vorbereiten, nicht allein in Italien, sondern in der ganzen katholischen Christenheit, daß heutzutage ein Papst freiwillig wohl kaum diese Verantwortlichkeit übernehmen würde.

13. März.

Die Entstehung und Entwicklung der hiesigen Gesandtschaft bietet manches Interessante. Hier nur einige Notizen.

Friedrich der Große hielt am Vatikan einen Agenten in der Person des Chevalier Coltrolini, der 1762 oder 1763 starb. Zu dessen Nachfolger wurde, durch Königliches Patent vom 8. Juli 1763, der Abt Matthieu Ciofani ernannt. Der Mann scheint wenig Depeschen geschrieben und sich nur mit Angelegenheiten beschäftigt zu haben, die preußische Bischöfe und Domkapitel betrafen.

Amüsant ist, daß damals der römische Hof den König von Preußen noch nicht als König, sondern nur als Markgrafen von Brandenburg anerkennen wollte. Ob der Alte Fritz das

so ruhig hingenommen, konnte ich nicht feststellen. Jedenfalls verlangte sein Nachfolger die Anerkennung als König, und schon wenige Monate nach dem Tode seines großen Vorgängers ließ Friedrich Wilhelm II. durch Ciofani dem Kardinalstaatssekretär seiner Überraschung Ausdruck geben, daß im römischen Kalender noch immer der Markgraf von Brandenburg und nicht der König von Preußen aufgeführt werde. Bereits Papst Benedikt XIV. habe jenen Titel in einem Schreiben an die Bischöfe in Breslau und Culm gebraucht, auch anderen königlichen Herrschern ihn nicht verweigert. Ciofani erhielt zugleich den Auftrag, diese Gründe dem Papst bei sich bietender Gelegenheit mündlich auseinanderzusetzen.

1781 führte dann der römische Staatskalender zum erstenmal den preußischen Monarchen als König auf. Etwas später (1786—87) war Goethe hier. Baron Lederer, bis vor kurzem österreichischer Kommissär in Schleswig, hat früher, als er hier Legationssekretär war, im österreichischen Botschaftsarchiv einen Erlaß der Wiener Staatskanzlei aus jenen Jahren gefunden, durch welchen dem Botschafter mitgeteilt wird, daß sich ein junger Deutscher nach Rom begeben habe, der sehr freie (gefährliche) Tendenzen verfolge und daher zu beaufsichtigen sei. Das hat der gute Goethe sich wohl nicht träumen lassen, daß er bei den Österreichern in solchem Geruch gestanden!

Rom, 25. März 1865.

Außerhalb der Gesandtschaft kann man nichts vornehmen; es hagelt, Schnee liegt auf den Albanerbergen. Um den alten Caffarelli heult der Sturm und läßt alle Fenster klirren. Der Königliche Oberbaurat Nietze ist aus Berlin hier eingetroffen, um sich im Auftrage des hohen Ministeriums amtlich zu überzeugen, ob Caffarelli wirklich so baufällig ist, wie der vom Capitol in die Wilhelmstraße ergangene Schmerzensschrei Arnims angedeutet hat. Und da der wohllöbliche Herr Oberbaurat die traurigen Beschreibungen von dem innern und äußern Ver-

fall des Palastes höchst wahrheitsgetreu befunden hat, wird jetzt von ihm ein Plan zur Wiederherstellung entworfen.

Am vorigen Mittwoch, den 22., hatten wir zur Feier des Geburtstags des Königs Diner bei Arnim mit einer sich daranreihenden Soiree. Zu Tisch erschien Monsignore Hohenlohe, Baron Heintze, Haxthausen (Verfasser des bekannten Werkes über Rußland), Graf Frankenberg aus Schlesien, der Bildhauer Wolff und zwei preußische Offiziere. Und um 9 Uhr kam alles angerückt, was hier von Preußen und Deutschen, Diplomaten, Künstlern und Beamten mit der Gesandtschaft in Verbindung steht. Die Sache war sehr scherzhaft durch ihre Buntscheckigkeit, und als um $^1/_2$11 Uhr die Punschbowlen anfingen zu dampfen und dazu ein Buffet mit Berliner Pfannkuchen sich auftat, bekam das einen so heimatlichen Anstrich, daß man Capitol und Kolosseum vergaß.

Vormittags war ich mit Meyendorfs und Chimays in der Probe zu einem Konzert, von Liszt zum Besten der Armenschule arrangiert. Der Senat hatte dazu seinen Palast auf dem Kapitol eingeräumt; die päpstliche Kapelle sowie die Sänger vom Vatikan und von Maria Maggiore waren vereinigt, so daß Hunderte der schönsten Stimmen zusammenwirkten. Freilich bedurfte es solcher Musikmassen, um den Saal zu füllen. An der Wand, dem Haupteingang gegenüber, sitzt auf seinem Marmorthron Gregor XIII., in der Linken das Schlüsselpaar, die Rechte zum Segen erhoben; über dem bärtigen Antlitz schwebt die hohe Tiara. Ihm zur Seite stehen, etwas kleiner, Paul III. Farnese und Karl von Anjou, kenntlich an seiner vierschrötigen Derbheit. Vor diesen Marmorgestalten hatten sich die Sänger amphitheatralisch gruppiert, oben die Bässe als alte Garde, vorne die Knaben. Drei Flügel, mehrere Harmoniums, verschiedene Cellos und Violinen begleiteten. Manche Stücke machten gewaltigen Eindruck; auch Gregor XIII., Paul III. und Karl von Anjou schienen aufmerksam zuzuhören, besonders als die Zukunftsmusik des großen Liszt erklang. Im vorigen

Jahre veranstaltete er ein ähnliches Konzert in der neuen Kaserne, dem sogenannten Macao, dem alten Prätorianerlager, welches Monsignore Mérode, der päpstliche Waffenminister, für die Schlüsselsoldaten neu erbaut hat. Wo wird nun im nächsten Jahre das Konzert sein? Wird man 1866 in Rom noch an Musik denken?

Möglich, daß der Papst dann noch ruhig im Vatikan sitzt, möglich auch, daß er der Ewigen Stadt bereits den Rücken gekehrt hat. Der alte Alertz, der in den päpstlichen Kreisen herumhorcht, vertraute mir, daß man dort die Möglichkeit einer Übersiedlung nach der Insel Majorka ins Auge fasse; der Finanzminister habe für den Fall eines plötzlichen Aufbruchs des päpstlichen Hofes im geheimen alle Vorbereitungen getroffen, damit solchenfalls Seine Heiligkeit nicht von Geldmitteln entblößt sei.

Als vorige Woche — zur Feier des Geburtstags des kaiserlichen Prinzen — die ganze französische Garnison ausrückte und am Ponte Molle eine Revue abgehalten wurde, sagte Sartiges: „C'est la dernière représentation gratuite pour les incurables!“ — Der gute Botschafter würde dem Vatikan herzlichst eine ordentliche Lektion gönnen; geärgert hat er sich dort genug. Wie oft hat er die 280 Stufen bei der größten Hitze zu Antonelli hinaufsteigen müssen, um über die Propaganda im Ghetto zu verhandeln, die Annahme der Septemberkonvention zu empfehlen, auf Einführung der notwendigsten Reformen im Kirchenstaat, Vergrößerung der päpstlichen Armee zu dringen — alles vergeblich! Stets: Non possumus! Und jetzt zum Schluß die Enzyklika mit dem formidabeln Syllabus. Aber nun scheint Louis auch gehörig wütend zu sein, und selbst die Papalini leugnen nicht, daß „Er“ wohl etwas gegen den Heiligen Stuhl im Schilde führen könne.

Dagegen eifern andere: Vierundvierzig Päpste sind schon vertrieben und immer wieder gekommen! Pius VII. wurde ins Exil geschickt und im Triumph nach Rom zurückgeführt. Selbst

Pio IX. mußte flüchten und sitzt doch seit 15 Jahren wieder auf dem Stuhle Petri! Die römische Kirche muß ihr Oberhaupt haben, und zwar in Rom — in Rom, wo die beiden Apostelfürsten den Märtyrertod erlitten, wo nach ihnen Tausende für das Christentum kämpften und duldeten, wo alle die Gebeine dieser Glaubenshelden ruhen und heute noch in allen Kirchen als Reliquien verehrt werden.

So sprechen die Papalini. Haben sie recht? Irren sie sich? Viktor Emanuel würde die Abwesenheit des Papstes sofort benutzen, um Rom zu annektieren, und ist das einige Italien erst einmal fertig, würde dort der Platz für den päpstlichen Hof ein höchst beschränkter sein. Doch — einstweilen ist der Papst noch in Rom.

Sonntag, 26. März 1865.

Heute ist der Himmel wieder blau, die schlechten Tage sind vergessen.

Kürzlich war ich in den Thermen des Titus. Sie sind merkwürdig, weil die dortigen antiken Fresken zur Zeit Raffaels aufgefunden wurden und ihm die ersten Ideen zu seinen Arabesken in den vatikanischen Loggien gegeben haben. Da ein Teil der Thermen später wieder verschüttet ist, bildete sich die Fabel, der große Meister habe, um das Plagiat zu verbergen, diese Verschüttung angeordnet. Sie entstand aber erst bei späteren Nachgrabungen, bei denen man nicht wußte, wo mit dem Schutt bleiben, und ihn schließlich in die unteren Gänge warf.

In diesen Thermen mit ihren Hallen, Korridoren, Bädern, Sälen, Bibliothekzimmern brachte der römische Dandy seinen Tag zu, etwa so, wie die jeunesse dorée in Paris und London in den Klubs.

Mittags war ich dann mit Odo Russell bei den beiden portugiesischen Sekretären Thomar und Lobo. Ein Schweinskopf, nach portugiesischer Art zubereitet, versetzte uns durch die

Begleitung braver portugiesischer Weine in die fröhlichste Stimmung. Abends ging ich zu Meyendorfs, bei denen ich die Gräfin Berzynska traf — geborene Fuhrmann, Tochter der späteren Frau von Labenska — die schließlich in Petersburg in den ehelichen Hafen meines Freundes Evers einlief. Die Tochter, ganz italienisch gebildet, hat eine ergreifend schöne Stimme, die alle Welt bezaubert. Sie ist jetzt nach Rom gekommen, um eine Woche hindurch — wie die vornehmen Katholikinnen es häufig tun — sich in einem Kloster niederzulassen, um hier ihre Devotionen zu verrichten.

Am Tage darauf fuhren Chimays, Meyendorfs und ich mit Visconti, dem stets liebenswürdigen und geistreichen Cicerone, nach San Lorenzo fuori le mura, einer der ältesten Kirchen, die jetzt sehr geschmackvoll restauriert ist. Das Innere strotzt von den schönsten Marmorarbeiten, teils aus dem Altertum, teils aus der Zeit der Cosmaten, jener berühmten Künstlerfamilie, der die römischen Kirchen so zahlreiche Kunstwerke verdanken.

In S. Lorenzo krönte Honorius III. (1217) den Grafen von Auxerre, Peter von Courtenay, und seine Gemahlin Jolanthe zum Kaiser und zur Kaiserin des Orients. An der Wand der Vorhalle ist noch heute das alte Wappen dieses lateinischen Kaisers zu sehen.

Gleich am Eingange rechts liegt der 1256 verstorbene Kardinal Guglielmo da Lavagna in einem Sarkophag, auf dem eine altrömische Vermählung in Basrelief dargestellt ist — für einen solchen célibataire ein etwas eigentümliches Sujet!

Dienstag war Diner bei Sartiges. Ich saß in der Nähe der Fürstin Marcelline Czartoriska, die mich schon früher durch ihr wunderschönes Chopinspiel und ihr einfaches, gutmütiges Wesen sehr angezogen hatte. Ich konnte daher Raczynski nicht recht geben, wenn er seine schönen Landsmänninnen für höchst gefährliche „Hexen" erklärte. Jetzt allerdings stellt sich bei genauerer Erkundigung heraus, daß die gute Marcelline

ganz tief in den polnischen Emigrationsgeschichten steckt und sich im vorigen Jahre so weit avanciert hatte, daß sie einen Augenblick Gefahr lief, trotz aller Hinneigung des Papstes zu Polen von hier ausgewiesen zu werden. Bei vielen heißt sie daher kurzweg „la Marseillaise“. Das alles wird mich aber nicht verhindern, am nächsten Mittwoch ihre musikalische Soiree zu besuchen.

Nachmittags.

Kurz vor Weihnachten sagte Wider, er möchte mich gerne malen. Ich ging ungern an die Sitzungen, da mich Porträtieren und Photographieren furchtbar langweilt. Ich glaubte aber, es ihm nicht abschlagen zu dürfen, da ich annahm, daß er das Bild für sich machen wollte.

Vor wenigen Tagen fand ich nun in meiner Wohnung das eingerahmte Porträt nebst anliegenden Zeilen, auf der Rückseite des Bildes stand die Dedikation an meine gute Mutter. Das Ganze ist rührend freundlich von Wider ersonnen und ausgeführt.

Ich füge ein Aquarell hinzu, eine Ansicht des alten, in Trastevere gelegenen Hauses, in dessen zweitem Stock (am Bogenfenster) die schöne Fornarina (noch heute ist dort eine Bäckerei) gewohnt haben soll, die Raffael begeisterte. Das Aquarell hat ein russischer Maler Scholz auf Wunsch der Baronin Stieglitz für mich ausgeführt. In gleichem Auftrage malt er jetzt die Aussicht von meinem Zimmer im Caffarelli.

Rom, 31. März 1865.

Gestern war Overbeck bei mir, um einen Kontrakt legalisieren zu lassen, den er mit einem Kupferstecher in Dresden abgeschlossen hat. Letzterer hat ihm seine Sakramente für 10000 Scudi abgenommen, um sie in Holzschnitt oder auf andere Weise zu vervielfältigen. Da Graf Kleist, der sächsische Ministerresident, im Dezember geistig erkrankt und unsere Gesandtschaft mit der Vertretung der sächsischen Interessen be-

auftragt ist, hatte ich das Vergnügen, Overbecks Unterschrift zu beglaubigen.

In der vorigen Woche erhielt ich vom Archivar Lisch in Schwerin einen Brief mit der Bitte, ihm Abschriften einiger päpstlichen Urkunden aus dem Archiv des Vatikans zu verschaffen. Dies veranlaßte mich heute früh, dem Pater Theiner meinen Besuch zu machen, dem Beherrscher des geheimen päpstlichen Archivs. Zu dieser Schatzkammer, in welcher die kostbarsten und wichtigsten Dokumente der Papstgeschichte lagern, ist allen Sterblichen der Zutritt untersagt; nur der Heilige Vater, Antonelli und der reverendissimo padre Agostino Theiner selbst dürfen in jenes Heiligtum eindringen. Er ist ein Schlesier von Geburt, seit 1833 in Rom, ein kleines, altes, liebenswürdiges Männchen, das freilich sehr ultramontan gesinnt ist, in früheren Jahren aber doch aufs heftigste von den Jesuiten verfolgt wurde, weil diese ihm die Publikation der Geschichte Ganganellis, des Papstes Clemens XIV., nicht vergeben konnten. Theiner hatte diese Geschichte auf speziellen Befehl des jetzigen Papstes bearbeitet, um die durch Clemens angeordnete Aufhebung des Jesuitenordens (im Jahre 1773) ins rechte Licht zu stellen und alle die Verleumdungen zurückzuweisen, welche die Anhänger des Ordens und zuletzt besonders Crétineau-Joly gegen Ganganelli vorgebracht hatten. Das hat die Gesellschaft Jesu dem jetzigen Papste lange nachgetragen, dem Pater Theiner nie vergeben.

Theiner wohnt in einem Flügel des Vatikans in einem hohen alten Turm, wo früher die Sternwarte war und wo Galilei einquartiert wurde, als er hierher zitiert ward, um sich wegen seiner „Irrlehren" zu verantworten. Die Wände der kleinen Turmgemächer hat Brill mit Landschaften al fresco geschmückt; an den Plafonds sieht man überall den Drachen, das Wappen Boncompagnis, des Papstes Gregor XIII., darunter als Devise in anderen Teilen des Vatikans die charakteristischen Worte: „Vigilat" oder „non commovebitur".

Die Aussicht aus jenen Turmgemächern ist entzückend. Auf der einen Seite sieht man die Berge. Aus anderen Fenstern reicht der Blick bis zum Meer, welches selbst freilich unsichtbar bleibt; bei klarem Wetter aber, sagt Theiner, erblickt er am äußersten Horizont den Rauch der Dampfschiffe, welche nach Neapel oder Marseille steuern. Andere Fenster gehen auf den schönen Vatikansgarten, der sich sanft die Höhen des Janiculus hinanzieht und dort in ein Wäldchen ausläuft, an dessen äußerstem Ende der finstere Turm ragt, in welchem Papst Paul IV. Caraffa seine beiden Neffen, die Kardinäle Caraffa, erdrosseln ließ, weil sie eine Verschwörung gegen ihn angezettelt hatten.

Daß Pater Theiner sich in diesem luftigen Paradiese heimisch fühlt, läßt sich wohl begreifen. Aber es tat mir doch leid, von ihm zu hören, daß er Deutschland seit 1833 nicht wieder gesehen, weil es ihn dorthin nicht zurückzöge. Er fühlt, daß er sich innerlich der Heimat entfremdet hat.

Aus den Schätzen, die ihn umgaben, holte er verschiedene Folianten und Urkunden hervor, die mich elektrisierten: ein Manuskript mit schönen Miniaturen, die Geschichte der ältesten Päpste. Alexander Borgia ließ sie als Kardinal zusammenstellen. Auf dem Titelblatt ist sein Wappen, der Stier, in goldener Farbenpracht ausgeführt. Ein dicker Foliant umfaßt sämtliche Urkunden Innozenz' IV., jenes mächtigen Fieschi, Grafen Lavagna, der auf der berühmten Synode zu Lyon den Hohenstaufen abzusetzen wagte. Ein anderer Foliant besteht aus Briefen, welche dieser Papst mit dem Kaiser gewechselt hat — alles Schriftstücke, die noch nie an die Öffentlichkeit gelangt sind. In einem andern riesigen Aktenkonvolut sind alle Urkunden enthalten, welche die Päpste im vierzehnten Jahrhundert von Avignon aus erlassen haben. Das Geheimbuch, welches Johannes Burckhardt, der Vertraute und Zeremonienmeister Alexander Borgias, hinterlassen, befindet sich ebenfalls im Archiv und wird dort, nach dem Ausdrucke Flirs,

„wie ein gefangenes Teufelchen eingesperrt". Es mag schöne Geschichten enthalten, und ich hätte es gerne gesehen. Theiner sagte mir aber, daß der Inhalt nicht so entsetzlich wäre; er will nächstens etwas darüber veröffentlichen, um die Welt zu beruhigen. Borgia sei gar nicht ein so großes Ungeheuer gewesen und der Inhalt des Burckhardtschen Diariums nicht so romantisch, wie man annehme.

Dann zeigte er mir einen Aktenband — die Korrespondenz Clemens' VII. und Pauls III. mit Heinrich VIII. von England wegen dessen Ehescheidungssache. Darin sah ich Konzepte zu Briefen von der Hand Clemens' VII. und einen höchst interessanten Pergamentbrief, den Heinrich im Jahr 1536 an Paul gerichtet hat, um ihm ganz kaltblütig auseinanderzusetzen, daß, wenn er ihm nun nicht den verlangten Dispens erteile, er die katholische Kirche verlassen und sich der Reformation zuwenden werde. Paul sagte darauf: „Non possumus", und Heinrich wurde Protestant.

Ich fragte, ob nicht etwas Merkwürdiges für die Geschichte der Hansa im Archiv zu finden sei; Theiner sagte mir, daß er mit der Absicht umgehe, eine Menge Aktenstücke zu veröffentlichen, welche sich auf das vierzehnte Jahrhundert der deutschen Geschichte bezögen und auch manches für Lübeck Interessante enthielten, besonders über dessen Stellung zu Kaiser Ludwig dem Bayer.

1. April.

Gestern traf ich eine bekannte nationale Persönlichkeit: Beckerath aus Krefeld, der sich in seinen alten Tagen mit Frau und Tochter aufgemacht hatte, um Rom zu sehen. Er ist Patriot durch und durch und hat dabei in seiner kindlichen Einfachheit etwas Rührendes. Bei fürchterlichem Sturm und Regen unternahm er vorige Woche nachts die Fahrt von der Maremmenbahn nach Civitavecchia. Als ich ihn fragte, ob ihn das nicht etwas enttäuscht habe, sagte er mit erhobener Stimme, die Fahrt sei freilich nicht angenehm, aber das Ge-

fühl, an der Küste des Mittelländischen Meeres, auf altetruriſchem Boden zu fahren, habe doch etwas Begeiſterndes! Man muß die päpſtlichen Poſtkutſchen, den Zuſtand der Wirtshäuſer in Civita kennen, um ſolche romantiſche Auffaſſung eines alten Herrn richtig zu würdigen.

Bei einem Wetter, wie es jetzt hier herrſcht, iſt Rom grau und der Caffarelli noch gräulicher: verdeckte Ausſicht, knarrende Türen, klappernde Fenſter — und dann kommt ein einziger blauer Tag, und alles iſt vergeſſen!

In der „Nationalzeitung" las ich die Anzeige einer Biographie Händels von Chryſander. Ich erſah daraus, daß Händel lange Jahre in Italien war und das ſchöne Rom in ſeiner ganzen Fülle genoſſen hat. Bei dieſer Gelegenheit wurde, als Gegenſatz, an Hamburgs gefeierten Dichter, Herrn Brockes, erinnert, der nach ſeiner Rückkehr von der Apenniniſchen Halbinſel den Freunden an der Alſter erzählte: „Auch ich war um 1703 in Italien; es iſt mir aber dort nichts Sonderliches begegnet." Der Biedermann wird wohl unter ähnlichen Regenſchauern hier eingetroffen ſein, wie ſie jetzt die ankommenden Fremden beglücken.

Rom, 8. April 1865.

Seit vier Tagen iſt voller Frühling. Die Primavera, die ſo lange auf ſich warten ließ, iſt da! Auf den Gipfeln der blauen Sabinerberge blenden noch vereinzelte Schneeſtreifen, aber die Sonne brennt bereits ſo, daß auch dieſe letzten weißen Atemzüge des Winters bald ſchwinden werden. Das Albanergebirge iſt ſchon frei von Schnee — in der Campagna ſchwebt aus friſchem Wieſengrün, blühenden Gärten und Vignen ein köſtlicher Duft.

An einem der reizendſten Punkte der Campagna, der ſogenannten Roma Vecchia, fanden vorgeſtern die Frühjahrsrennen ſtatt. Man fährt einige Miglien auf der Straße nach Albano und ſteht dann auf einem Wieſengrund, umrankt von

maleriſchen Bogenreſten verfallener Aquädukte — im Hintergrund die Sabiner- und Albanerberge mit weitglänzenden Ortſchaften, links die mächtige Peterskuppel, das Wahrzeichen des neuen Roms — eine echt goetheſche Szenerie.

Auf klaſſiſcherem Boden findet wohl kein Rennen ſtatt. Auf und vor den Tribünen ſtürmiſch bewegte Menſchenmaſſen, ſo daß die Dragoner Seiner Heiligkeit Mühe hatten, die Bahn freizuhalten. Held des Tages war ein Engländer, Major Speare. Er nahm mit Bravour die Hinderniſſe. Da er ein Pferd des Fürſten Doria ritt, trug er deſſen Wappenfarben: grünweißrot — zufällig gerade die italieniſchen Farben. Als Sieger langt er am Ziel an. Rings donnernde Evvivas, Händeklatſchen, Tücherwehen — eine Demonſtration! Die Königin von Neapel, ſelbſt eine ausgezeichnete Reiterin, ſandte ihm als Zeichen ihrer Bewunderung ein Bukett. Aber die Polizei des Kirchenſtaats, die überall Konſpirationen wittert, war klüger, ſie ſuchte den Grund der Volksbegeiſterung in jenen verfänglichen Farben. Geſtern erhielt Ruſſell die Anzeige, daß ſein Landsmann aus Rom verwieſen werde. Kommt es wirklich dazu, ſo kann Speare, der ſich bei jenen Farben gar nichts gedacht haben ſoll, das bourboniſche Bukett mit in die Verbannung nehmen.

Heute abend wird das Koloſſeum beleuchtet. Wenn dieſe aufeinander getürmten Steinmaſſen, von blauem und rötlichem Licht umflutet, aus dem Dunkel der Nacht treten, iſt mir ſtets, als müßten Giganten der Vorzeit lebendig werden.

Rom, 18. April 1865.

Nachmittags geht ein Kurier nach Berlin. Ich gebe ihm ein kleines Paket mit, welches eine Schale aus Roſſo antico enthält, die für meinen guten Bruder beſtimmt iſt.

Die Oſtertage waren prachtvoll, und die Fremden, die in dieſem Jahre zahlreicher als je nach Rom pilgerten, haben die Ewige Stadt im ſchönſten Schmuck geſehen. Von Breslau,

Wien, München sind förmliche trains de plaisir oder trains de dévotion hier eingetroffen, und in der Peterskirche hörte man an den Feiertagen die verschiedenartigsten deutschen Mundarten. Wer am Ostersonntag Platz auf den Tribünen finden wollte, mußte schon vor 7 Uhr aufbrechen und bis 10 Uhr warten. Wer später kam, fand alle Plätze besetzt.

Pio IX. sah frisch und rosig aus, sang die Messe mit lauter, sonorer Stimme und denkt gewiß mit innerem Behagen an den Moment zurück, wo er von der Tribüne der Peterskirche den Segen über die vielen Tausende von Gläubigen und Ungläubigen aussprach, die ihm auf dem weiten Platze nach Beendigung der Benediktion unter dem Donner der Kanonen und dem Wirbel der französischen Trommeln ihr „Evviva" brachten. Solche Szenen liebt der alte Herr recht sehr. An den vorhergehenden Tagen waren bei den Audienzen im Vatikan Hunderte von Fremden anwesend; einmal gab es sogar eine Monstreaudienz von tausend Köpfen, die nach Nationalitäten rangiert waren.

Auf der diplomatischen Tribüne, wo der Doyen Baron Bach diesmal, wegen der vielen Zutrittsgesuche, strengere Polizei als je angeordnet hatte, befand sich ein großer dicker Unbekannter in fremder Uniform, der alle Kniebeugungen und Verneigungen so gewissenhaft wie der treueste Katholik mitmachte. Nach Beendigung der Feier stellte sich zum Entsetzen der päpstlichen Camerieri heraus, daß dieser Patron ein wohlkonditionierter Mohammedaner war, der seine Uniform angelegt hatte, um ohne Mühe auf die Diplomatentribüne zu gelangen. Diese gilt an solchen Tagen für ein wahres Paradies, dessen Pforten sich selbst höchsten Würdenträgern verschließen. Nicht einmal der regierende Fürst zur Lippe-Detmold, der in Rom weilt, durfte das diplomatische Heiligtum betreten. Er wohnte inkognito im Hôtel Serny an der Piazza di Spagna; ich hatte alle Mühe, ihn am Ostersonntag in der Peterskirche durch die Menschenmasse zu dirigieren, um ihm und seinem

Oberhofmarschall Baron Berenhorst Plätze auf einer Tribüne zu schaffen, die für voyageurs de distinction reserviert waren. Nach der Feier machte ich ihm in seinem Hotel meinen Besuch; er ist schlicht und einfach und hat für uns das besondere Interesse, daß er der einzige war, der Anno 1863 der österreichischen Einladung zum Frankfurter Fürstenkongreß nicht Folge gab.

Der katholischen Osterfeier im St. Peter ging die orthodoxe Osternacht im russischen Gesandtschaftshotel voran, zu der Meyendorf mich eingeladen hatte. In der Kapelle, die mit der Gesandtschaft in Verbindung steht, hatten sich gegen Mitternacht alle hiesigen Russen versammelt. Die Zeremonie, bei der ich nach drei Jahren wieder das alte „Gospodi pomilui" hörte, dauerte bis $1^1/_2$ Uhr früh; dann folgte ein Souper (oder Frühstück) bis nach 3 Uhr. Unter den 60 Personen waren die katholische Gräfin Berzynska und ich die einzigen Ketzer — die übrigen waren sämtlich Orthodoxe. Der Sekt schmeckte aber allen gleich gut.

Der Engländer Speare, dessen Ausweisung projektiert war, darf nun doch hier bleiben. Odo Russell hat sich scharf ins Zeug gelegt, und nachdem er den Anfang gemacht, ist auch Colonna, der Präsident des Rennkomitees, für den kühnen Reiter eingetreten. „Comité" heißt übrigens dieses Institut hier nicht, sondern „Direktorium". Warum? Weil das Wort „Comité", seit das hiesige „Nationalcomité" besteht, einen so häßlichen Klang in den Ohren der Papisten bekommen hat, daß es für ein Verbrechen gilt, sich des Wortes überhaupt zu bedienen. Die päpstliche Zensur streicht es auf Einladungskarten.

Wenn man solche Lappalien hört, sollte man nicht glauben, daß sich dicht neben ihnen große Dinge vorbereiten. Der Papst — honny soit qui mal y pense! — ist mit seinem Erzfeinde Viktor Emanuel in Privatkorrespondenz getreten, hat ihm den traurigen Zustand der Kirche in Italien geklagt und den König schließlich aufgefordert, einen Bevollmächtigten herzusenden, mit

dem die Kurie sich wegen der vakanten Bischofsitze und vieler anderer brennenden kirchlichen Fragen verständigen könne. Vor acht Tagen ist die Antwort gekommen: sofort nach Ostern soll Vegezzi, einst Justizminister unter Cavour, mit eigenhändigem Schreiben des Re galantuomo in Rom eintreffen.

Das ist ein gewaltiger Entschluß für diesen Papst der Enzyklika und des Non possumus! Aber seine ganze Umgebung ist wütend. Er hat den Schritt gegen den Rat Antonellis, gegen den Rat der Kardinäle (!) getan, und wären wir 400 Jahre jünger, würde wohl Pio IX. in den nächsten Tagen durch Gift beseitigt.

Sein Beichtvater Stella, ein schlauer Mann (verkappter Liberaler), scheint ihn überredet zu haben: er müsse der Welt zeigen, daß er in päpstlicher Machtfülle Manns genug sei, um sich und der Kirche aus der Klemme zu helfen.

Der finstere Geist, der darob durch das Kardinalkollegium geht, brütet die erstaunlichsten Pläne aus. Man will den Papst gewaltsam aus Rom fortbringen, Herrn von Sartiges Schlingen legen, seine Drohung mit Abzug der französischen Garnison benutzen, um Pio IX. schon vorher zu entfernen und ihn Viktor Emanuels Krallen zu entreißen. Aber Pio — eigensinnig — will bleiben, will mit dem italienischen Bevollmächtigten verhandeln!

Der Moment wird also immer interessanter!

Heute abend gibt Montebello einen Ball zu Ehren Persignys, der am Palmsonntag mit seiner Gattin hier eingetroffen ist.

Ostersonntag speiste ich mit dem alten Alertz bei Baron Diergardt, einem sehr scherzhaften Mitgliede unseres Herrenhauses. Morgen Diner bei Frankenberg mit verschiedenen Schaffgotschen und anderen schlesischen Magnaten.

Rom, 25. April 1865.

Heute ist hier etwas vor sich gegangen, was gewiß überall großes Aufsehen machen wird. Franz Liszt hat mittags in

der Privatkapelle des Monsignore Hohenlohe im Vatikan die Tonsur bekommen, um fortan der Welt zu entsagen und im schwarzen Priestergewande die Ruhe und Befriedigung zu suchen, die ihm sein bisheriges Leben nicht gewährt hat. Die Sache war schon lange vorbereitet. Man munkelte davon seit Monaten; nun, da die Bombe geplatzt ist, reibt sich doch jeder vor Verwunderung die Augen. Am vorigen Donnerstag, wo im Palazzo Barberini ein Konzert zugunsten eines Hospitals arrangiert war, spielte der gute Liszt noch den Erlkönig und die Aufforderung zum Tanz. Er war groß, wie immer. Das war — nach seiner Erklärung — das letztemal, daß er sich öffentlich hören ließ. Bald wird er Monsignore sein und dann vielleicht ganz andere Interessen verfolgen.

Über die Ursachen, welche ihn zu diesem Schritt vermocht haben, zirkulieren verschiedene Versionen, in denen aber immer die Fürstin Wittgenstein die Hauptrolle spielt. Einige behaupten, die Furcht, der unberechenbare Franz könne sich noch mit einem jungen Mädchen verheiraten, habe sie dermaßen aufgeregt, daß sie den ganzen Vatikan in Bewegung setzte, um durch einflußreiche Kleriker den braven Liszt zum Übertritt in den geistlichen Stand zu bewegen. Andere kehren das Blatt um und sagen, die Familie der Fürstin hätte eine Mesalliance gewittert und den Monsignore Hohenlohe, dessen Bruder der Schwiegersohn der Fürstin Wittgenstein ist, auf Liszt einwirken lassen.

Ich bin nun ungemein gespannt, den guten Liszt in seinem neuen Kostüm wiederzusehn. In jenem Donnerstagskonzert sah er angegriffen und innerlich beschäftigt aus, so daß er, als ich ihn begrüßte, nicht wie sonst seine kleinen, pikanten Witze abfeuerte.

In der vorigen Woche, als diese Geschichte Liszts hier noch nicht spielte, drehte sich Rom um Persigny und die Frage, welche geheime Mission wohl Freund „Fialin" hier auszuführen habe. Es stellt sich nun heraus, daß er etwas

Spezielles gar nicht vorgehabt hat. Aber seine Reise ist eine Informationsreise, die dazu dienen soll, dem Herrn an der Seine ein umfassendes Bild von den italienischen und römischen Zuständen zu geben. Am vorigen Sonntag ist Persigny, nachdem er sich hier Menschen und Verhältnisse scharf angesehen, nach Neapel gereist. Später geht er nach Florenz, dann nach Bologna, schließlich über Venedig nach Wien — und wenn alles Material zusammen ist — dann wird man wohl in den Tuilerien das Nötige zusammenbrauen! Kaum aber verschwindet der imperialistische Herzog am Horizont, so taucht in Rom eine neue Erscheinung auf, über deren Zwecke und Pläne die hohe Geistlichkeit sich nicht so leicht beruhigen zu wollen scheint wie über die Mission Persignys. Am Sonnabend vor acht Tagen, dem 15. d. M., ist hier nämlich in aller Stille der Unterhändler Viktor Emanuels in der Person des Herrn Vegezzi eingetroffen, der mit der Kurie über die Lage der Kirche im neuen Königreich Italien verhandeln soll. Ich hatte festgestellt, daß er sich während der Osterfeiertage inkognito hier aufhielt, dem Papst am vorigen Donnerstagabend das eigenhändige Antwortschreiben des Königs übergeben und sich in der zweistündigen Audienz der liebenswürdigsten Aufnahme seitens Seiner Heiligkeit zu erfreuen hatte.

Also ein Abgesandter dieses vielgeschmähten Königs in Rom, und sogar im Vatikan bei demselben Papst, der erst vor wenigen Monaten die ganze neue Ordnung der Dinge durch seine Enzyklika in den Bann getan. Das sind schlimme Zeichen! Die „Schwarzen" sind außer sich! Sie geben den Papst und das Papsttum verloren. „Wir gehen," meinte ein hochstehender Monsignore, „wie mir scheint, erbärmlich zugrunde und verlieren alles, aber nicht hors l'honneur, sondern die Ehre inbegriffen."

Man hatte sich so sicher gefühlt in dem „Non possumus", seit Ewigkeiten sich an das Regieren und Abduftenlassen gewöhnt, daß man diese plötzliche Nachgiebigkeit als Anfang des

Endes betrachtet und den Teufel selbst schon durch die Gänge des Vatikans schleichen sieht. Und das alles von Pio Nono, diesem Abgott der „Schwarzen"! Aber wie mir neulich jener Monsignore sagte, „der Popularitätskitzel ist wieder wach geworden beim Heiligen Vater, ganz wie Anno 1846 und 47". Der eigentliche Grund dürfte aber doch wohl die Unterhaltung sein, die am 4. März zwischen Sartiges und Pio stattfand und letzterem dermaßen in die Glieder gefahren ist, daß er in der ersten Erregung sich hingesetzt und dem Erbfeind in Turin geschrieben hat, um sich mit ihm zu verständigen.

Während diese Wolken sich um den Vatikan zusammenziehen, steigt die Sonne warm empor, und der Himmel über dem Kirchenstaat scheint blauer denn je!

Rom, 4. Mai 1865.

Als ich vor einigen Tagen schrieb, befand ich mich noch in meiner Wohnung mit der aussichtsreichen Terrasse. Seitdem habe ich diese Zimmer Frau von Arnim überlassen und einen andern Flügel des Palazzo bezogen, von wo aus ich einen ganz andern, nicht minder bezaubernden Blick habe. Trete ich auf den Balkon, liegt fast ganz Rom zu meinen Füßen. Im Hintergrund erhebt sich aus üppigem Frühlingsgrün der Janiculus mit seinen Klöstern, Kirchen und Villen; rechts ragt das Kloster S. Onofrio. Dort starb der arme Tasso — gerade als der Papst die Vorbereitungen zu seiner Dichterkrönung auf dem Capitol traf — geistesgestört, in einsamer Zelle. Seine berühmte Eiche hat der Orkan des Jahres 1843 zersplittert. Daneben dehnt sich die üppige Villa Corsini, über deren schattigen Lorbeergängen solche Stille und Ruhe schwebt, daß man sich meilenweit von der großen Stadt entfernt glaubt. Dieses Idyll bewohnte Christine von Schweden bei ihrem Übertritt zur römischen Kirche. Im Jahre 1797 bezog Josef Bonaparte, damals französischer Gesandter, den Palazzo. Am 28. Dezember sah er den Kampf der päpstlichen

Truppen mit den Republikanern, der sich in der Lungara entsponnen hatte. General Duphot erhielt an der Seite Bonapartes die tödliche Kugel. Bald darauf wurde Rom durch die französischen Truppen besetzt. Neben der Villa Corsini erhebt sich das Tor San Pancrazio, durch das die Franzosen im Jahre 1849 eindrangen. Daneben rauscht die Acqua Paola, die größte Fontana, die Papst Paul Borghese 1612 anlegen ließ, um aus dem fernen See Bracciano ganz Trastevere mit Wasser zu versorgen.

Ich könnte fortfahren zu skizzieren, was ich vom Balkon sehe. Doch genug! Der Faden der geschichtlichen Erinnerungen reißt in Rom nirgends ab; wohin man blickt, steigt die nahe oder ferne Vergangenheit bald freundlich, bald düster empor, und je mehr man in die Einzelheiten eindringt, desto bunter werden die Bilder. Da man nicht immer einen Gregorovius zur Seite hat, kehrt man selten von einem Ausgange zurück, ohne sofort nach einem Buch zu greifen.

Freitag, 5. Mai.

In der vorigen Woche bat mich die Fürstin Wittgenstein, sie zu besuchen. Die Liszt'sche Angelegenheit läßt ihr keine Ruhe. Sie erklärte mir, daß nur falsche Deutungen im Publikum zirkulierten. „Il n'a fait ce pas, ni pour échapper à un mariage, ni pour attraper le chapeau de Cardinal.“ Hätten sie sich heiraten wollen, so wäre ihnen dies — wie sie sagte — jederzeit möglich gewesen; vor vier Jahren hätten beide die Absicht gehabt, hier auch schon ein Haus gemietet, den Tag der Hochzeit bestimmt — da sei ihnen der Wunsch des Heiligen Vaters zu erkennen gegeben, nicht in Rom die Ehe zu schließen; Familieneinflüsse aller Art hätten sich im Vatikan geltend gemacht, und als gute Katholiken hätten sie dann gehorcht. Die Heiratsfurcht spielt hiernach bei Liszt keine Rolle. „Wenn er sich jetzt der Kirche widmet,“ sagte die Fürstin, „so hat er den Schritt teils aus religiösem An-

trieb, teils aus hohem künstlerischem Grunde getan — aux rois et aux princes on ne doit offrir que des fleurs qui sont cueillies dans leurs jardins.“ Die Fürstin setzte hinzu: „So will Liszt sich auch ganz in die Religion vertiefen, um der Kirche seine Kunst zu weihen.“

Da Liszt mir hatte sagen lassen, daß er mich besuchen wolle, ging ich von der Fürstin direkt in den Vatikan, wo ihm auf Befehl des Papstes eine Wohnung überlassen ist (in den früheren Appartements Hohenlohes). Ich fand ihn sehr vergnügt. Die kleine Tonsur bemerkte ich nicht. Die Verkürzung seines welthistorischen Haares stand ihm sehr gut. Er trug die lange schwarze Soutane, Schuhe und Strümpfe. Der schwarze dreieckige Hut lag auf dem Tisch. Er ist ein unbeschreiblich guter Kerl. Dabei beabsichtigt er keineswegs — wie er sich ausdrückte — der Musik zu entsagen: „Je leur montrerai ce que c'est que la musique en soutane!“ —

Der Tod des Großfürst-Thronfolgers hat die hiesige russische Kolonie in Trauer versetzt. Viele sind sofort nach Nizza geeilt. Ein großes Fest mit Musik und bengalischem Feuer, welches Miatleff in den Bädern Caracallas geben wollte, ist abbestellt. Das Rückenleiden des Großfürsten soll durch einen Sturz herbeigeführt sein, den er vor drei Jahren beim Rennen in Zarskoje-Selo getan. Infolgedessen hat sich wohl der Abszeß gebildet, den man bei der Sektion im Rückenwirbel fand. Das hat er zu spät, erst im vorigen Winter, bemerkt, als er beim Eisfahren den jüngeren Bruder, der gefallen war, aufheben wollte; beim raschen Bücken spürte er eine plötzliche Lähmung.

Vegezzi, der Abgesandte des Re galantuomo, bildet noch immer das Tagesgespräch. Er verhandelt eifrig mit dem Papst, mit Antonelli und geht jetzt nach Turin zurück, um Bericht zu erstatten. Frankreich tut so, als ob es sich gar nicht in die Sache mischt; dadurch wird die Angelegenheit scheinbar zu einer rein italienischen, und Pio Nono ist überglücklich in dem

Wahn, daß er die Franzoſen beiſeite läßt. Aber Louis hat unbemerkt ſeine Hand ſehr tief mit im Spiel ...

Rom, 26. Mai 1865.

Geſtern iſt Arnim nach Neapel gegangen, wohin ſeine Frau mit den Kindern bereits vor acht Tagen gereiſt iſt, um der hieſigen Hitze zu entfliehen. Ich werde wohl bis nach Pfingſten das Haus zu hüten haben.

Die Hitze dieſes Jahres iſt von Regenmangel begleitet. Seit dem 4. April hat es hier nur einmal geregnet, während in anderen Jahren gerade dieſe Zeit reich an befruchtenden Gewittern war. Die arme Campagna lechzt nach Waſſer und wird jeden Tag dürrer und gelber.

Vor einiger Zeit fuhr ich mit Freunden nach Caſtel Fuſano, um die Fürſtin Campagnano zu beſuchen, die dort den Monat Mai zuzubringen pflegt. Mitten im ſchönſten Pinienwald, etwa zwanzig Minuten vom Meer entfernt, liegt das mittelalterliche Kaſtell, das aber höchſtens bis Anfang Juni bewohnbar iſt; dann kommt die Fieberluft, und zugleich werden die Mückenſchwärme unerträglich, zwei Leiden, von denen in Ariccia, dem anderen Beſitz der Campagnanos, nichts zu ſpüren iſt. Für den April und Mai kann man ſich jedoch keine ſchönere Villeggiatur denken als unter den wogenden Pinienkronen Fuſanos. Das wußte auch ſchon vor achtzehnhundert Jahren des Herrn von Plinius Exzellenz, der ſich in derſelben Gegend, nur dem Meeresſtrand etwas näher, eine Villa baute, von der freilich nichts mehr übrig iſt. Nur der Rosmarin, deſſen Duft der alte Herr in ſeinen Briefen hervorhebt, hat ſich hier noch in alter Kraft erhalten. Dieſe antik-botaniſche Notiz verdanke ich dem Dr. Allertz, der ſie mir bei der Abfahrt verriet. Als ich nach dem Frühſtück mit der Fürſtin Toni in einem leichten Ponywagen, den ſie ſelbſt ſehr geſchickt lenkte, durch die Waldungen fuhr, erhob ſich plötzlich ein ſo eindringlicher Rosmaringeruch, daß ich eine halbe Minute

meine reizende Begleiterin vergaß und der Phantasie einen Ausflug à grande vitesse nach unseren alten Hansestädten gestattete, wo das edle Kraut die schönen Aalsuppen so vervollkommnet. Von dieser gastronomischen Benutzung hat der Vielwisser Plinius keine Ahnung gehabt, er schwärmt nur von dem stärkenden Einfluß, den der Rosmarin auf das Gedächtnis ausüben soll!

Am folgenden Tage fuhr ich mit Arnims, Baron Hübner (Vater), Monsignore Nardi und Visconti nach Ostia. Seit meinem vorjährigen Besuch waren neue Ausgrabungen gemacht, und Visconti wußte sie so anschaulich und geistreich zu erklären, daß wir erstaunten, als wir merkten, daß der kurze Gang drei Stunden gewährt hatte.

Am Eingangstor der Stadt stehen noch Reste des Wachthauses und des Zollgebäudes, deren Chicanen, ganz wie in modernen Städten, den ahnungslos Ankommenden zuerst begrüßten. Am Wachthause liegt eine große Marmortafel, deren runde Zeichen andeuten, daß die Soldaten darauf irgendein Spiel trieben, bei dem sie sich gegenseitig, wohl unter lautem Gelächter, jene Affen und Unzen abnahmen, an denen heute in unseren Museen das Publikum ehrfurchtsvoll vorbeizieht.

In der gegenüberliegenden Douane fand man die Gewichte zur Feststellung des Eingangszolles. Zwanzig Schritt weiter gelangt man auf einen größern Platz, noch heute dem Schutzheiligen der Stadt geweiht; der kleine Altar zeigt die Inschrift: Genio Loci.

Vorigen Dienstag hatten wir bei uns ein kleines Diner, bestehend aus Chimays, Baronin Meyendorf, Russell und Liszt. Arnim hat aus Portugal einen vortrefflichen Amontillado mitgebracht, den Liszt im Laufe des Winters mit großem Verständnis schlürfte. Sein Abbégewand verhinderte ihn auch am Dienstag nicht, diesem Sohn der europäischen Westküste alle Ehre anzutun. Nach Tisch spielte er auf Arnims schönem Bechstein etwa zwei Stunden hindurch hinreißend schön. Eine

seiner Polonaisen war unvergleichlich. Wie ein Mephisto saß er am Flügel und schleuderte triumphierend rechts und links seine dämonischen Blicke.

Tags zuvor machte ich einen großen Spaziergang mit Gregorovius durch die Villa Negroni. Sie ist das Werk des Papstes Sixtus V., jenes gewaltigen Herrn, der als Knabe bei seiner Vaterstadt Montalto die Schweine hütete und als Greis die glänzende Tiara trug, die er mit Ruhm und Glorie umgab. Als er Kardinal ward, legte er auf dem Wall des Servius und zwar auf dem höchsten Punkt (Monte della Giustizia von ihm benannt) einen Weinberg an, dem er nach seinem Geburtsorte den Namen Montalto gab. Dort ließ er ein kolossales Standbild der Minerva errichten und auf dem Fußgestell sein Wappen anbringen: einen Löwen, der in den Krallen drei Birnen (peri) trägt, eine Anspielung auf seinen Namen Peretti. Diese Minerva steht noch heute, aber die Zypressen, mit denen der Papst sie umgab, sind gefallen: mitten durch den historischen Weinberg ziehen sich jetzt die Anlagen des Zentralbahnhofs.

Rom, 30. Juni 1865.

Eine wundervolle sizilianische Reise liegt hinter mir. Wider und sein amerikanischer Bruder begleiteten mich. Letzterer lebt in St. Louis und war nach Rom gekommen, um seinen Bruder nach fast zwanzigjähriger Trennung wiederzusehen. Neapel hatte ich seit 1860 nicht besucht. Inzwischen ist es von der Höhe einer bourbonischen Residenz zur italienischen Provinzialstadt herabgestiegen, hat aber durch diesen Wechsel nichts von seiner Schönheit, seinem pulsierenden Leben eingebüßt. Da liegt nun das Schloß, von dem noch vor kurzem das Königspaar seine Blicke über den entzückenden Golf schweifen ließ — und jetzt! Beide ohne Krone, ohne Glanz im düsteren Palazzo Farnese die Tage vertrauernd. Man begreift, daß schon die Sehnsucht nach dem zauberhaften Neapel ihre Hoff-

nung auf eine Reſtauration wach erhält. Und doch — ich kann mir keine Konſtellation denken, welche das Königspaar in die frühere Reſidenz zurückzuführen vermöchte. Der Haß gegen die bourboniſche Wirtſchaft überwiegt in Neapel die Abneigung gegen das piemonteſiſche Regiment. Letzteres hat es ſchwer, dort Boden zu faſſen. Das läßt ſich nicht leugnen; aber die neapolitaniſche Antipathie gegen die Nordländer wird ſchließlich der Gewalt des italieniſchen Nationalgefühls weichen müſſen.

Am 14. nachmittags beſtiegen wir den „Corriere Siciliano", mit dem wir am folgenden Morgen in den bezaubernden Hafen von Palermo einfuhren. Der arme Goethe brauchte im Jahre 1787 fünf Tage, um auf der „Cornetta" denſelben Weg zurückzulegen, und klagt über anhaltende Seekrankheit, die er freilich benutzte, um die beiden erſten Akte Taſſos umzuarbeiten.

In der Via Butera, dicht neben dem Palais des Fürſten Butera, liegt der vortreffliche Gaſthof „Trinacria", deſſen freundlicher Beſitzer, Raguſa mit Namen, uns ein reizendes Quartier mit der Ausſicht auf den Golf zur Verfügung ſtellte.

Palermos Hauptſenſationen haben wir in drei Tagen möglichſt komprimiert auf uns wirken laſſen: die ſchöne Kloſterkirche, den wundervollen Kloſterhof in Monreale, das alte Sarazenenſchloß Ziſa, den Palazzo Reale, der nacheinander arabiſche, normanniſche, hohenſtaufiſche Herrſcher ſah. Hier hat Kaiſer Friedrich II. ſeine Kindheit verlebt. Und nun jene mit dem Palaſt verbundene Kapelle „Palatina", deren Moſaiken alles, was Rom, Venedig und das übrige Italien in dieſer Art bieten, an Pracht und Schönheit übertreffen! Endlich die große Kathedrale, wo in mächtigen Porphyrſarkophagen die Hohenſtaufenkaiſer ruhen.

Die Fürſtengeſchlechter und Eroberer, die Sizilien beherrſchten, Griechen, Araber, Normannen, Schwaben, die Anjous, dazu die Sizilianiſche Veſper, dann Spanier, Bourbons — alles rauſcht nur allzu raſch am flüchtigen Beſucher vorüber.

Dabei greifen die einzelnen Phasen ineinander, z. B. die arabische und normannische Epoche in so friedlicher Weise, daß auf Mosaiken und Säulen mancher christlicher Kirchen die Inschriften arabisch sind. Die klugen Normannenfürsten zeigten sich gegen die besiegten Araber sehr tolerant, teils weil sie deren höhere Bildung in Kunst und Wissenschaft zu würdigen wußten, teils weil sie nicht zahlreich genug gekommen waren, sich daher gezwungen sahen, der überwiegenden sarazenischen Bevölkerung tunlichst sich anzupassen.

Klima und Lage Palermos sind paradiesisch!

Einen schöneren Corso, als hier die vornehme Welt jeden Abend hält, kann man sich nicht denken. Nach Sonnenuntergang versammeln sich am Meeresstrande Hunderte von Karossen, deren herrliche, wie man sagt, Rassen des klassischen Altertums entstammenden Rosse bis zur Dunkelheit unter den Klängen italienischer Musik den Golf hinauf- und hinabparadieren, während eine vom Ufer etwas entfernter liegende schattige Allee sich mit Fußgängern füllt, welche die Equipagen, das Konzert und die schöne Damenwelt bewundern.

Vor unserer Abreise von Rom hatte man uns alle möglichen Geschichten von afrikanischer Hitze und sizilianischen Räubern erzählt. Liszt stellte mir für den Fall, daß wir gefangen würden, ein Konzert und mindestens zehntausend Scudi als Lösegeld für unsere Befreiung in Aussicht. Der alte Theiner und viele Römer erklärten es für unmöglich, im Juni die Kornkammer des alten Rom zu bereisen. Statt dessen traf ich dort die üppigste Vegetation und Farbenwunder des Meeres, des Himmels und der Gebirge, wie ich sie nie gesehen hatte.

Überfällen sollen Einheimische eher ausgesetzt sein; doch spricht man nicht gern davon. Der östliche Teil der Insel scheint von dieser Plage nicht heimgesucht. In Palermo dagegen hatte Gesindel die frühere Schwäche der dortigen Präfektur benutzt, um in Stadt und Umgegend Unfug zu treiben.

Seitdem aber Gualterio als Präfekt nach Palermo geschickt ist, hat das nachgelassen.

Da die Sizilianer unter den Bourbonen sich vom Militärdienst durch drei bis vier Millionen Piaster jährlich freikaufen konnten — für diese Summen wurden die Schweizer Regimenter in Neapel unterhalten — machte unter der jetzigen italienischen Regierung die Rekrutenaushebung anfangs Schwierigkeiten. Diese sind überwunden. Von verschiedenen Seiten versicherte man mir in Palermo, Messina und Syrakus, daß die Sizilianer sich jetzt bereitwilligst zum Dienst einfinden. Sie werden ins Hauptdepot nach Genua geschickt, von dort den verschiedenen Regimentern zugeteilt, und wenn sie nach sechs Monaten auf Urlaub in die Heimat zurückkehren, wissen sie Behandlung und gute Kost zu loben und können sich nebenbei noch rühmen, etwas von der Welt gesehen zu haben. Der wunde Punkt Süditaliens sind Kalabrien und Apulien, das eigentliche Königreich Neapel. Dort ist der Brigantaggio noch in höchster Blüte und rekrutiert sich immer von neuem aus den früheren bourbonischen Soldaten, denen sich zahlreiche heeresflüchtige Landbewohner zugesellen.

Den „beiden Sizilien", Neapel und der Insel, fehlt gegenseitige Zuneigung, obgleich beide Länder seit acht Jahrhunderten unter derselben Herrschaft standen. Der Neapolitaner hat überhaupt in Italien keine Sympathien; der Sizilianer liebt ihn so wenig, daß er in jedem Gespräch mit einem Fremden sofort durchblicken läßt, daß er mit dem Neapolitaner nichts zu tun habe.

Dr. Schubring aus Dessau, der zu archäologischen Zwecken Sizilien bereist, erzählte viel Interessantes über die Insel. Er berechnet die Zahl der verschiedenen Völkerschaften, die im Lauf der Jahrtausende sich nacheinander auf Sizilien niedergelassen, auf sechsunddreißig. Daß dadurch die Sprache sich eigentümlich ausgebildet hat, ist begreiflich.

Sonnabend nachmittag fuhren wir mit dem Schrauben-

dampfer „Milano“ nach Meſſina, paſſierten ungefährdet durch Scylla und Charybdis, die ſchöne Meerenge von Meſſina, und dampften nach kurzem Aufenthalt in der Stadt die lachende Oſtküſte Siziliens entlang.

Syrakus war der ſüdlichſte Punkt unſerer Inſelfahrt. Wider rief, um uns auf das Furchtbare unſerer geographiſchen Lage aufmerkſam zu machen, tiefſtöhnend aus: „Wir kommen immer weiter von Swinemünde weg!“

Für den folgenden Tag war eine große Arbeit zu bewältigen: die Altertümer aus den Zeiten der Macht und Größe der einſtigen Halbmillionenſtadt. Das jetzige Syrakus iſt ein Provinzneſt. Unter den Bourbonen iſt es ganz heruntergekommen. Weil der Regierung der unabhängige Sinn der Syrakuſer zuwider war, wurde der Sitz der Präfektur von dort nach Noto verlegt. Jetzt ſoll Syrakus ſie wieder erhalten.

Die Altertümer entſtammen der beſten Zeit der griechiſchen Kunſt. Hier wird einem zum erſten Male deutlich, was ſo eine alte, dicke doriſche Säule in der Welt vorſtellt. Davon haben wir in Rom nichts aufzuweiſen; Sizilien aber iſt Griechenland.

Die Latomien hat wohl niemand ohne Entzücken betreten, außer den Gefangenen, für welche Dionyſios dieſe Steinbrüche einrichtete. Heute ſind ſie in Gärten verwandelt, deren Vegetation wahrhaft phantaſtiſch iſt. Das geht noch über Italien hinaus: es iſt die ganze Pracht des Orients! Von turmhohen Felsmauern eingeſchloſſen, über die kein Staub, kein Luftzug eindringt, hat ſich hier ein Paradies gebildet — das iſt auch der Name — deſſen Felswände bald im zarteſten Roſenrot, bald in tiefem Schwarz glänzen. Durch die Öffnungen, über Zacken und Riffe der Rieſenmauern leuchtet ein wonnig blauer Himmel in den feuchten Felſengrund und zaubert hier eine Vegetation hervor, in der man ſich wie in einer Märchenwelt bewegt. Neben Feigen wuchern enorme Orangen,

an den Felswänden ranken Schlingpflanzen, unter ihnen in besonderer Pracht eine große dunkelblaue Glockenblume. Man glaubt sich in einen Garten aus Tausendundeiner Nacht versetzt.

Bei unserer Ankunft in der Stadt erzählte uns der Wirt, daß er während der Sommersaison, wo Fremde selten, seine Table d'hôte habe eingehen lassen. Wir wandten uns daher an ein Restaurant, das sich neben unserer Locanda etabliert hatte, und fanden dort nicht nur recht gute Küche, sondern zugleich Stoff zu manchen Betrachtungen. Tommaso Marconi, der Besitzer, war nämlich, wie die meisten guten Köche, ein furchtbarer Bummler, hatte in Rom, wie er sagte, in den ersten Häusern gearbeitet, war aber vor sieben Jahren aus irgendeinem verschmitzten, uns unbekannten Grunde genötigt worden, auszuwandern und seitdem in Italien herumwagiert. Zuletzt hatte er in Catania in seiner „Trattoria della bella Venezia" bankrott gemacht, sich aber für diesen Verlust dadurch zu entschädigen gewußt, daß er eine reizende Syrakusanerin, Concetta, geheiratet, mit der er nun in deren Vaterstadt sein Glück versucht. Alle diese Geheimnisse hatten wir schon nach einer Viertelstunde aus dem ganzen Wesen Concettas erraten, deren zorniges Rabbiata-Auge aussprach, daß ihr Gemahl ein „rechter Strick" sei. Dabei sorgte sie mit solcher Umsicht für die Gäste, daß man ihr deutlich anmerkte, wie sehr sie darauf bedacht war, alles gutzumachen, was Signore Tommaso durch seine Bummelei hätte verderben können. Als wir aber fragten, ob sie nicht einmal mit Tommaso nach Rom kommen wolle, rief sie mit zornflammendem Auge aus: Nicht eher, als bis Pio Nono tot ist! Tommaso hat ihr sicher aufgebunden, daß er in Rom für staatsgefährlich gehalten und bei Antonelli verdächtigt worden sei; und die schöne Concetta mag diesen politischen Heiligenschein ihres Gatten ganz gläubig mit in den Kauf genommen haben. Als die übrigen Gäste sich verzogen, faßte das junge Ehepaar Vertrauen, und nun kam ein Onkel Tommasos aufs Tapet, der in der Ripetta in Rom ein Café

besitzt und für den Wider einen sehr wichtigen Brief Tommasos mitzunehmen versprach. Der Herr Onkel soll nämlich schleunigst Geld schicken, und wenn das ankommt, wird die schöne Concetta wohl vergnügter werden.

Das Haus, in dem diese Trattoria sich befindet, gehört dem Cavaliere Landolina, dem Freunde Platens. Der Dichter starb im ersten Stock. Sein Grab liegt außerhalb der Stadt in Landolinas Garten. Das Monument ist so verfallen, daß König Ludwig von Bayern kürzlich zwei Architekten geschickt hat, um dem „deutschen Horaz", wie die Grabschrift sagt, ein neues Denkmal zu errichten.

Nicht weit davon liegen auch die berühmten — ursprünglich griechischen — Katakomben, welche sich mit ihren Straßen, Nischen, Sälen viele Meilen weit — eine große Totenstadt unter der Erde — ausbreiten. Dort fanden viele Hunderttausende von Christen ihre Ruhestätte. Neben dem Eingang birgt die kleine Kirche San Giovanni, die älteste Siziliens, eine Krypta mit byzantinischen Wandmalereien.

Am Mittwoch früh dampften wir zurück nach Catania und bestiegen eine offene Kalesche. Es war eine unvergeßliche Fahrt: links stundenlang der hohe majestätische Ätna, rechts das blaue Jonische Meer, zu dessen Strand einst jene Lava hinunterfloß, auf der nun feurige Weine gedeihen — die ganze Gegend menschenbelebt, ein lachender Garten, dessen Bewohner sich durch den Anblick des dämonischen Ätna nicht schrecken lassen, obgleich der hohe Herr immer raucht und abends manchmal einen roten Kopf bekommt; steigert sich aber seine Unruhe bis zu Ausbrüchen, so läuft die paradiesische Umgegend Gefahr, von der Lava vernichtet zu werden. Dann fliehen die Bewohner; sobald aber der tobende Feuerstrom stockt, allmählich erstarrt, entsprießen ihm von neuem die schönsten Reben, ziehen sich in bacchantischer Lust bis an den Uferrand, so daß ihre Trauben und Gewinde in die Fluten des Meeres zu tauchen scheinen.

Den Sonnenuntergang, den wir vom griechiſchen Theater in Taormina ſahen, übertraf an Pracht alles. Nach Süden ſchweift dort das Auge über das purpurne Meer bis Syrakus, im Norden bis zur Meerenge von Meſſina mit den fernen Bergzügen Kalabriens. An dieſem ſchönſten Punkt Siziliens — vielleicht der Erde — lauſchten einſt, von den Sitzen des Amphitheaters, Taorminas Bewohner den unſterblichen Worten der klaſſiſchen Dichter.

Bei Don Francesco, vom Garten der „Locanda al Timeo", hörten wir noch ſpät die vom Marktplatz herüberwehenden Klänge eines Konzerts: Verdi, Donizetti, il Baccio und zum Schluß ein Muſiktableau der Schlacht von Melazzo mit der Garibaldi-Hymne, bengaliſchem Feuer, Kanonenſchlägen und dem verhallenden dumpfen Wirbel der bourboniſchen Truppen, die den Rückmarſch antreten. Und das alles zur Vorfeier des morgigen Feſtes der Dominikaner, die unter den Ordensgeiſtlichen für die Grandſeigneurs gelten und hier auf ihre Koſten ſolche Garibaldi-Ovationen veranſtalten. Wenn das Pio Nono hörte!

Rom, 23. Juli 1865.

Arnim hat ſeit Anfang dieſes Monats eine Villa in Albano gemietet, wo ich mehrere Tage der Woche bei ihm zubringe. Frau von Arnim iſt vor drei Wochen mit den Kindern nach Tegernſee gereiſt. Er ſelbſt hat nun Urlaub erhalten und wird Anfang Auguſt Rom verlaſſen.

Ich war zwei Tage in Civitavecchia bei Meyendorf, der dort badet, während ſeine Frau in der Schweiz iſt. Als ich geſtern früh ein Seebad nahm, kam gerade der Dampfer von Marſeille an; dieſes Schiff betrachtete ich mir aber ſehr genau, denn ich ſagte mir, daß darin ein Brief von meiner guten Mutter liegen könnte. Ich hatte mich nicht getäuſcht.

Mit Meyendorf beſuchte ich Corneto, das alte Tarquinii, im Etruskerland. Auf einer kleinen eleganten Jacht, die ihm

ein Freund zur Disposition gestellt, segelten wir nach Porto Clementino. Obgleich es jetzt nur ein verfallenes, kleines Fischernest ist, war zur Landung ein von der Sanitätsbehörde in Civita ausgestelltes Attest vorzuzeigen, daß „an Bord" unsers Schiffes — wir hatten vier Mann Besatzung! — keine Epidemien herrschten!

In der Nähe sind berühmte alte etruskische Begräbnisstätten, in die man mit Fackeln hinabsteigt. Sie sind über 2200 Jahre alt, die Wandmalereien noch ganz frisch. Flötenspieler und Tänzerinnen schweben in graziösen Posen über die Wände der Grotten; man glaubt, mehr in Boudoirs als in Totengrüften zu sein.

Rom ist jetzt still; auch in Albano sind verhältnismäßig wenig Bekannte. Das Königspaar hat dort eine Villa Altieri gemietet, aber die neapolitanische Emigration ist ihnen nur sparsam gefolgt. Die Herren fangen an, die Schwierigkeit der Situation zu empfinden, während sie sich noch im vorigen Jahre zahlreich einfanden. Wie langweilig muß dies Leben für die schöne Königin Maria sein, deren einziges Vergnügen darin besteht, spät abends, gefolgt von ihrem bayrischen Stallmeister, spazieren zu reiten. Sie scheint zu leiden und fühlt wohl Sehnsucht nach ihrem schönen bayrischen Hochland.

Rom, 16. August 1865.

Arnim ist vor zehn Tagen auf Urlaub gegangen. Ich wohne nun wieder im Caffarelli. Schade, daß ich nicht durch einen Besuch aus Deutschland erfreut werde. Ich sehe mitunter nicht ein, warum z. B. mein guter Bruder nicht mit einigen Freunden hierher pilgert, nicht etwa um meine angenehme Physiognomie wiederzusehen, sondern um unter meiner Führung in 2—3 Wochen einen Begriff von dieser Stadt zu erhalten, die kennen zu lernen noch niemand bereut hat. Ich denke häufig an eine derartige unmögliche Möglichkeit und erfreue mich dann einige Minuten daran, die Exklamationen des Entzückens derjenigen zu hören, die ich mir hierher wünsche.

Letzte Nacht mußte ich ganz plötzlich nach Petersburg abreisen. Ich sah die Newa wieder, das Winterpalais, Eis, Schnee, Kopeken, Schlitten — — und alles so deutlich und bestimmt, daß, als ich beim Aufwachen sofort meine Balkontüre öffnete, ich die gute, alte Peterskuppel zweimal ansehen mußte, um mich zu überzeugen, daß ich nicht die heilige Isaakskuppel vor mir hatte, sondern das wunderschöne Rom, das sich unter dem reinsten blauen Morgenhimmel majestätisch vor mir ausbreitete. Das Erwachen war entzückend; reizend klangen die Glocken, die zur Frühmesse läuteten — ich war überglücklich, statt des geträumten dicken Pelzes an mir ein Gewand zu entdecken, dessen Leichtigkeit mich wohl verhindert haben würde, einen Petersburger Balkon damit zu betreten.

Casino Chigi, Ariccia, 28. August 1865.

Vorgestern, Sonnabend, ging ich nach gewohnter Weise hierher, um in dem reizenden Ariccia den Sonntag und den heutigen Tag bei meinen beiden netten portugiesischen Kollegen zuzubringen, die das Casino bewohnen. Und am 21. August verlebte ich sehr amüsante Stunden in Castel Gandolfo bei Pio Nono.

Gegen 1 Uhr hatte ich bei ihm eine sehr gemütliche Audienz in seinem kleinen Kabinett. Wenn er von sich selbst spricht, so tut er dies immer in der dritten Person, nicht „moi“ und „je“, sondern: „le Pape“. Also: Le Pape espère que les affaires à . . . iront bien; die Personen, die zu ihm kommen, redet er an: Mio caro, oder mio figlio, mio caro incaricato d'affari.

Nach der Audienz wird man zur Tafel geladen, die um 2 Uhr beginnt. Man versammelt sich aber schon um $^1/_2$2 Uhr, weil der Papst, der selbst nicht mitspeist, seinen Gästen vorher noch die Ehre seines Besuches schenkt. Man geht durch ein Zimmer, in welchem unter einem hohen Baldachin ein Tisch mit einem Kouvert, Brot, einer Flasche Wein und einem

Kruzifix steht; dort nimmt Pius IX. seine einsame Mahlzeit ein. Dann gelangt man in ein großes Billardzimmer, und hier erscheint der Papst gegen $1^3/_4$ Uhr, um mit seinen Gästen zu plaudern und dann auf dem Billard mit kleinen Kugeln eine Art Boccietto zu spielen.

Außer mir waren zur Tafel geladen Kardinal Roberti, ein spanischer Diplomat, der französische General Jamie und die Mitglieder der Anticamera, Monsignore Borromeo (Maggiordomo des Papstes), Monsignore Pacca (Maestro di Camera), Monsignori Talbot und Ricci (Camerieri di Mantellone). Als der Papst eintrat, machte die ganze Versammlung — Kardinal Roberti und ich ausgenommen — eine Kniebeugung. Alle die Personen, die nachher noch eintraten, verschiedene Guardi Nobili und andere Offiziere, fielen dreimal vor dem Papst auf die Knie; diejenigen, die ihm etwas zu sagen hatten, mußten auf den Knien liegen bleiben; eine Gymnastik, die besonders einem armen Ordonnanzoffizier der Dragoner in seiner dicken Uniform sehr schwer wurde.

Während des Bocciettospiels machte der alte Herr fortwährend Witze, wie er überhaupt sehr vergnügt war. Als er die letzte Kugel wegrollen ließ, sagte er: „Mon règne sera bientôt terminé." Solche Anspielungen auf die Gefahren, die den Heiligen Stuhl umgeben, macht er jetzt fortwährend, besonders seitdem man hier anfängt, ernstlich einen eventuellen Abzug der Franzosen im Herbst 1866 zu erwägen.

Um 2 Uhr empfahl sich der Papst. Wir begaben uns zum Diner. Nicht übermäßig gut. Ein Punsch à la Romaine war ausgezeichnet und der Sekt gut frappiert. Ich saß neben Borromeo, mit dem ich mich vortrefflich amüsierte. Er ist ein ganz „gerissener Junge", dem die tollsten Geschichten nachgesagt werden, so daß er bei einer etwa eintretenden Veränderung der Dinge gewiß schleunigst Rom verlassen muß. Die reizende Signora Pomponi wird dann sehr traurig sein.

Rom, 29. Auguſt 1865.

Ein Ausflug nach dem alten Anagni im Hernikerlande!

Abends gegen ſieben traf ich dort mit Dr. Helbig, einem jungen, fidelen Dresdener ein, der hier an Stelle des nach München berufenen Profeſſor Brunn Sekretär unſeres archäologiſchen Inſtituts geworden iſt. In den engen Straßen drängten ſich Tauſende von Landleuten und Bergbewohnern, die alle in Nationaltracht zum bevorſtehenden Kirchenfeſt gekommen waren. Wir fielen mitten in eine Prozeſſion, die ſich mit Kerzen und Muſik von einer Kirche zur anderen bewegte.

An Unterkommen im Wirtshaus war nicht zu denken. Doch in anderer Weiſe war bereits für uns geſorgt.

Von alters her beſtehen in Anagni zwölf Patriziergeſchlechter, welche den ſtolzen Namen der „Sterne" führen: le duodeci stelle di Anagni. Zweien dieſer Familien, den Ambroſi und Martinelli, waren wir anempfohlen. Ein Advokat Raphaele Ambroſi, von Rom mit Helbig bekannt, führte uns bei ſeinen Eltern ein, und da ein Martinelli wegen einiger archäologiſcher Schriften zum korreſpondierenden Mitglied des Inſtituts ernannt iſt, wurden wir auch von dieſer Gens ſehr freundlich aufgenommen und fühlten uns unter all den Sternen bald wie im ſiebenten Himmel.

Den Abend brachten wir mit beſagtem Martinelli zu, einem Hauptoriginal, 69 Jahre alt, aber noch ſo rüſtig wie ein Vierzigjähriger und lebendig wie der tollſte deutſche Student, ſeines Zeichens Ingenieur, Italianiſſimus, früher Offizier, in welcher Eigenſchaft er die Verteidigung Venedigs mitgemacht hat. Er ſprüht Feuer und Flamme, wenn er von den Baſtionen ſpricht, die er gegen die „Auſtriaci" verteidigt hat; dabei halb taub, ſo daß für die Unterhaltung immer die lauteſten Regiſter gezogen werden mußten.

Mit ihm unternahmen wir am folgenden Morgen unſere Wanderung in und um Anagni. Der Berg mit der Stadt liegt in einer weiten Ebene, die rundumher von den „helden-

haften" Hernikerbergen begrenzt wird. Aus der Römerzeit stehen noch Stadtmauern und Ruinen großer Bauten.

Im Jahre 1556, beim Kriege Pauls IV. Caraffa gegen Neapel, wurde die Stadt von Alba belagert. Ein Torquato Conti verteidigte sie. Aber mit Alba war nicht zu spaßen. Durch drei Breschen, die noch heute in der Mauer offen liegen, drangen die Spanier in die Stadt; der alte Martinelli zeigte uns, unter den furchtbarsten Verwünschungen gegen den „Unterdrücker der niederländischen Freiheit", zwei kolossale Steinkugeln, die sich damals verwüstend in Anagni niedergelassen hatten und jetzt friedlich in Martinellis Raritätenkabinett paradieren.

Die glänzendste Zeit erlebte Anagni unter dem Papst Bonifazius VIII. († 1303), dem großen Caëtani, der selbst von dort gebürtig war. Seine Familie gehört noch heute zu den „stelle". Er hielt dort Hof und liebte besonders das nahegelegene Anticoli, weil das dortige Wasser gegen Steinschmerzen und Korpulenz schützt. Die vom Pater Theiner herausgegebenen Urkunden nennen die Zahl der Maulesel und Führer, welche dieses Bichywasser des dreizehnten Jahrhunderts an den Hof des Papstes schaffen mußten.

Vom Palast selbst sind noch heute gewaltige Reste erhalten, in denen der alte Martinelli uns schmunzelnd herumführte. Denn in dem Frauenkloster, welches sich jetzt auf den Grundmauern erhebt, lebte vor etwa vierzig Jahren eine schöne Nonne, deren Reize den damals jugendlichen Ingenieur nicht unempfindlich gelassen, vielmehr seine Gewandtheit in der Strickleitergymnastik derartig entwickelten, daß ein hohes Klosterfenster, auf welches der greise Romeo bedeutungsvoll hinwies, doch nicht unerreichbar gewesen ...

Ein blutiges Drama sah der päpstliche Palast im Jahre 1303, als Bonifazius dort von den Colonna und dem französischen Kanzler Nogaret gefangengenommen wurde. Alle Kardinäle hatten Seine Heiligkeit verlassen. Stadt und Schloß waren genommen. Der Papst sieht sich schon dem Untergange

preisgegeben. Aber er will in großem Stile unterliegen, will als Pontifex maximus der Christenheit enden. Er läßt sich daher den Mantel St. Peters umlegen, setzt die Krone Konstantins auf sein Haupt und läßt sich, in den Händen die Schlüssel und das Kreuz, auf dem päpstlichen Stuhl nieder. So wird er von Sciarra Colonna ergriffen.

Nach wenigen Tagen wurde er freilich durch die treuen Anagneſen wieder befreit und kehrte nach Rom zurück. Aber die Szene mit Colonna hatte ihn doch stark mitgenommen. Er erkrankte, soll sich wie ein Rasender zerbissen haben, bis er endlich am 12. Oktober 1303 starb. Ein Chronist sagt von ihm: „Er war ein beherzter Sünder; er trat auf wie ein Fuchs, regierte wie ein Löwe, starb wie ein Hund."

In der schönen Kathedrale in Anagni werden noch viele Erinnerungen an diesen gewaltigen Herrn gezeigt, seine Kapelle, seine Meßgewänder — was sehr interessant war, uns aber doch nicht in die richtige mittelalterliche Begeisterung versetzte, da wir beim Eintritt in den prächtigen Dom, während unter rauschender Musik das Hochamt zelebriert wurde, die ganze schöne Welt Anagnis erblickten: die reizenden Töchter der Sterngeschlechter und die Landmädchen in den malerischsten Kostümen!

Den Schluß der Reise bildete ein furchtbar fideles Diner bei Martinelli.

Rom, 15. September 1865.

Vor einigen Tagen war ich im Gebirge, um das alte, berühmte Kartäuserkloster Trisulti und das Trappistenkloster Casamari zu besuchen. Beide Klöster liegen nicht weit von der neapolitanischen Grenze in den Schluchten, die während der Jahre 1860, 1861 und 1862 durch die Chiavones, Tristanis und Zimmermanns eine klassische Berühmtheit erlangt haben. Noch heute wimmeln sie von Brigantenbanden.

Es war daher die Frage, ob es ratsam sei, sich in jene Gegenden zu begeben. Erst in voriger Woche wurden zwei französische Maler, die sich unter Bedeckung von sechs franzö-

sischen Soldaten von Allatri nach Trisulti begeben wollten, von Briganten überfallen; zwei wurden entwaffnet und ins Waldesdunkel geschleppt, um dort erschossen zu werden. Die beiden Maler aber erhielten von den Briganten die sehr höfliche Einladung, ihnen ebenfalls dorthin zu folgen. Man sagte ihnen gute Behandlung zu für den Fall eines Lösegeldes.

Plötzlich erschallt Trommelwirbel: ein anderes französisches Detachement kommt zufällig desselben Wegs, nicht ahnend, daß nicht weit von ihnen vier Landsleute in Gefahr schweben. Gleichzeitig erschienen auf der Spitze des Berges die vier übrigen Soldaten, die den Malern mitgegeben, aber zurückgeblieben waren. Kaum werden die Briganten ihrer ansichtig, so lassen sie (in der Meinung, daß diesen Vieren das trommelnde Detachement folge) ihre Beute fahren.

Diese Geschichte wurde mir am vorigen Sonnabend noch spät abends aus dem „Café Greco", wo die beiden französischen Maler eingetroffen waren, gemeldet.

Ich hatte mich aber zum folgenden Sonntag früh mit Cartwright, einem Engländer, der seit zehn Jahren in Rom lebt, zu der Gebirgspartie verabredet, und da sich Räubergeschichten an Ort und Stelle immer viel weniger grausig ausnehmen, so blieben wir bei unserm Reiseplan.

Kardinal di Pietro hatte mir einen Empfehlungsbrief an den Prior von Trisulti mitgegeben, damit wir aufs beste aufgenommen würden. Außerdem hatte ich ein Schreiben an den Governatore von Allatri, Don Philippo Castellari.

Nachmittags standen in Allatri zwei Pferde gesattelt. Drei päpstliche Gendarmen, die Don Philippo beordert hatte, hielten am Tor, um uns zu begleiten. Zwei Pferdeführer mit dem kleinen Giovannino trugen unser Gepäck. So setzte sich die Karawane in Bewegung.

Ein schroffer Gebirgsweg, der mit jedem Miglio an romantischer Wildheit zunahm, führte uns abends in das reizende Tal von Trisulti.

Unterwegs war natürlich nur von Briganten und den Kämpfen die Rede, welche die Gendarmen oder die Franzosen mit ihnen ausfechten. Dabei ließen die Säulen des Kirchenstaats den Franzosen kein gutes Haar, was darin seinen Grund hat, daß letztere die Banden wirklich aufsuchen, sie angreifen, ihnen Proviant und Munition abschneiden — kurz ihre Pflicht tun, während die päpstlichen Truppen ganz im Geiste ihrer hohen Regierung, die in den Briganten eine Art Angriffswaffe gegen die Piemontesen erblickt, sich nur aus Notwehr zu ihrer Verfolgung anschicken. Die Briganten sind deshalb geschworene Feinde der Franzosen, während sie mit den päpstlichen Truppen auf dem besten Fuß stehen. Sie wurden sogar 1860 und 1861 im geheimen von der päpstlichen Regierung unterstützt. In Trisulti sowohl wie in Casamari waren die Depots ihrer Waffen, Uniformen und Munition; Tristani, Chiavone und die anderen Helden, die im Namen Franz' II. das Brigantenhandwerk organisierten, gingen in Trisulti und Casamari ein und aus. Die Mönche waren ihre besten Freunde, und von jenen Klöstern aus wurden die Einfälle in das neapolitanische Gebiet gegen die piemontesischen Truppen organisiert.

Endlich machten Lavalette und Goyon dem Dinge ein Ende. Eine starke französische Besatzung wurde eines schönen Morgens nach Trisulti verlegt, unter dem Vorgeben, das Kloster zu beschützen. Der eigentliche Grund war aber, die Verbindung der Mönche mit dem Brigantaggio zu verhindern. Im nahegelegenen Veroli, wo die französischen Spione eine geheime Brigantenbäckerei ausgekundschaftet hatten, wurde dieser Backofen einer würdigeren Bestimmung zurückgegeben und alles verdächtige Gesindel verhaftet.

Damit hatte das romantisch-idyllische Stilleben des Brigantaggio auf dem Gebiet Seiner Heiligkeit vorderhand ein Ende. Die Hauptführer der Banden flüchteten ins Ausland, und alle die hohen Protektoren (unter ihnen auch einige fremde Legitimisten), die bis dahin aus Begeisterung für das ange-

stammte Recht Franz' II. die Briganten geworben hatten, erhielten jetzt von Goyon und Montebello die freundliche Aufforderung, sich gefälligst mit dem Geschäft nicht weiter zu befassen.

Für diese Fahnenschwenker verflossener Ideale verbinden sich daher mit dem Namen Trisulti schöne Erinnerungen an eine Epoche, in der die europäischen Romantiker sich noch der Hoffnung der Wiederherstellung der Bourbonen durch den Brigantaggio hinzugeben wagten. Inzwischen haben die spanischen Bourbonen die neapolitanische Sache verlassen. Pio Nono ist mit dem Abgesandten des halb im Bann stehenden Viktor Emanuel in persönliche Verhandlung getreten, und Franz sitzt vereinsamt und gelangweilt in Albano. Das silberne Ehrenschild, welches die deutschen Hobereaux bei Sy & Wagner bestellt haben, wird wenig zu seiner Aufheiterung beitragen — die goldenen Tage der Hoffnung, in denen die Kartause in Trisulti eine so abenteuerliche Rolle spielte, werden nicht wiederkehren, und wenn heute der eine oder andere der Hauptdirektoren jenes Brigantendramas den Klosterhof von Trisulti wieder betritt, wird er sich einer gewissen Wehmut nicht erwehren können.

Bei Cartwright und mir war, als wir im Kloster eintrafen, von solchen Seufzern nicht die Rede: bei uns überwog der Hunger, und wir waren recht zufrieden, als der Padre procuratore des Klosters, Don Michele Duca, von dem Laienbruder, der die Küche zu besorgen hat, die Nachricht erhielt, das Souper sei fertig. Duca setzte sich zu uns, und während wir — mit Umgehung jeder Fleischspeise — das Mahl zu uns nahmen — Maccaroni, Omelette, Eier, Fruchttorten —, erzählte er uns die amüsantesten Geschichten aus der Epoche der Tristani und Chiavone.

An einer Wand des Speisesaals hängt dort das große Porträt Ferdinands II., des Königs „Bomba" von Neapel, auf welches Duca, der selbst ein geborener Neapolitaner ist, be-

deutungsvoll, wie auf das Bild eines Heiligen, hinwies. Schließlich wurde er so gemütlich, daß er aus seinem faltigen weißen Gewande einen großen Schlüssel hervorholte und dem Laienbruder einige Worte zuflüsterte. Darauf erschienen drei geheimnisvolle Gläser auf dem Tisch. Zu ihnen gesellte sich bald eine Flasche Kirschwein, in dessen Fabrikation die Kartäuser exzellieren.

Erst gegen 10 Uhr trennten wir uns. Cartwright und ich bereiteten uns zu einem langen Schlafe vor. Duca durfte sich diesen Genuß nicht verschaffen; denn um Mitternacht versammeln sich alle Kartäuser in der Kirche, um dort bis 2 Uhr früh zu singen. Bald nach 6 Uhr müssen sie sich wieder zur Messe in der Kirche einfinden.

Am andern Morgen machten wir in dem paradiesischen Tal, welches das Kloster umsäumt, einen Spaziergang mit dem Leutnant des dort stationierten französischen Detachements. Sehr weit durften wir uns aber in seiner Begleitung nicht vom Kloster entfernen, um nicht irgendeinen Brigantenhaufen durch den Anblick der verhaßten Rothose heranzulocken. Er erzählte uns, daß erst im vorigen Monat ein französischer Priester, der von Trisulti nach Casamari wanderte, trotz 14 Mann Bedeckung in San Nicola, das nur eine Stunde von Trisulti entfernt ist, von den Briganten angefallen worden sei. Ihre Zahl wäre so groß gewesen, daß die ganze französische Gesellschaft sich auf Trisulti hätte zurückziehen müssen.

Kaum hatte er von diesem Vorfall erzählt, als ein zum Kloster gehöriger Hirt vom Gebirge herabgelaufen kam mit der Nachricht, daß in letzter Nacht neue zahlreiche Banden von Neapel her die Grenze überschritten hätten und das Waldgebirge zwischen Trisulti und Casamari von Briganten wimmele.

Hätten wir alle diese Geschichten aus glaubhaftem Munde in Rom gehört, so würden wir vielleicht die Tour nicht unternommen haben. In Trisulti selbst, angesichts der Briganten, nahmen sie sich aber komischerweise gar nicht so furchtbar

aus. Man durfte den Herren eben nicht mit Franzoſen entgegengehen, ſondern mit päpſtlichen Gendarmen. Es gehörte alſo keineswegs viel Heldenmut dazu, wenn wir trotz aller dieſer Nachrichten aufbrachen, um auf dem ſchönen Gebirgswege nach Caſamari den Ritt fortzuſetzen.

Padre Duca überreichte uns beim Abſchied einen Empfehlungsbrief an den Padre Michelangelo Galluzi, den Prior des Kloſters in Caſamari. Dies menſchenfreundliche Dokument war nicht verſiegelt, und Duca riet mir dringend, es offen in meiner Taſche zu tragen. Denn falls die Briganten uns moleſtieren ſollten, wäre es gut, wenn ich ihnen ſofort das Schreiben zeigen könnte. Daraus würden ſie erſehen, daß wir nicht Franzoſen, ſondern Deutſche ſeien. Die Bemerkung war ſehr naiv. In ſolchem Falle würden alſo die Gendarmen, Gewehr bei Fuß, nichts gegen die Briganten unternommen, ſondern ſich auf den Schreibebrief Ducas verlaſſen haben. Dazu brauchten wir eigentlich die bewaffnete Macht nicht mitzunehmen. Doch ſie war nun einmal da, und um 1 Uhr brachen wir mit ihr und den drei Gepäckträgern auf.

Unſer nächſtes Ziel war San Nicola — ein kleines ärmliches Dörfchen, von Triſulti aus deutlich zu ſehen — doch durch eine ſo tiefe Schlucht vom Kloſter getrennt, daß wir dort erſt nach einer Stunde anlangten. Von San Nicola geht der Weg durch ſchönen Wieſengrund, an deſſen linker Seite ſich über die Höhen der Wald (Macchia) hinzieht, von deſſen ſchrecklichen Räubern uns der Hirt ſo viel vorgeſtöhnt hatte.

Wir mochten etwa eine halbe Stunde geritten ſein, als unſere Gendarmen plötzlich anhielten und aufmerkſam ein menſchliches Weſen beobachteten, welches ſich an dem etwa eine Viertelſtunde von uns entfernten Saum des Waldgebirges bewegte. „C'è una sentinella dei briganti!“ Nachdem wir dieſes intereſſante Faktum feſtgeſtellt hatten, zogen wir unbekümmert des Weges weiter. Der Vorpoſten war in der Waldkuliſſe verſchwunden.

Wenige Minuten später fiel ein Schuß hoch oben auf der Spitze des Gebirges, gleich darauf erhob sich an verschiedenen Stellen der Macchia ein Summen und Schreien, das mehrere Minuten andauerte, und nur von zahlreichen Menschen herrühren konnte. Die Ursache war folgende: der Vorposten war zurückgeeilt, um die nächsten Kollegen vom Nahen der Reisenden und päpstlichen Gendarmen zu unterrichten. Diese Mitteilung war binnen 10 Minuten durch die Vorpostenkette bis ins Hauptquartier hoch oben auf der Spitze des Gebirges gelangt. Der Schuß war das Signal und sollte die verschiedenen Banden warnen. Unseren drei Gendarmen konnte ja schließlich eine größere Waffenmacht folgen — und nun waren alle die Zampas, Fradiavolos, Rinaldo Rinaldinis, und wie sie sonst heißen mögen, plötzlich in hellster Aufregung, was bei solchen Operntenören und Barytons natürlich nicht ohne stimmliche Anstrengung, die wir in der Ferne gehört, abgehen konnte.

Inzwischen setzten wir unsern Weg fort; bald hatten die Briganten nichts mehr von uns zu befürchten.

Um 6 Uhr abends trafen wir in Casamari ein, einem Bau aus dem dreizehnten Jahrhundert. Neben der Kirche liegt ein schön gewölbter Konventsaal.

In dem Prior, Galluzzi mit Namen, fanden wir einen rüstigen Greis von siebzig Jahren, der uns aufs freundlichste aufnahm und rührend um Entschuldigung bat, wenn wir hier nicht alles so elegant und reich fänden wie in Trisulti. Denn die Piemontesen hätten vor einigen Jahren schrecklich in Casamari gehaust und das ganze Kloster geplündert, weil es „aus reiner Nächstenliebe" den Briganten Unterstützung gewährt habe.

Das Kloster ist eine Trappistenstiftung, die Tracht die der Kartäuser: lange, weiße, wallende Gewänder, kahlgeschorener Kopf, die Bärte möglichst lang. In der Nahrungsweise sind die Trappisten weniger streng als die Kartäuser. Letztere dürfen weder Fleisch noch Geflügel essen, nur Fisch und Krickenten, weil diese sich ausschließlich von Fischen nähren, ferner

Eier, Mehlspeisen, gebackene Frösche, Schildkröten usw. Nicht einmal in Krankheitsfällen dürfen die Kartäuser Bouillon genießen. Das aber darf, wie Pater Galluzzi triumphierend hervorhob, der Trappist. Wird dieser krank, so bekommt er kräftige Suppen. Bekanntlich dürfen die Trappisten nur eine Stunde nach dem Pranzo und nach der Cena miteinander reden, natürlich — wie Galluzzi hervorhob — nur geistliche Unterhaltungen. Den ganzen übrigen Tag tiefes Schweigen — es sei denn, daß Geschäfte sie zum Sprechen nötigen, wie z. B. Galluzzi selbst eine große Redseligkeit entwickelte, weil er uns die Honneurs des Klosters machen mußte.

Nach dem Ave-Maria versammelten sich die Mönche — etwa dreißig an der Zahl — im Konventsaal, wo eine Predigt vorgelesen wurde. Dann, gegen $7^1/_2$ Uhr, zogen sie in die Kirche, deren matte Erleuchtung durch vier Lampen wundersam wirkte. Gespensterhaft setzten sich alle diese weißen Gestalten im Halbkreis um den Chor und stimmten die Complet an, die am Schluß des Tages gesungen wird.

Leise verhallt der Gesang.

Plötzlich tritt ein Mönch in die Mitte der Kirche, zieht an einem Glockenstrang, und unter lautloser Stille der Anwesenden dröhnen dreimal drei Glockenschläge dumpf durch den düsteren Raum. Dann kehrt die geisterhafte Stille zurück ... am Hochaltar werden zwei Kerzen entzündet. Brausender Orgelklang erschallt, die Mönche stimmen das „Magnificat", den Lobgesang der Madonna, an.

Nachdem die letzten Töne in den Wölbungen der Kirche verhallt sind, gehen die Mönche in ihre Zellen, um zu schlafen. Gegen 2 Uhr früh müssen sie wieder auf sein, um in der Kirche die Matutinen zu singen, die bis 4 Uhr dauern. Um 5 Uhr ist dann die Frühmesse.

Als wir spät abends durch die Korridore schritten, an deren Seiten sich die Zellen der Mönche befinden, standen alle Türen halb offen. Der Trappist darf nicht bei geschlossener Tür

schlafen, letztere muß halb offen stehen, damit der Prior jeden Augenblick zu ihm kommen kann. Ist die Tür geschlossen, so kommt Bruder Trappist in Strafe.

Dienstag früh 7 Uhr ritten wir ab. Galluzzi hielt uns noch eine kleine politische Rede über das Glück der preußisch-österreichischen Allianz, die er als eine wahre Providenza für Europa bezeichnete.

In Alatri besichtigten wir die prachtvollen Zyklopenmauern, die, nach Cartwrights Ansicht, den Vergleich mit der Schatzkammer des Atreus in Griechenland aushalten. Dann Diner beim Governatore, abends 6 Uhr in Rom. Dort erfuhren wir, daß Pio Nono am 13. zur Stadt gezogen ist. Es soll ihm wieder einmal nicht gut gehen.

Rom, 27. Oktober 1865.

So ruhig der Sommer war, so geschäftig ist der Herbst eingetreten. Man fühlt sich hier einmal wieder in der Nähe einer großen Weltkrisis, die ganz fabelhaft interessant ist, aber sehr gründlich studiert sein will, und daher die ganze Zeit in Anspruch nimmt.

Der Sturz Mérodes ist höchst dramatisch. Sechs Jahre hat der alte, gute Antonelli daran gearbeitet, um diesen belgischen Günstling des Papstes aus dem Sattel zu heben. Er widerstand immer und spielte Seiner Eminenz sogar den Streich, ihm seinen Vertrauten, Herrn Fausti, polizeilich abholen und einsperren zu lassen, weil derselbe Hochverrat getrieben haben sollte. Jetzt endlich hat die Stunde geschlagen. Mérode ist beim Papst angeschwärzt, hat Schulden gemacht, die er nicht sofort bezahlen konnte — und vor 14 Tagen ist Antonelli im Auftrage Seiner Heiligkeit zu ihm gefahren, um ihm den Wunsch des Papstes auszudrücken, daß er seinen Abschied nehmen und auf Reisen gehen möge, um seine Gesundheit wiederherzustellen. Das muß eine höchst pikante, dramatische, pittoreske Szene gewesen sein: der vornehm kalte, pompöse

Antonelli (mit der Glut der Vendetta im Innern) Don Mérode gegenüber, um diesem Feinde, der ihn sechs Jahre gequält, sein Todesurteil vorzulesen.

Auf solches Geschäft wollte aber Mérode sich nicht ohne weiteres einlassen. Er sagte: „Ich gehe nicht freiwillig; will der Papst sich meiner entledigen, so mag er mir Entlassung schicken, aber um Abschied bitten — das tue ich nicht.“ Auf diese Art hielt er Antonelli und Rom acht Tage hindurch in Atem. Man fürchtete, daß inzwischen die alte Zuneigung des Papstes wieder zum Durchbruch kommen könne. Genug, die Spannung war sehr groß. Wenn die Journale schon am 16. Oktober ihn als „entlassen“ bezeichnen, so haben sie sich alle geirrt. Die Entlassung ist erst heute vor acht Tagen, am 20. Oktober, abends 9 Uhr, erfolgt. Denn der Papst ist nicht weich geworden, hingegen von Antonelli gehörig bearbeitet und gehetzt. Am 22. hat Mérode das Kriegsministerium verlassen und ist in die Gemächer übergesiedelt, über die er als Domherr von St. Peter und Cameriere segreto des Papstes im Vatikan verfügen kann.

Das ist wieder eins der Ereignisse, die man im Vatikan vor drei bis vier Monaten für unmöglich hielt. Jetzt aber fühlen die Herren doch die Krisis herannahen. Die Franzosen ziehen ab; das hat Sartiges ihnen zu deutlich gesagt: „La Convention sera exécutée jusqu'à la dernière lettre.“ Jetzt glauben sie es allmählich. In einem verhängnisvollen Moment aber einen Mann wie Mérode zum Mitarbeiter haben, der leidenschaftlich, planlos und voller Vorurteile ist, das wollte Antonelli nicht länger. Mérode wäre imstande gewesen und hätte mit seinen 8000 Schlüsselsoldaten einen Weltskandal angefangen, nicht aus Heroismus, sondern aus Tollheit. Also — er mußte fallen, und Antonelli steht als Sieger da, der nun, da der Gegner zu Boden geworfen, nur von den Verdiensten spricht, die jener sich um den Heiligen Stuhl erworben. —

Vier Wochen hindurch war Delbrück (ein sehr interessanter Mensch) und Stolberg hier. Letzterer hatte das Schild für Franz II. gebracht. Mit beiden war ich sehr viel zusammen.

Arnim ist noch immer nicht zurück, und deshalb haben mich die obigen Geschichten doppelt beschäftigt.

Nach Arnims Rückkehr werde ich wohl meinerseits an Urlaub denken.

1866

Berlin, 13. Januar 1866.

Geſtern ſpeiſte ich bei Arnims (Boitzenburg); abends Tee bei der Königin mit Ligne und Radziwills.

Es war nahe daran, daß ich heute zurückexpediert wurde, weil Wichtiges für Florenz vorlag. Bismarck hat aber — zum Erſtaunen der Geheimräte — die Rückſicht genommen, mich noch hier zu laſſen und einen Feldjäger zu ſchicken. Er hat gemeint: „Ich glaube nicht, daß Schlözer gern Tag und Nacht reiſen wird; alſo kann er noch hierbleiben.“ Heute wurde bei Eulenburg mit Prinz Friedrich Karl und ſeinem ganzen Stabe viel, viel Sekt getrunken.

Vorgeſtern abend Soirée musicale beim König. Montag abend kleiner Tee bei der Königin. Sonntag zwei Stunden beim Kronprinzen und Kronprinzeß.

Geſtern abend bei Bismarck, ſehr gute Zigarre mit ihm geraucht. Heute abend nochmals bei ihm.

Rom, Sonnabend, 27. Januar 1866.

Den Sonnabend brachte ich in Wien bei Werthers zu, dampfte Sonntag früh weiter über den Semmering, Nabreſina, Padua nach Florenz, wo ich den ganzen Tag mit dem netten Uſedom verlebte.

Geſtern früh langte ich in Rom an. Hier iſt wunderbares Maiwetter. Alle Fenſter meiner Wohnung ſind geöffnet, die weite Landſchaft grüßt mich mit ihren maleriſchen Ruinen im zarteſten Morgenrot.

Es gibt nur eine Campagna!

Der Präsident Debrosses, der ein sehr feiner, geistreicher Kopf war, dachte freilich anders darüber. „Savez-vous," schreibt er, „ce que c'est que cette campagne fameuse? C'est une quantité prodigieuse et continue de petites collines stériles, incultes, absolument désertes, tristes et horribles au dernier point. Il fallait que Romulus fût ivre quand il songea à bâtir une ville dans un terrain aussi laid."

In so empörender Weise wurde die gute Campagna Anno 1739 verleumdet.

Rom, 21. Februar 1866.

Die Tage nach der Ankunft hatte ich schrecklich viel zu tun und eine Menge amtlicher Geschäfte zu erledigen, die auf meine Ankunft gewartet hatten. Dazu kam, daß ich den jungen Erbprinzen von Weimar vorfand, der sich hier seit November v. J. als Graf Ettersburg aufhält und von der Königin (seiner Tante) mir dringend ans Herz gelegt war. Er ist jetzt nach Neapel gereist. In seiner Begleitung befindet sich Professor Kuno Fischer aus Jena, dessen Bekanntschaft mich sehr interessierte.

Bei dem fortgesetzten Frühlingswetter bin ich trotz der Geschäfte eigentlich den ganzen Tag im Freien, denn mein Schreibtisch steht so dicht am offenen Fenster, daß ich, selbst beim Arbeiten, mich in der frischen Luft befinde.

Gestern hatten wir ein sehr amüsantes Diner bei Hohenlohe, dem Großalmosenier des Papstes, im Vatikan, mit Monsignore Graf Lichnowsky, Kanonikus des Hochstiftes zu Olmütz (Bruder des 1848 ermordeten Fürsten Felix Lichnowsky), und Liszt, der bei Hohenlohe wohnt und wieder wunderbar spielte. Vor dem Essen zeigte Hohenlohe uns die päpstliche Münzen- und Medaillensammlung, die fast alle papalen Medaillen von Martin V. (Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts) bis auf unsere Tage enthält. Als wir in die Gegend Gregors XIII. kamen, der 1572 auf die Pariser Bluthochzeit eine Verherrlichungsmedaille prägen ließ, suchte ich sofort dies Kabinett-

stück, entdeckte aber eine Lücke, woraus ich sah, daß man sich jener Tat jetzt schämt. Ich unterließ aber nicht, Lichnowsky auf diese Lücke aufmerksam zu machen, und er ist ein viel zu amüsanter Mensch, als daß er nicht sofort den Münzmeister beauftragt hätte, die verborgene Bartholomäus-Medaille aus ihrem Versteck herauszuholen.

Liszt studiert jetzt hier seine Dantesymphonie ein, die in den nächsten Tagen zur Aufführung kommen soll. Es ist, wie alle seine Sachen, volle Zukunftsmusik, die den Italienern nicht so recht ins Ohr gehen will. Er hat daher viele Mühe mit dem Einstudieren, und die Musiker sagen: „Non si capisce niente."

Das Haus Meyendorf, wo ich so viel verkehrte, wird sich nun wohl leider bald schließen, da er wahrscheinlich binnen kürzester Zeit wegen eines heftigen Auftrittes mit Pio IX. am 26. Dezember v. J. abberufen werden wird.

Einen brillanten kostümierten Ball gab Borgheſe während des Karnevals, wenige Tage nach meiner Rückkehr. Der Luxus und Geschmack, der sich dort entwickelte, verlieh dem Fest einen besondern Reiz. Viele Kostüme nach Familienbildern aus dem fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert: ein Malatesta, ein Bolognetti-Cenci, der Duca di Sora, der Principe Santa Croce erschienen in damaliger malerischer Tracht. Fünf Damen hatten einen eigenen Kommissionär nach Paris geschickt, um von dort ihre Kostüme zu beziehen. Letztere trafen am Tage vor dem Ball in Civitavecchia ein, fanden aber bei der dortigen Douane solche Schwierigkeiten, daß die fünf Unglücklichen bis zwei Stunden vor Beginn des Balls noch in Ungewißheit schwebten, ob sie ihre teuer erkauften Kostüme erhalten würden. Im letzten Moment kamen diese noch an und waren natürlich Gegenstand allgemeinsten Interesses.

Rom, 27. März 1866.

Schon im vorigen Jahre glaubte ich, daß der Fremdentrubel nicht größer werden könne als damals zu Ostern;

aber ich habe mich geirrt; in diesem Jahre geht es hier doch noch toller her als Anno 1865. Die Menschen kommen zu Hunderten, darunter viele Landsleute, von denen ein jeder etwas aufzufinden weiß, was Arnim, mich oder unsern Kanzlisten in Tätigkeit setzt.

Ich machte kürzlich eine ganz reizende Tour mit Lichnowsky nach Perugia, Foligno, Spoleto, Assisi, von der ich wieder unvergeßliche Eindrücke mitgebracht habe. Je mehr man von diesem wunderbar schönen Land sieht, desto lieber wird es einem. Jede Stadt, der kleinste Flecken, ein jedes italienische Mölln, Wittenberge, Ratzeburg hat seine schöne, interessante Kirche, seine schönen Gemälde, irgendeinen interessanten Palazzo und daneben die schönsten Landweine, Mandeln, Feigen, Fische, Wallnüsse, Öl, kurz alles, um selbst einen Gourmet wie Lichnowsky an den Fasttagen zufriedenzustellen.

Heute früh ist Frau Passini, die Tochter Warschauers, hier gestorben; das ist nun schon die zweite Tochter, welche die Bedauernswerten innerhalb zwei Jahren verlieren.

Eine Anzahl sehr angenehmer Reisender verschiedener Art (z. B. die Fürstin Sanguszko mit ihrer reizenden Tochter) nehmen meine Zeit jetzt sehr in Anspruch: Landpartien, Soireen, Diners. Was ist das Leben hier schön! Zumal jetzt, wo die Luft mit Orangenduft erfüllt ist und die ganze Natur ihre glänzendste Frühjahrspracht entfaltet.

Rom, 2. Juni 1866.

Wir richten uns hier allmählich zum Sommer ein. Von der Hitze spüren wir freilich noch nichts, aber die Fremden ziehen ab, und die sommerliche Stille senkt sich auf Roms Straßen.

Anfang Mai machte ich mit meinen französischen und österreichischen Kollegen eine Partie nach dem Schlosse Caprarola, einer Besitzung des Königs Franz, welches der Kardinal Alexander Farnese im sechzehnten Jahrhundert durch den berühmten Architekten Vignola in einer der schönsten Gegenden

der Campagna aufführen ließ. Es ist jetzt, wie alle Besitzungen der Bourbonen, verödet; nur selten kommen Reisende in diese verlassene Gegend, um die schönen Fresken zu bewundern, die an den Wänden und Wölbungen der hohen Säle die Großtaten der Farnese verherrlichen.

Vor acht Tagen war ich mit einer russischen Damen- und Herrengesellschaft (Bobrinskys, Stroganoffs, Tolstoys) im Schlosse Bracciano, einem Prachtbau des Mittelalters am See gleichen Namens, wenige Tage später mit Tolstoy und dem Principe Teano in Cisterna, einem Gut des letzteren, am Eingang der Pontinischen Sümpfe, wo die Briganten so keck sind, daß wir immer mit einem Gefolge von 12 bewaffneten Forstwärtern und päpstlichen Gendarmen ausreiten mußten. In der Nähe liegt das melancholisch-romantische Ninfa, eine Ruinenstadt, die von ihren Bewohnern im vierzehnten Jahrhundert, nach dem schwarzen Tod, verlassen ist und deren Türme, Mauern, Häuser und Kirchen jetzt malerische Ruinen sind, von jahrhundertealtem Efeu umrankt.

Rom, 24. Juni 1866.

Dein Geburtstag naht, meine teure Mutter, und an dem Tage möchte ich nicht bei Dir fehlen, um Dir meinen herzlichsten Glückwunsch zu sagen und Dir von neuem auszusprechen, wie tief ich von dem Gefühle durchdrungen bin, daß ich Dir und unserm teuren Vater die Grundlage alles dessen verdanke, was bisher das Glück meines Lebens gebildet hat, und wie ich mir keine Zukunft denken kann, in der mich die Überzeugung verlassen sollte, daß Eure Liebe der eigentliche Glücksstern meines Lebens gewesen ist.

Wenn ich Dir von diesen Gefühlen seit meiner Abreise seltener als gewöhnlich äußere Beweise gab, so suche dafür, ich bitte Dich herzlichst, eine freundliche Entschuldigung in der innern Unruhe, in der ich hier im Vorgefühl der politischen Ereignisse Wochen und Monate verlebt habe.

Es ist schwer, in der Fremde zu sein, wenn so ernste Dinge in Deutschland vorgehen!

Rom, 1. August 1866.

Daß meine Gedanken jetzt meist in der Heimat sind, brauche ich nicht erst zu sagen. Wieviel habe ich meines guten Bruders gedacht, der durch den Krieg in solche Trauer versetzt ist. Gottlob, daß wenigstens Schönings Verwundung, wie Du schreibst, nur eine leichte ist!

Es ist eine schwere Zeit für den einzelnen wie für das Ganze.

Rom, 20. September 1866.

Vor drei Wochen reiste Frau von Arnim nach Deutschland, und acht Tage darauf folgte ihr der Gatte; sie gedenken Ende künftigen Monats hier wieder einzutreffen.

Hier leben wir in Erwartung der Dinge, die für die nächsten Monate über das Papsttum verhängt sind. Die Franzosen werden uns ohne Zweifel bis zum Dezember verlassen. Einstweilen steht alles den Ereignissen ratlos gegenüber. Der Papst verläßt sich ganz auf den Schutz des Himmels und tut nichts. Inzwischen stockt hier alles, in den Finanzen herrscht eine Geldverlegenheit, aus der kein Ausweg zu finden ist. Nun, das Jahr 1866 hat noch drei volle Monate, und die nächste Zeit wird uns vielleicht noch wunderbare Dinge auftischen. Wenn die Welt einmal in eine so riesige Bewegung gebracht ist, so darf man auf vieles gefaßt sein.

Rom, 13. Oktober 1866.

Die mächtige Umwälzung, die seit dem 3. Juli d. J. in Europa eingetreten ist, macht sich auch in Rom fühlbar: nur wenige Europäer und Amerikaner werden dies Jahr Mut und Lust haben, sich hier niederzulassen. Vielleicht kommen einige Engländer in der Hoffnung, einer Katastrophe beizuwohnen. Pferde und Lazarettgegenstände der Gallier werden schon verkauft.

Eine tragische Erscheinung bildete für Rom acht Tage hindurch die Kaiserin Charlotte von Mexiko, welche hier in voriger Woche irrsinnig wurde. Sie litt schon seit längerer Zeit an einer Monomanie, der Furcht, vergiftet zu werden.

Montag voriger Woche kam die Krankheit zum Ausbruch. Die Unglückliche hatte seit zwei Tagen nichts genossen, weil sie alle Speisen im Hôtel de Rome, welches sie bewohnte, für vergiftet hielt. Bei einer Ausfahrt am Sonntag hatte der Hunger sie so überwältigt, daß sie in einer kleinen Straße den Wagen verließ, sich bei einer Händlerin einige Maronen kaufte und damit dann in den Wagen zurückstieg, um sie dort in der Stille zu genießen.

Am Montag früh 8 Uhr erschien sie beim Papst, um ihm ihr Leid zu klagen. Der alte Herr war auf diesen Frühbesuch einer Dame gar nicht vorbereitet, hatte außerdem für den ganzen Vormittag Audienzen und Konferenzen angesetzt. Die Arme wollte sich aber nicht abweisen lassen und wurde in die kleine Privatbibliothek des Papstes geführt. Hier erschien Pio Nono nach einiger Zeit, ließ die Kaiserin sich ausklagen und bestellte ihr dann ein Frühstück, welches die Kranke gestärkt hat. Als der päpstliche Kammerdiener die Speisen auftrug, hat die Kaiserin ihn aber doch scharf angesehen und gefragt: Ob er auch Gift hineingetan habe? Der arme Mensch, dem die ganze Situation dunkel war, hat nicht gewußt, was antworten. Bis zum Abend blieb Charlotte im Vatikan; dann überredete man sie, nach dem Hotel zurückzukehren. Hier angelangt, überfiel sie solche Furcht, daß sie sofort umkehrte, in den Vatikan zurückeilte, dort Monsignore Borromeo (Oberhofmeister Seiner Heiligkeit), der schon halb entkleidet war, sprechen wollte, um vor den Papst zu gelangen. Letzteres war ganz und gar gegen die Etikette des Vatikans; aber ein Schlafzimmer ließ Borromeo der Kaiserin doch einrichten.

Das war am Montag. Ebenso ging es Dienstag und die folgenden Tage. Der arme alte Papst hatte keine Ruhe vor

der Kranken, die allein in ihn Vertrauen setzte. Sie ging in ihren Ansprüchen so weit, daß sie bei einem Frühstück, welches sie gemeinschaftlich mit dem Heiligen Vater einnahm, ihr Brot in seine Milch tauchen wollte; das scheint ihm aber doch etwas zu stark gewesen zu sein, und er soll sich das verbeten haben. Dagegen mußte er ihr seinen Becher schenken, da sie sich fürchtete, fremde Gläser zu gebrauchen; den Becher nahm die Kranke mit und trat später auf dem Petersplatz an eine der schönen Fontänen, um ihn dort zu füllen.

Bei Antonelli hat die Kaiserin vier Stunden gesessen, ihm geklagt, sie wolle Krone, Diamanten, ihren ganzen Besitz opfern, wenn ihr Sicherheit des Lebens gewährt werde. Ihr Arzt, ihr Sekretär und ein Kammerdiener seien so gefährlich, daß sie wünsche, diese Menschen zu internieren. Antonelli hat natürlich die härteste Strafe für die Genannten in Aussicht gestellt, alle drei wurden dann in einem anderen Hotel untergebracht, und so gewann die Kaiserin die Überzeugung, daß die Giftmischer in schweren Ketten schmachteten.

Am 9. Oktober ist die Unglückliche mit ihrem Bruder, dem Grafen von Flandern, der hierher telegraphiert war, und in Begleitung zweier Nonnen, zu denen sie Vertrauen hegte, nach Miramare abgereist. Man hat in ihrem Schlafzimmer ein Dutzend Gegengifte gefunden, die sie wohl schon seit Wochen in kleinen Dosen gebraucht hat. In ihren stundenlangen Selbstgesprächen soll der Name „Louis Napoleon" häufig vorkommen. Gegen den Galantuomo scheint sie starke Malice zu fühlen. „Pasquino" sagte schon vor zwei Jahren, als das Kaiserpaar hier anlangte, um sich in sein abenteuerliches Kaiserreich zu begeben:

Massimiliano, non ti fidare
Del „Timeo Danaos" ti ricordare
Torna al Castello di Miramare!

Anfangs November wird hier König Ludwig von Bayern erwartet. Als kürzlich jemand dem Herzog von Sermoneta sagte, es sei doch eine Glorie für den Papst, alle diese Fürsten

und Fürstinnen nach Rom pilgern zu sehen, wo sie sich vor Seiner Heiligkeit beugten — antwortete Sermoneta mit sarkastischem Seufzer: „Sono gli ultimi vetri della lanterna magica."

19. Oktober.

Gestern hatte ich einen Brief von meinem Freunde Odo Russell, der mir annonciert, daß eine ganze Kolonie von englischen Staatsmännern herkommen will, um zu sehen, wie sich im Dezember die Geschichte des Papsttums gestalten wird. Gladstone, Clarendon, Granville, Argyll, Cardwell, Palmer, Grey werden hier alle am 13. und 15. Dezember auf dem Corso spazieren gehen, um zu sehen, wie die Ewige Stadt sich ohne die gallische Garnison und ohne die Trikolore ausnehmen wird, unter deren Schutz sie sich siebzehn Jahre hindurch so sicher gefühlt hat.

Auch Franz II. und Königin Maria von Neapel denken jetzt an die Abreise. Sie hatten gehofft, bei den jüngsten österreichisch-italienischen Friedensverhandlungen gleich den übrigen vertriebenen italienischen Fürsten berücksichtigt zu werden. Da sie nicht Habsburger sind, hat Kaiser Franz Josef sich nicht veranlaßt gefühlt, ein gutes Wort für sie einzulegen. Man ist daher im Palazzo Farnese wütend auf Österreich. Noch in den letzten Tagen des Juni dieses Jahres glaubte man dort und im Vatikan, daß innerhalb vierzehn Tagen Benedek in Berlin und Erzherzog Albrecht in Florenz stehen würden; so hatte Hübner prophezeit; dann sollte Deutschland, Italien und eigentlich die ganze Welt wieder auf den Standpunkt vor 1848 zurückgebracht werden. Als aber Monsignore Berardi am 4. Juli abends dem kranken Antonelli die Nachricht von Sadowa brachte, rief die Eminenz zitternd aus: „Casca il mondo!"

Rom, 10. November 1866.

Es treffen hier doch mehr Fremde ein, als ich ursprünglich glaubte. Auch der Porträtmaler Gustav Richter mit seiner

Frau, gebornen Meyerbeer, befindet sich hier. Er speiste vorige Woche bei mir mit Liszt, der nach Tisch unvergleichlich schön — zu Ehren der Tochter Meyerbeers — über Akt IV der „Hugenotten" phantasierte.

Rom wird jetzt mit jedem Tage interessanter. Jeder Mensch hat das dunkle Gefühl, daß wir dicht vor einer Weltkatastrophe stehen.

Kürzlich verlebte ich zwei Tage mit Lichnowsky bei Kardinal Hohenlohe in seiner schönen Villa d'Este in Tivoli. Wenn man in die Hofhaltung eines solchen Kirchenfürsten sieht und die Verehrung betrachtet, die ihm von allen Gläubigen entgegengebracht wird — dann fragt man sich unwillkürlich, ob all diese Herrlichkeit auch gesichert ist gegen die Stürme, welche über den Kirchenstaat hereinzubrechen drohen.

Der brave Giacomo Antonelli, den ich noch kurz vor Arnims Rückkehr besuchte, war nach einer längeren Krankheit wieder ganz wohl und verschafft sich durch den unschuldigen Genuß von Eselsmilch — wie er mir triumphierend erzählte — die nötige Kraft — vielleicht um beim ersten Schuß sofort durchzubrennen. Denn er ist hier politisch gehaßt wie keiner. Ich habe mir deshalb auch von ihm die anliegende Photographie mit seiner Unterschrift erbeten.

Heute früh ist unser alter Dr. Alertz gestorben.

Rom, 17. November 1866.

Mehr und mehr Fremde treffen ein, ganz wie in früheren Jahren — ein Leben und Verkehr, als ob die Franzosen gar nicht abmarschieren wollten, die Italiener nicht daran dächten, das Kapitol zu besetzen.

In der vorigen Woche langte der alternde König Ludwig von Bayern an und bezog seine malerische Villa Malta. Die Anwesenheit dieses Mäzens berührt vor allem die Künstlerkreise.

In der Gegend des Marcellustheaters, auf dem sich im Mittelalter das Schloß der Savelli erhob (jetzt den Orsini

gehörig) liegt in der kleinen, engen Via dei Savelli ein Weinhaus mit der Inschrift: All'antica e rinomata osteria della Campana. Dort soll Goethe seine Abende zugebracht und die Bekanntschaft der Schönen gemacht haben, die in seinen römischen Elegien vorkommen.

Lord Clarendon ist hier und macht dem Papst und den Kardinälen seine Besuche, um sich als großer Staatsmann aufzuspielen. Er bringt aber in seinen Unterhaltungen mit anderen Menschenkindern so viel Trivialitäten zum Vorschein, daß er in diplomatischen Kreisen als Schaumschläger entlarvt ist. Um über die römische Frage mitreden zu können, genügt es wahrhaftig nicht, drei Wochen an der Piazza di Spagna im Hôtel Serny gewohnt zu haben.

Liszt sehe ich nach seiner Rückkehr recht häufig. Vorigen Montag besuchte ich ihn in seinem Kloster auf Monte Mario, seinem Sommerquartier. Als Hohenlohe Kardinal wurde und seine Wohnung im Vatikan aufgeben mußte, hatte er Liszt nach dessen Eintritt in den geistlichen Stand dort einige Zimmer eingeräumt. Ich besuchte Liszt mit einem Herrn von Gise, Hauptmann im 31. Infanterieregiment, der ihn von weitem früher in Weimar gekannt; und der gute Franz war denn auch so liebenswürdig, sich an seinen schönen Bechsteinschen Flügel zu setzen und sofort eine Hymne zu spielen, die Gounod an die heilige Cäcilie gerichtet und die nun Liszt, wie er sagte, „etwas arrangiert" hat. Das war wieder wunderbar schön; Donnergeroll, zartes Harfenspiel und Melodien, die zum Himmel stiegen.

Gise hat bei Sadowa und Gitschin solche Anstrengungen und Aufregungen durchgemacht, daß er mir noch auf der Fahrt zu Liszt geklagt hatte, er könne die Schönheiten Roms nur ahnen, nicht ruhig genießen. Als er aber die Hymne hörte, meinte er, das sei eine Anregung, die einmal wieder sein ganzes Inneres belebe.

Morgen speise ich mit Liszt, Arnim, Monsignore Bellegarde,

Lichnowsky, Gozze und Hübner bei Hohenlohe. Der Koch des guten Kardinals ist nicht immer in geistreicher Laune und macht häufig gastronomische Schnitzer; aber die morgende Gesellschaft kann doch sehr amüsante Momente haben. Es ist auf Hübner abgesehen. Dieser — seit Januar hier k. k. österreichischer Botschafter — leidet an einer furchtbaren Hochmutskrankheit, sobald Etikettenfragen aufs Tapet kommen. Als er hier von seiner Urlaubsreise vor etwa 14 Tagen eintraf, war Arnim bereits seit einer Woche wieder hier. Die Frage war nun die: wer von beiden soll den ersten Besuch machen? Hübner als der später Angekommene, oder Arnim als der dem Botschafter im Range Nachstehende? Sollte der letztere Umstand den Ausschlag geben, so könnte Arnim mit Recht verlangen, daß Hübner ihm seine Ankunft anzeigte, z. B. durch Zusendung einer Visitenkarte. Die verhängnisvolle Karte erschien aber nicht, weil — wie ich ganz konfidentiell vom Botschaftsrat Palomba erfuhr — Alexander Hübner die köstliche Theorie aufstellt, daß, da er im August auf Urlaub gegangen sei, ohne sich durch Zusendung von p. p. c.-Karten beim diplomatischen Korps zu verabschieden, er nun auch nicht nötig habe, seine Ankunft durch Kartenzusendung anzuzeigen, vielmehr sich so stellen könne, als sei er gar nicht verreist oder nur etwa auf dem Lande gewesen. Er setzt dabei voraus, daß kein Mensch während seiner Abwesenheit die Zeitungen gelesen und daß niemand von den fehlgeschlagenen Versuchen gehört, die er in Wien gemacht, um auswärtiger Minister zu werden. Nun laufen Arnim und Hübner schon seit 14 Tagen in Rom herum, ohne sich besucht und gesehen zu haben; und da sie bis jetzt auch noch nicht am dritten Ort irgendwo auf neutralem Gebiet zusammengetroffen sind, so will der gute Hohenlohe morgen eine Gelegenheit herbeiführen, damit Preußen und Österreich wieder zusammenkommen. Wir wollen sehen, wie beide sich behandeln werden. Es ist doch scherzhaft, welch winzige Ideen während großer Weltfragen diese Diplomaten

bewegen, von denen man noch so häufig wähnt, daß sie furchtbar wichtige Leute sind!

Nachdem die venezianischen Feste beendet, spielt sich Florenz auf, den König brillant zu empfangen. Das ist so recht das Element der Herren Italiener: Feste und Triumphe trotz der beiden Niederlagen von Custozza und Lissa, die ihnen immerhin Venedig eingebracht haben, ganz so, wie sie durch die Siege der Franzosen bei Magenta und Solferino die Lombardei erhielten! Jetzt schreien sie nach Rom und Südtirol und bringen den armen Louis Napoleon fast zur Verzweiflung, so daß er neulich ausgerufen hat: „Il ne leur manquerait qu'une troisième bataille perdue pour qu'ils me demandent encore Paris!" Aber sie verstehen das Schreien ganz vortrefflich in allen Tonarten, und wenn Moll und Dur in den Tuilerien nicht anschlagen wollen, dann lassen sie die Spitze des Dolches blicken, erinnern Louis an seine Versprechungen und Gelöbnisse aus der Zeit seiner Carbonarischaft — und dann muß der arme Kerl alles tun, was sie wollen.

Als ich am Montag vom Monte Mario zurückkam, wohnte ich dem Begräbnis des alten Alertz bei, der auf dem Camposanto dicht neben der Peterskirche bestattet wurde. Der Kirchhof ist seit altersher für deutsche Katholiken reserviert. In der Totenkapelle sang die deutsche Brüderschaft ihre mittelalterlichen Litaneien. Dann wurden den Anwesenden brennende Kerzen verabreicht, und so bewegten wir uns zur Grabstätte. Das Dämmerlicht, die brennenden Lichter, die schwarzen Kutten der Confratres unter den ernsten Zypressen des Friedhofs, im Hintergrund die majestätische Peterskuppel, dazu die Totengesänge — alles machte einen eigentümlich ergreifenden Eindruck.

Rom, 23. November 1866.

Unter den hier angekommenen Fremden befindet sich auch Adolf Stahr mit seiner Gattin Fanny Lewald. Er hat in Berlin eine schwere viermonatige Lungenkrankheit durchgemacht,

die er hier zu heilen sucht. Ich hatte die geistvolle Schriftstellerin seit einer Soiree, die Thereſe Bacheracht vor Jahren in Berlin gab, nicht wiedergesehen. Sie sprach gestern mit großer Freundschaft von Thereſe und zeigte mir einen Ring, den diese als achtzehnjähriges Mädchen in Marienbad vom König Jérôme erhalten, nachdem dieser sich vergeblich um ihre Hand beworben. Diese ganze Geschichte war mir unbekannt; sie soll damals daran gescheitert sein, daß Jérôme einesteils zu alt, andernteils ein Napoleonide war, mit dem der alte Struve als gewiegter Diplomat nicht eine Allianz eingehen wollte, die vermutlich im Winterpalais übel aufgenommen und ihm in seiner Laufbahn störend geworden wäre. —

Die hiesigen Dinge sind so brennend interessant, daß man sich fast gar nicht um das Ausland bekümmern mag. In früheren Jahren war jeder, der von Paris, Berlin, London, Wien hierher zurückkehrte, eine wichtige Persönlichkeit, die über hundert Punkte Auskunft geben mußte. Wenn Odo Russell oder Montebello oder Bach oder Sartiges auf ihren römischen Posten zurückkehrten, so war das jedesmal eine Art Ereignis. Man erfuhr dann, was Paris, London, Wien über die Septemberkonvention, über die römische Frage dachte. Jetzt sind die Nachrichten, die der Fremde mitbringt, ohne Wert. Die römische Frage ist in ein Stadium getreten, wo der Einfluß des Auslandes aufhört; man gibt sich auch weder in London noch in Paris noch in Wien irgendwelche Mühe, darüber nachzudenken, sondern fragt einfach, was in Rom selbst geschehen wird. Die guten Ratschläge, die man der hohen Kurie gab, sind verstummt; die Franzosen ziehen ab; an eine Vereinigung einzelner Großmächte zur Vermittelung glaube ich nicht; die Theorie der Interventionen ist einstweilen ad acta gelegt, da jede Macht genug bei sich zu Hause zu tun hat; in England ist ein Tory-Ministerium, welches für den Papst noch weniger tun will als selbst die Whigs getan haben, die ihm durch Odo Russell im Jahre 1862 wenigstens die Aus-

ſicht eröffneten, ihn in Malta gaſtlich aufzunehmen; das katholiſche Öſterreich iſt ſchwerkrank; Spanien gleichfalls; Rußland wegen der polniſchen Hetzereien böſe auf Pio Nono; Preußen unentſchieden; bleibt nur Louis, der — vielleicht unbewußt — mit dämoniſcher Gewalt auf den Sturz des Papſttums hinarbeitet.

In Rom ſelbſt, im Vatikan, geſchieht inzwiſchen gar nichts. Man ſpricht von Vorbereitungen zur Flucht des Papſtes; dann wäre ich nur neugierig, wohin er ſich wenden will. Und wenn der alte Herr wirklich auf Reiſen ginge — es wäre ein ſchwerer Schlag für das Papſttum.

An der Piazza Farneſe, rechts von dem ſchönen Palaſt Farneſe, dem architektoniſchen Meiſterwerk Michelangelos, liegt eine kleine Kirche, die der heiligen Brigitte geweiht iſt. Dieſe Brigitte iſt nicht zu verwechſeln mit der irländiſchen Heiligen, die, um den irdiſchen Anfechtungen zu entgehen, Häßlichkeit vom Himmel erbat und erhielt. Ihre Namensſchweſter ſtammte vielmehr aus Schweden, lebte in Rom zur Zeit der heiligen Katharina von Siena, während des Avignonſchen Exils, und ſtarb hier 1373. Ihre Leiche wurde damals auf Wunſch der frommen Skandinavier nach Schweden geſchafft; im Archiv zu Chriſtiania (oder Upſala) liegt das Original des Paſſes, den der römiſche Senat für die Überführung von hier nach Schweden ausſtellte. Dieſe Heilige hat damals verſchiedene ihrer Viſionen zu Papier gebracht, die Anno 1606 unter Paul V. in Rom als „Revelationes Sanctae Brigittae“ gedruckt ſind. Im lib. VI c. 74 ſagt ſie:

„Vidi in Roma a Palatio Papae prope St. Petrum usque ad castrum St. Angeli et a castro usque ad domum St. Spiritus et usque ad ecclesiam St. Petri quasi quod esset una planities et ipsam planitiem circuibat firmissimus murus, diversaque habitacula erant circa ipsum murum. Tunc audivi vocem dicentem: Papa ille qui Sponsam suam ea dilectione diliget, qua ego et amici mei dileximus eam, possidebit hunc locum

cum assessoribus suis, ut liberius et quietius advocare possit consiliarios suos."

„Ich sah in Rom vom Palast des Papstes bei Sankt Peter bis zur Engelsburg, und von der Engelsburg bis zur Kirche Sankt Spiritus und bis zum Petersdom, als wäre es eine einzige Fläche, und diese Fläche wiederum umzog eine sehr starke Mauer, und diese Mauer war von verschiedenen Wohnungen umgeben. Und ich vernahm eine Stimme: „Derjenige Papst, welcher die ihm Angetraute (die Kirche) ebenso inbrünstig liebt, wie ich und meine Freunde sie geliebt haben, der soll mit seinen Beisitzern diesen Ort einnehmen, um zwangloser und ungestörter seine Ratgeber berufen zu können."

Die Punkte, welche die Heilige angibt, nämlich Vatikan, Engelsburg, Hospital S. Spirito und Peterskirche, sind gerade diejenigen Teile, welche die sogenannte „Leonina" bilden, also das Stadtviertel Roms, auf welches man jetzt den Besitz des Papstes einschränken will, wenn letzterer seiner weltlichen Macht entkleidet würde.

Die Vision also, welche Brigitte vor 500 Jahren gehabt, trifft merkwürdig mit den Wünschen und Hoffnungen aller jetzigen Gegner des Ultramontanismus zusammen. Auf welche Weise aber diese Wünsche ins Werk gesetzt werden sollen, darüber hat kein Mensch eine Ansicht. Andererseits haben diejenigen, welche das Papsttum erhalten wollen, wie es zur Zeit besteht, noch keine Idee, welche Mittel das alte Staatsgebäude vor dem Zusammenbruch schützen könnten. Viele wünschen, daß der Papst noch vor dem Abzug der Franzosen mit allem Pomp und aller Würde Rom verlasse. Zu dieser Ansicht neigen besonders die Jesuiten, die starke Angst haben und neulich schon den Papst um Erlaubnis baten, ihre Novizen fortzuschaffen und in Sicherheit zu bringen; der Papst hat sie aber mit diesem Gesuch furchtbar abfahren lassen. — Andere hoffen, daß bald nach dem Abzug der Franzosen eine Emeute

ausbricht, die den Papst zwingen würde, abzureisen. Das sind die Hoffnungen der Ultrakatholiken.

Die Moderierten sagen, daß es keine Emeute geben werde, und lächeln über die furchtbaren Garibaldianer und Mazzinisten, die sich zu Hunderten in Rom eingeschlichen haben sollen, um hier zu brennen und die Priester zu morden. Man rechnet auf die Wiedereinführung einer Nationalgarde, die dann in Gemeinschaft mit Zuaven und „Antiboden" (Légion d'Antibes) die Ruhe aufrecht erhält. — Noch andere hoffen im letzten Moment auf den Sturz Antonellis und auf eine Verständigung des Papstes mit Viktor Emanuel, die dann zur Besetzung Roms mit italienischen Truppen führen soll. Vor dieser letzten Idee schrecken die Ultramontanen am meisten zurück und verkünden für den Fall ein Schisma in der katholischen Kirche, da diese letztere unmöglich von einem Papste regiert werden könne, der mit Viktor Emanuel, dem Erzfeind des Glaubens, Hand in Hand gehe.

Alle diese Ansichten und hundert andere der widersprechendsten Auffassungen laufen hier kreuzweise durcheinander. Dabei geschieht aber gar nichts; alles legt die Hände in den Schoß, und vielleicht wird man mit Talleyrand — was dieser von der Juli-Dynastie vorhersagte — ausrufen können: Tout ça finira par un hazard!

Rom, 24. November 1866.

Soeben war ich mit Lichnowsky in der Kirche San Clemente, wo große Feierlichkeit stattfand zu Ehren ihres Schutzheiligen Clemens, des Freundes des Apostels Paulus und angeblich vierten Bischofs von Rom. Die Kirche ist hier eine der ältesten und besonders merkwürdig, weil sie allein noch vollkommen die auf die alte Liturgie und Kirchenzucht bezüglichen Einrichtungen bewahrt hat. Vor der Tribüne, die im altertümlichsten Geschmack mit Goldmosaiken geschmückt ist, steht etwas erhaben der Chor, ganz von Marmor. Aus ihm erheben sich die beiden Ambonen oder Kanzeln, die einander

gegenüberstehen, und von denen das Evangelium und die Episteln verlesen werden. Bei dem Ambo des Evangeliums steht eine mit Mosaik ausgelegte, gewundene Marmorsäule für die Osterkerze. Innerhalb des Chors sind die für die Sänger bestimmten Marmorsitze an den Wänden angebracht. Ähnliche Erinnerungen an den alten Kirchenkultus finden sich noch in etwa vier römischen Kirchen (Santa Maria in Cosmedin, San Lorenzo, Aracoeli und andeutungsweise in Santa Maria in Trastevere, wo jetzt beim Umbau die Fundamente des Chors, der Ambonen usw. gefunden sind). Nirgends aber sind sie so vollständig erhalten wie in San Clemente.

Außerdem hat dieser Bau in den letzten Jahren eine hohe Bedeutung erlangt durch die Entdeckung der unter ihr befindlichen ältern Kirche, welche durch den Prior Mulooly der dort residierenden irländischen Dominikaner aufgefunden ist. Fast vier Jahre hat man gebraucht, um allen Schutt fortzuräumen. Der systematischen Verschüttung verdankt man es eben, daß alle Wandgemälde, welche die alte Kirche schmückten, vollständig erhalten sind.

Die Ober- wie Unterkirche war gestern festlich erleuchtet. Alle die alten ehrwürdigen Heiligen, die so viele hundert Jahre in ihrer unterirdischen Finsternis zugebracht hatten, sahen sich plötzlich vom hellsten Lichterglanz umgeben und blickten von ihren Altären und Nischen ganz erstaunt auf die schönen Damentoiletten und geistlichen Trachten aller Orden herab, die sich in den weiten Hallen der Krypta herumbewegten.

Ich hatte vor zwei Jahren in der Kirche und im Hospital Santa Maria di Monserrato einen Besuch gemacht, um die Gebeine der beiden Borgia zu sehen. Da Lichnowsky Rom bald verlassen wird, um nach Olmütz zurückzukehren, hatten wir uns verabredet, heute früh gemeinschaftlich nach Monserrato zu gehen, um jene mysteriöse Kiste zu besichtigen. Aber obgleich ein dort wohnender spanischer Monsignore Don Santos, der mit Lichnowsky bekannt ist, auf unsern Besuch vorbereitet

war, fanden sich doch nicht die Schlüssel zu der Kammer, in der die Kiste steht. Es hieß, der Schließer sei ausgegangen. Ich merkte aber (in Erinnerung an die umständlichen Vorbereitungen, die ich schon das erstemal getroffen hatte, um die Kiste zu sehen), daß man sie uns jetzt nicht mehr zeigen wollte, und als ich Lichnowsky darauf aufmerksam machte, meldete er sich sofort bei dem Spanier zum folgenden Tage mit dem bestimmten Bemerken an, daß er vormittags erscheinen werde, und daß dann hoffentlich der Schließer zu finden sei. Der Spanier versprach alles. Er wird aber inzwischen Weisung von oben erhalten haben, die Kammer keinesfalls wieder zu öffnen. Denn soeben schickt Lichnowsky mir ein Billett, welches die Vermutung, die ich hatte, bestätigt. —

Vorige Nacht hat Montebello den definitiven telegraphischen Befehl zur Einschiffung des 89. Regiments erhalten. Von den übrigen Truppen ist noch nicht die Rede. Montebello ist wütend, daß man ihn so lange in Ungewißheit erhält. Er findet mit Recht, daß der Kaiser sich lächerlich macht, wenn er nicht die Septemberkonvention pünktlich ausführt und am 15. Dezember die Franzosen sämtlich aus Rom entfernt. Aber Louis tut alles, um den Papst bis zum letzten Augenblick in Ungewißheit zu erhalten, damit er die Hoffnung nicht fallen läßt und nicht etwa auf den Gedanken kommt, Rom vorher den Rücken zu kehren. Aus gleichem Grunde wird auch wieder die alte Geschichte aufgewärmt, daß Eugenie herkommen und dem Papste eine Liebeserklärung machen wolle; und in Florenz soll Fleury laut verkünden, daß die Franzosen noch in Rom bleiben würden oder wenigstens sofort wiederkämen, falls hier eine Emeute ausbräche.

Eugenie mag den dringenden Wunsch haben, sich und den kaiserlichen Prinzen vom Papst segnen zu lassen, und Louis selbst soll davon mit dem Nuntius gesprochen haben. Er wird sich aber wohl hüten, seiner exaltierten Gattin die Erlaubnis zur Reise zu erteilen.

Sonntag, den 25. November.

Heute ist Katharinentag. Ein großer Tag für die Herren Kardinäle! Denn heute schicken sie an alle hiesigen katholischen Gesandtschaften für deren Souveräne die Neujahrswünsche. Da sitzt nun im Vorzimmer meines Freundes Lobo, des Geschäftsträgers der portugiesischen Majestät, ein „Gentiluomo" der Botschaft in großer Uniform; der Portier hat eine blendend weiße Kravatte angelegt, und auf der Treppe stehen die Diener. Ein schwerer Kardinalswagen nach dem andern rollt vor. Mit gravitätischer Miene entsteigt ihm der Kaplan, ein großes Schreiben in der Hand haltend. Mit diesem begibt er sich in das Vorzimmer und überreicht es feierlich dem Gentiluomo. Dann steigt er wieder hinab, und der gleiche Scherz findet auf der spanischen, französischen und österreichischen Botschaft usw. statt. Auch wir bleiben nicht verschont, da wir den katholischen Hof Sachsens vertreten. Aber wir stecken unsern „Gentiluomo" nicht in Uniform, sondern Giovanni, der Portier, übernimmt die Schreiben. So schleppt die alte Zeit ihren Zopf in das Jahr 1866.

Rom, Sonnabend, 1. Dezember 1866.

Vorigen Dienstag habe ich eine höchst scherzhafte Expedition in ein hiesiges Nonnenkloster unternommen, welches nur fünfmal im Jahre von Männern betreten werden darf und auch dann nur von solchen, die durch einen hohen Geistlichen eingeführt werden. Die Sache machte sich folgendermaßen:

Unter den vielen Kirchen, Klöstern, Kuppeln, Ruinen und anderen Herrlichkeiten, die ich von meinem Fenster aus täglich vor Augen habe, befindet sich ein altes Bauwerk, welches mich fast vom ersten Tage meines römischen Aufenthaltes an aufs heftigste intriguierte. Das ist der sogenannte Turm der Milizen, eine prächtige, charaktervolle Ruine des Mittelalters, die sich dicht beim Trajansforum, am Abhange des Quirinals, ernst und finster aus den übrigen Häusermassen erhebt, und

in der das Volk den Palaſt Oktavians zu finden glaubt. Von dort aus ſoll Herr Nero zitherſpielend ſich ganz gemütlich am Brande Roms erfreut haben. Letzteres iſt Fabel. Der Turm gehört dem dreizehnten Jahrhundert an und ſtammt vermutlich aus derſelben Zeit, wo ſein gewaltiger Zwillingsbruder, der „Grafenturm“ (torre dei Conti), von der damals mächtigen Familie der Conti errichtet wurde — wie jedes Geſchlecht ſich in Rom ſolche Feſtungen anlegte. Gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts treten die Anibaldi als Beſitzer dieſes „Torre delle Milizie“ auf, mit dem wahrſcheinlich das Recht verbunden war, in ſeinen Mauern dauernd Kriegsvolk zu halten. Anno 1301 erſtand der Nepot des großen Papſtes Bonifazius VIII. aus dem Hauſe der Caëtani, Petrus Caëtani, den Turm von Richard Anibaldi, wie Gregorovius aus dem Archive des Herzogs von Sermoneta-Caëtani nachgewieſen hat. Als Kaiſer Heinrich VII. im Jahre 1312 in Rom war, um ſich ſalben zu laſſen und dieſe Salbung mit vielen Straßenkämpfen gegen die Orſini erkaufen mußte, ſpielte der caëtaniſche Turm eine wichtige Rolle.

Alles dies und das koloſſale Anſehen des Baues hatten in mir den Wunſch erweckt, einmal ſeine perſönliche Bekanntſchaft zu machen. Nun aber liegt dieſes Ungeheuer mit ſeinem vierſchrötigen Untergeſtell innerhalb des Kloſters der Nonnen von Santa Caterina da Siena, die man nicht ſo ohne weiteres beſuchen darf. Ich wandte mich daher ſchon im vorigen Jahre an Monſignore Franchi, um Einlaß zu den Ehrendamen zu erhalten. Er verſprach mir alles, tat aber nichts. Erſt der gute Hohenlohe, einer der beſten Menſchen, die auf dieſer Erde ſpazieren gehen, zeigte ſich ernſtlich bereit, meine Wünſche zu erfüllen. Er ließ ſich vorigen Sonntag im Kloſter anmelden, um dort die Meſſe zu leſen. Da im Laufe dieſes Jahres erſt vier Geiſtliche daſelbſt eingedrungen waren, ſo blieb noch eine fünfte, die letzte Eintrittserlaubnis für dies Jahr vakant; und Dienstag früh fuhr Hohenlohe im prächtigſten Kardinals-

gewand mit Lichnowsky, mir und seinem Kapellan den steilen Quirinal hinan, um die guten Nonnen in ihrer klösterlichen Ruhe zu stören. In einer der inneren Kapellen las er die Messe, der sämtliche 25 Nonnen in ihren weißen Dominikanergewändern beiwohnten; lauter brave, ältliche Damen, von denen die Mehrzahl seit 15—20 Jahren den Schleier genommen und seitdem niemals wieder ihre Klostermauern verlassen hatten. Nach der Messe ging die ganze Gesellschaft in einen großen Saal, wo wir mit ihnen Schokolade tranken und uns mit den einzelnen unterhielten. Trotz der Abgeschlossenheit ihres Lebens waren sie alle höchst unbefangen, sprachen viel, erzählten, lachten, und versicherten mich wiederholt, daß sie auch nicht die leiseste Neigung fühlten, mit der Außenwelt wieder in Verbindung zu treten. Sie essen nur selten Fleisch; dürfen nur ein oder zwei Stunden miteinander reden, sehen nur alle 14 Tage ihre Angehörigen im Vorzimmer des Klosters und sind durch die Ruhe ihrer ganzen Existenz so verwöhnt, daß, obgleich der Papst ihnen gestattet hat, das in ihrem Kloster befindliche Bild der Madonna del Rosario, welches zweimal im Jahre nach der Kirche Santa Maria sopra Minerva gebracht und dort leihweise ausgestellt wird, zu begleiten — sie doch nicht von dieser päpstlichen Erlaubnis Gebrauch machen. Sie kicherten sich halb tot, so oft ich ihnen von dem geringen Geschmack und Verständnis sprach, welches ich für ein solches Klosterleben hegte, und es kam dann immer die Antwort: „C'è la vocazione." Unbefangene und eingeweihte Personen wollen aber doch wissen, daß in einem solchen Nonnenkloster die Intriguen, Kabalen, Neckereien, Eifersüchteleien, Verfolgungen und Passionen aller Art ganz denselben Spuk treiben wie in der großen Welt diesseits der hohen Klostermauern.

Nach dem Schokoladenfrühstück stiegen wir alle auf den hohen Turm: Hohenlohe voran im roten Talar, die Priorin ihm zur Seite; dann Lichnowsky, ich, der Kapellan, ein Dominikanerpater und schließlich alle 25 Dominikanerinnen. In

dem wüsten, alten Mauerwerk war eine Wirtschaft, als ob wir noch 1366 schrieben und die Caëtani darin herumarbeiteten, um sich mit Armbrüsten gegen die Orsini oder Colonna zu verteidigen. Das Wetter war prachtvoll, die Aussicht wunderschön, und als ich gegen 11 Uhr wieder nach Hause kam, war mir zu Mute, als ob ich geträumt oder zwei Stunden in einer ganz anderen Welt zugebracht hätte. —

Heute sollte ein französisches Regiment nach Civita abmarschieren, um sich dort einzuschiffen. Aber das Transportschiff ist nicht eingetroffen, und gestern abend noch hieß es, der Abmarsch sei sistiert. Es herrscht eine Konfusion in dieser Frage, die diesesmal durch Wind und Wetter herbeigeführt sein mag, aber das Ganze paßt zu Louis und seiner Liebhaberei, hinzuhalten, zu zögern und bis zum letzten Moment Ungewißheit zu verbreiten.

Die venezianischen und Florentiner Feste sind nun vorüber; aber die Fremden, die schon seit zwei Monaten so sehnlich erwartet werden, treffen doch nicht zahlreich ein; die Gasthofsbesitzer, Zimmervermieter, Künstler, Magaziniſten klagen jämmerlich. Die römische Bank besitzt noch 300 000 Scudi bar; davon gehen täglich 6000 Scudi ab; in wenigen Wochen droht also der Bankrott. In der Umgegend arbeiten die Briganten immer lustiger; vorige Woche bestanden sie bei Frosinone einen Kampf mit den päpstlichen Truppen. Letztere hatten 10 Tote, ohne einen einzigen Briganten zu fangen.

Rom, Montag, 3. Dezember 1866.

Das französische Kriegsschiff (ich glaube, der „Gomer") ist doch noch am Freitag in Civita eingetroffen, und heute früh sind die 85er dorthin abmarschiert, um sich einzuschiffen. Nächsten Sonnabend sollen die 71er folgen; wenn alles fort und die Septemberkonvention eine Wahrheit geworden ist, wird Fleury hier eintreffen.

Am Freitag hat der Papst den Offizieren des 85. Regi-

ments seinen Abschiedssegen erteilt und dabei scharfe Worte gegen Louis fallen lassen, natürlich ohne diesen zu nennen. „Vous partez maintenant. Je sais que ce n'est pas votre propre volonté; mais vous partez dans un moment très inopportun. Dans un moment où la révolution frappe aux portes de Rome."

Wenn die Droschkenkutscher, die hier auf der Piazza di Venezia, di Spagna und andern Plätzen halten, von fern bemerken, daß jemand einen Wagen sucht, so strecken sie ihm sämtlichst die Hände oder Peitschen entgegen mit dem Worte: „Vengo!" (Ich komme! Soll ich kommen?) Vor wenigen Tagen zirkulierte nun eine geheime Karikatur, die den Papst am Ufer in Civitavecchia spazieren gehen und nach der Reede ausschauen läßt, wo Kriegsschiffe aller Nationen liegen; von jedem Schiff streckt ihm der betreffende Kapitän die Hand entgegen: „Vengo!"

Rom, 5. Dezember 1866.

Montebello hat vorgestern den Befehl erhalten, bis zum 11. d. M. Rom zu räumen. Von Algier kommen zwei Transportschiffe her. Das 54. Regiment bleibt einige Tage länger in Civita, um die Einschiffung der Artillerie und des Materials zu überwachen; heute über acht Tage dürfte hier kein Gallier mehr zu sehen sein und von der Engelsburg statt der Trikolore die päpstliche gelbweiße Fahne wehen. Die pontifikale Artillerie hat gestern bereits furchtbaren Lärm gemacht. Es war der Tag der heiligen Barbara, welche diese Waffengattung zur Schutzpatronin erhoben hat. Warum, weiß ich nicht. Einige meinen, weil die Heilige stets mit einem Turm (dessen Bedeutung aber auch unerklärlich ist) abgebildet wird; und da Türme zum Beschießen da sind, soll Barbara die Beschützerin der Kanoniere sein. Die Kerle ballerten schon früh morgens ganz furchtbar. —

Vor wenigen Tagen erhielt der hiesige nordamerikanische Gesandte, General Rufus King, aus Alexandrien die Nach-

richt, daß man dort den Herrn Surat gefangen habe, dessen Name bei der Ermordung Lincolns in aller Munde war. Dieser Fang hat für Rom spezielles Interesse, weil Surat sich monatelang hier als Zuave unerkannt aufhielt. Die Geschichte ist sehr romanhaft.

Im vorigen Jahr erschien ein Unbekannter, der sich Watson nannte, beim Vikar des Bischofs von Montreal in Kanada. Dieser gab ihm längere Zeit — niemand weiß, warum — ein Unterkommen. Dann empfahl er ihn nach England an den Bischof von Montreal, der sich damals gerade in London aufhielt. Auch dort fand der Fremde eine gute Aufnahme, wurde dann an den Rektor des katholischen Seminars in Liverpool, von da nach Calais gewiesen, wo er als Steinarbeiter Beschäftigung fand. Endlich ging er über Marseille nach Rom mit einem Empfehlungsbrief an den Kardinalvikar Patrizi und an einen Jesuiten.

Schon in Marseille zeigte Watson Lust, sich bei den päpstlichen Zuaven anwerben zu lassen; er trat in das Korps ein und ward nach Frosinone geschickt, welches die Zuaven außer Velletri, Trisulti, Alatri, Veroli seit dem Abzug der Franzosen besetzt halten.

Im Laufe dieses Herbstes stellte plötzlich der Gesandte General King bei Antonelli den Antrag, den sogenannten Watson verhaften zu lassen, da dieser niemand anders sei als der verfolgte Surat, einer der Mitverschworenen des Mörders Lincolns, dessen Mutter, Frau Surat, bereits als Hehlerin gehängt sei. Antonelli erteilte sofort dem Kriegsminister die nötigen Orders; auf telegraphischen Befehl des letzteren wurde Watson-Surat arretiert und nach Veroli in Haft gebracht.

Wie hatte der Gesandte die Identität Watsons mit Surat entdeckt?

Sogleich nach der Gefangennahme der Frau Surat hatte die nordamerikanische Regierung alles aufgeboten, um auch des Sohnes habhaft zu werden. Man fand seinen Aufenthaltsort

nicht. Nun wurde einer der intelligenteſten Polizeiagenten, Saint-Marie, beauftragt, den Entflohenen aufzuſpüren. Dafür wurden ihm 10000 Dollar in Ausſicht geſtellt. Saint-Maries Inſtinkt leitet ihn nach Montreal. Dort führt er ſich beim Vikar unter falſchem Namen ein und hört, daß der myſteriöſe Fremde nach London an den Biſchof dirigiert ſei. Mit erſter Schiffsgelegenheit arbeitet nun Saint-Marie nach England hinüber, befindet ſich bald auf der Spur Surats in London, dann in Liverpool, dann in Calais bei den Steinarbeitern, dann in Marſeille, endlich in Rom. Um feſtzuſtellen, daß Watſon und Surat dieſelbe Perſon ſei, tritt auch er bei den Zuaven ein, dient hier mit ihm zuſammen, ſucht ſein Vertrauen zu gewinnen und meldet dem Geſandten King: Watſon iſt Surat!

Der Geſandte ſchreibt nun an Saint-Marie nach Froſinone, wo ſich auch Watſon befand. Aus irgendwelchen Gründen hatte Saint-Marie aber den Ort ſeit einigen Tagen verlaſſen, oder der Brief war falſch adreſſiert — genug, ſtatt in die Hände Saint-Maries gelangt das Schreiben an einen italieniſchen Zuaven namens Santa Maria. Dieſer öffnet es, verſteht aber kein Engliſch und wendet ſich an den im ganzen Regiment als Amerikaner bekannten Watſon, um den Inhalt kennen zu lernen. Watſon lieſt und ruft aus: „Je suis trahi!“ Anſtalten zur Flucht treffen war natürlich ſein nächſter Gedanke. Doch zum Fliehen war keine Zeit mehr. Während der verhängnisvolle Brief zwei oder drei Tage gebraucht hatte, um mit ſeinem römiſchen Schneckengange Froſinone zu erreichen, war in Rom alles zur Verhaftung Watſons angeordnet, und der telegraphiſche Arreſtbefehl konnte gerade ausgeführt werden, als Watſon ſich vom erſten Schrecken erholt hatte. Er wurde plötzlich verhaftet und nach Veroli gebracht.

Der Geſandte erhielt hiervon ſofort Nachricht. Ich kenne den Geſchäftsgang auf der amerikaniſchen Geſandtſchaft nicht genug, um zu wiſſen, ob King dieſe Mitteilung ſofort nach

Washington telegraphierte. Wenn er diese triumphierende, aber höchst kostspielige Depesche losgelassen hat, so ist er leider am folgenden Tag verpflichtet gewesen, ein anderes, recht niederschlagendes Telegramm als hinkenden Boten hinterherzusenden. Denn Watson war im ganzen Zuavenkorps so beliebt, daß seine Kameraden, die ihn freilich auf höchsten Befehl hatten verhaften müssen, mit Freuden auf seinen Wunsch eingingen, ihn in anständiger Weise wieder entspringen zu lassen. Statt den mit Ketten beladenen Verbrecher in Rom einziehen zu sehn, erhielt der Gesandte kurz darauf die Nachricht, daß der Gefangene in Veroli von einem Balkon auf die Straße gesprungen sei — 30 Meter hoch — und glücklich die nahe italienische Grenze erreicht habe. Es ist jetzt nachgewiesen, daß die Kameraden selbst ihm die nötigen Stricke zu diesem Balkonsprung lieferten. Ein Zuavenleutnant, ein Unteroffizier und zwei Gemeine befinden sich bereits in kriegsgerichtlicher Untersuchung. Das kleine Sora, jenseits der römischen Grenze, war der erste Ort, wo Watson haltzumachen wagte. Von dort begab er sich nach Neapel, wo der „Kanadier" — so hieß er im „Watsonpaß" — vom englischen Konsul nach Alexandrien expediert wurde. Dort ward er abermals verhaftet. Man hofft nun durch Surat große Dinge zu erfahren über die Verschwörung und die Mörder Lincolns. In dieser Geschichte fehlen jetzt nur noch ein Paar schöne italienische oder amerikanische Augen — und das Melodrama ist fertig, welches unter dem Titel: „Der entlarvte Zuave" zur Aufführung kommen könnte. Wirklich hörte ich auf der amerikanischen Gesandtschaft, daß vor mehreren Jahren zwischen Surat und Saint-Marie Streitigkeiten wegen solcher Augen vorgefallen seien.

Freitag, 7. Dezember 1866.

Die Geschichte wird immer bunter! Gestern hat Montebello das noch hier befindliche französische Offizierkorps zur Abschiedsaudienz zum Papst geführt. Und da ist es heiß her-

gegangen. Montebello hielt eine Begrüßungsrede, in der er sagte, daß, wenn auch die Truppen weggingen, die moralische Unterstützung Frankreichs dem Papst sicher bliebe. Darauf hat der alte Herr denn sehr erregt erwidert, daß ihm niemand moralische Hilfe gewähren könne als Gott allein.

Die Offiziere sind bewegt gewesen. Der Papst soll mit dem Plan umgehen, den Bannfluch gegen Louis auszusprechen.

Rom, 8. Dezember 1866.

Vorgestern machte ich mit Gregorovius einen langen Spaziergang. Zunächst nach der Villa Massimo an der Piazza Termini (den alten Diocletianischen Bädern) hart am Zentralbahnhof. Die Villa hieß früher Villa Montalto, weil der Kardinal Peretti aus Montalto, der nachmalige Papst Sixtus V. (1585—1590), sie angelegt hat. Im vorigen Jahrhundert kam sie an den Marchese Massimo. Diesem gebührt der Ruhm, die schönsten Bäume gefällt zu haben, um das Holz zu verkaufen. Nur die imposante Zypressenallee, in deren Schatten einst der große Kardinal lustwandelte, blieb vom Beil jenes fanatischen Holzhackers verschont. Ernst und majestätisch durchmißt sie fast die gesamte Länge des Parks, der noch im vorigen Jahrhundert zu den prachtvollsten Anlagen Roms gehörte.

Wenn ich während der letzten Jahre zum Bahnhof fuhr, warf ich jedesmal einen schmachtenden Blick auf das riesige Gartentor, hinter dessen Gitter die schlanken Zypressen so selbstbewußt stehen, als ob sie jedem den Eintritt streitig machen wollten. Vor einigen Tagen besuchte ich den Principe Massimo, den gegenwärtigen Besitzer.

Beim Eintritt in das Gartengebäude wird man sofort lebhaft in die Zeit Perettis zurückversetzt. Portikus, Treppengewölbe und Hallen schmücken bis zum dritten Stock hinauf luftig-bewegte Freskomalereien, in denen stets die drei Birnen nebst dem Löwen — dem Wappen des Papstes — wiederkehren. Alles ist verfallen, der Park verwildert; gepflegt scheint nur

eine lange Orangenallee, deren sonnenbeschienene Früchte von dem Principe vermutlich für ein gutes Stück Geld verpachtet sind. Allerorten ragen die springenden Perettischen Löwen, die mit ihren zerbrochenen Tatzen und wilden Mähnen wütend auf die wüste Umgebung herabschauen.

Von besonderem Interesse muß diese Villa für Hübner sein, der schon seit mehreren Jahren darauf ausgeht, das Leben Perettis zu schreiben, wozu er schönes Material gesammelt hat. Zu Anfang Juni d. J., als es bereits in Preußen und Österreich stark nach Pulver und Schwefel roch — es war an dem Tage, wo wir die Nachricht vom Abzug der Österreicher aus Rendsburg und Kiel erhielten —, lud Hübner mich ganz allein zu seinem einsamen Mittagessen ein, um mir nachher seine schönen Sammlungen zur Perettischen Biographie zu zeigen. Fünf Bände voll des reichsten handschriftlichen Materials, enthaltend teils genaue Beschreibungen und Ansichten der Straßen und Plätze Roms aus der Zeit Sixtus' V., teils Zeichnungen von römischen Häusern und Palästen aus jener Epoche; daneben detaillierte Nachrichten über die Mitglieder des damaligen Kardinalkollegs, des päpstlichen Hofes und des diplomatischen Korps; endlich Abschriften zahlreicher Depeschen der spanischen, französischen und venezianischen Botschafter, welche bei Sixtus akkreditiert waren; alles in den Archiven zu Simancas, Paris und Venedig kopiert. Eine beneidenswerte Sammlung! Aber Hübner sitzt vor ihr wie der reiche Mann vor seinen Geldsäcken, deren Inhalt er nicht verwerten kann, denn er hat nicht die Muße, den gesammelten Stoff zu verarbeiten. Entweder denkt man an den Hof Sixtus' V., und dann schreibt man keine guten Depeschen über den Hof Pius' IX. — oder man denkt an das Treiben der Gegenwart, und dann findet man nicht die Ruhe und Stimmung, um sich mit den längst vermoderten Kardinälen und Botschaftern zu befassen, die im sechzehnten Jahrhundert den Vatikan und die Straßen Roms belebten.

Rom, Montag, 10. Dezember 1866.

Die Franzosen ziehen täglich in hellen Haufen ab. In Civitavecchia herrscht die größte Tätigkeit beim Einschiffen von Mannschaften und Material. Der allabendliche Zapfenstreich der Franzosen, der den Sommer über so furchtbaren Spektakel in den engen Straßen Roms machte, wird mit jedem Tage magerer. Auf dem Capitol haben wir schon seit drei Tagen statt der französischen Wache die kleinen Schlüsselsoldaten. Heute früh ist die gallische Besatzung von der Engelsburg geschieden.

Allen diesen Tatsachen gegenüber gab es noch vor wenigen Tagen Leute, die nicht an den Abmarsch der Franzosen glauben wollten, und noch am letzten Freitag ist Odo Russell vom spanischen Botschafter im Vorzimmer bei Antonelli gefragt worden: „Est-ce que vous croyez vraiment au départ des Français?“ Die Welt ahnt noch gar nicht, wie groß der diplomatische Tiergarten ist.

Gestern nachmittag ging ich mit Cartwright und dem Ehepaar Arthur Russell in die Engelsburg, um sie noch einmal vor Beginn der neuen Okkupation zu besichtigen. Der dicke französische Sergeant, der mich seit zwei Jahren dort herumführt, war sehr glücklich, Rom zu verlassen und die Heimat wiederzusehn. Er dedizierte Mrs. Russell und mir als Andenken zwei von den Marmorkugeln, die in den Höfen der Festung in Haufen von Hunderten aufgespeichert liegen. Noch 1527 wurden sie beim „sacco di Roma“ zur Verteidigung gebraucht, als Papst Clemens VII. sich in das Kastell flüchtete und hier die Belagerung aushielt.

Während wir dort herumgingen, traf gerade von der Stadtkommandantur die Nachricht ein, daß die Zuaven am Dienstag früh 8 Uhr von der Burg Besitz nehmen würden. Das Gros der französischen Besatzung sollte schon heute früh abrücken; es bleibt nur eine Artillerieabteilung, die morgen beim Senken der französischen und beim Hissen der päpstlichen Fahne

einige hundert Kanonenschüsse abfeuern und dann auch nach Civita abdampfen wird.

Antonelli hat in der vorigen Woche dem nach anderthalbjähriger Abwesenheit hier wieder eingetroffenen portugiesischen Botschafter Herzog von Saldanha erklärt, daß der Papst nötigenfalls in die Engelsburg flüchten und sich dort halten werde. Lange — so hat Antonelli weiter orakelt — könne dieser Zustand nicht dauern; denn die Dinge in Europa seien so wacklig und unnatürlich, daß alles binnen kurzer Zeit zusammenbrechen müsse; und aus diesem Kataklysma werde die pontifikale Tiara wie ein Phönix aufsteigen, um eine nie geahnte Gewalt zu erlangen.

Interessant wäre es jedenfalls, wenn der bedeckte Gang, der vom Vatikan in die Engelsburg führt, wieder zu Ehren kommen sollte. Auf einem Stadtplan Roms vom Magister Leonard (1551) — das einzige bekannte Exemplar befindet sich auf der Barberinischen Bibliothek — kommt jener Gang unter dem Namen „Ambulatorium Alexandri Sexti“ vor. Richtig ist, daß dieser Borgia den Korridor ausgebaut hat. Doch existierte letzterer schon im vierzehnten Jahrhundert, was Gregorovius mir aus der Chronik eines Deutschen, Dietrich von Niem, mitgeteilt hat, der bei Beschreibung Roms zu Ende des vierzehnten Jahrhunderts jenen Gang erwähnt und bemerkt, daß er dazu gedient habe, Frauen leichtesten Lebenswandels einzumauern. Johann XXIII., bekannt durch das Kostnitzer Konzil 1414, baute dann an diesem Privatweg weiter. Zur Benutzung kam er erst 1527 durch den Mediceer Clemens VII. — wie die Memoiren Benvenuto Cellinis erzählen, der damals die Engelsburg mit verteidigte.

Seit vier Tagen schwirrt hier von neuem das Gerücht von der Ankunft der Kaiserin Eugenie. Montebellos haben von ihr selbst die Anfrage bekommen, ob es geraten sei, hierher zu reisen. Da Gräfin Montebello Hofdame ist, haben sie und er, im Hinblick auf die Möglichkeit von

Eugeniens Ankunft, ihre Abreise bis künftigen Sonnabend verschoben.

Gestern abend war ich bei der Fürstin Campagnano, die jetzt ihre Mutter bei sich hat, Fürstin Léonille Sayn-Wittgenstein, geborene Variatinsky. Letztere wohnt in Paris und hatte von dort Briefe, wonach Eugenie heute abreist. — Auch Lord Cowley schreibt an Russell, daß die Reise in den Ministersitzungen beraten werde. Die Minister und Louis sind dagegen, aber Eugenie „purrt" schon so lange, daß Gräfin Montebello ihre Ankunft für möglich hält. Ich kann es mir trotz alledem nicht denken. Die Komödie würde damit zur Farce.

Jedenfalls datieren jene Nachrichten noch aus der vorigen Woche. Und damals kannte man in Compiègne und den Tuilerien noch nicht die Rede, die Pius IX. dem General Montebello gehalten. Diese Standrede ist denn doch so stark, daß selbst der guten Eugenie wohl auf einige Augenblicke Hören und Sehen vergehen wird. Montebello läuft hier seitdem wie ein brüllender Löwe herum, ist so wütend, daß er keinem die pontifikalen Auslassungen wiederholen will. Es scheint, daß die guten Ratschläge, die er dem Papst mit seiner Anrede erteilt, letztern eher erbittert und ihn zu so heftigen Worten veranlaßten.

Vorgestern früh war ich auf dem Kriegsministerium, um wegen eines Preußen, der bei den hiesigen Carabinieri dient und gern in seine Heimat zurückkehren möchte, mit General Kanzler, dem päpstlichen Waffenminister, zu sprechen. Dieser war jedoch unpäßlich; die Bureaus waren natürlich wegen des Marienfestes leer. Also drei Tage vor dem Abmarsch der letzten Franzosen ist der päpstliche Kriegsminister nicht sichtbar und die Amtswohnung geschlossen! Noch mehr: auf meine Frage, ob die achte Kompagnie der Carabinieri, bei der jener Preuße dient, sich noch in Anagni befinde, erhielt ich zur Antwort, die dortige Garnison werde dieser Tage in andere Orte verlegt; das Ministerium hätte noch keine Nachricht, wo sich

die einzelnen Truppenteile befänden. Wenn also heute oder morgen in Anagni eine Emeute losbricht, weiß der gute Kanzler nicht einmal, welche Offiziere dort kommandieren.

Letzten Dienstag war ich mit Lichnowsky und der Fürstin Karoline Wittgenstein, der Freundin Liszts, bei Monsignore Randi, Vicecamerlengo di Sua Santità und Generalpolizeidirektor, um dessen wunderbar schöne Münzensammlung zu besichtigen. Solange der Mann über Münzen sprach, war er sehr interessant. Als er sich aber über die römischen Zustände ausließ, war er von einer Unschuld, die einen Bernuth oder Hinkeldey zur Verzweiflung oder zum Lachen bringen würde.

Rom, 12. Dezember 1866.

„Mercoledi si farà cagnara!“ d. h. Mittwoch (heute) wird hier Randal sein! Das wurde in der vorigen Woche allgemein erzählt, und Lätitia und Marietta und Philomena und Vittoria und wie sie alle heißen, diese niedlichen Römerinnen mit ihren stolzen Köpfen und schönen Augen, schwuren Stein und Bein darauf, daß es hier losgehen würde; denn die „Amorosi“ hatten es ja gesagt und hatten ihnen eingeschärft, sich den Tag nicht auf die Straße zu wagen, sondern das Haus zu hüten. Diese Amorosi sind aber ein ganz besonderer Schlag, der weiter nichts kann als schmachtende Blicke werfen, den kleinen Schnurrbart drehen, die Kravatte elegant knoten, Verdische Melodien trällern, Sonntags auf die Jagd gehen, um Sperlinge und Lerchen zu schießen — und dabei vom schöngescheitelten Kopf bis zur eleganten Stiefelette aus Oberflächlichkeit zusammengesetzt ist. Die Vorsicht einiger Römer geht so weit, daß zum Beispiel der Duca di Fiano für vierzehn Tage sich mit Schinken, Reis und Zwieback verproviantierte, alle Schlösser des Palastes ändern und seine Mietsleute wissen ließ, daß sie sich auf einen zweiwöchigen Belagerungszustand einrichten möchten.

Das Wetter ist heute so wunderbar schön, daß eine Straßen-Cagnara es sich nicht besser wünschen könnte. Ich bin aber von 9 Uhr früh bis jetzt (mittags) herumgegangen, ohne eine bedenkliche Bewegung zu bemerken. Rom sieht aus wie immer. Nur sind die roten Hosen der Franzosen verschwunden, und am Palazzo Ruspoli, den Montebello bewohnt, sind Trikolore und Doppelposten eingezogen. Von der Engelsburg aber weht die päpstliche Fahne, die seit gestern früh 8 Uhr von den Zuaven bewacht wird.

Diese Herren, die vorgestern nachmittag 4 Uhr unter Hörnerklang ihren Einzug in Rom hielten und auf dem Petersplatz vor Seiner Heiligkeit Revue passierten, sind die einzige Novität, die auf der Straße zu bemerken ist. Sie ziehen zu zweien und dreien in Rom herum und haben in ihrem ganzen Auftreten etwas Keckes, das fast ans Herausfordernde grenzt. Es dienen unter ihnen viele Legitimisten, reiche Belgier usw., ein Duc de Chevreuse, Charette; und die Geistlichkeit sieht diese Kreuzritter mit verklärten Blicken an, weil sie schließlich die einzigen sind, auf die sie im Fall der Not zählen kann. Mit den „Antiboden" (Légion d'Antibes) steht es bedenklicher; sie sind hier gestern von Viterbo angelangt und sehen sehr verlumpt aus.

Das Gerücht von Eugenies Reiseplänen hält sich noch immer. Die Montebello hat es noch gestern für très-probable erklärt. Ich glaube dennoch nicht daran. Natürlich laufen hier nun schon die fabelhaftesten Geschichten um, die alle mit jenem Gerücht in Verbindung stehn. So soll vorigen Sonntag die Gräfin Montebello Audienz beim Papst gehabt haben, um diesem den Plan der Kaiserin mitzuteilen. Sie selber leugnet freilich die ganze Audienz; Pio IX. hat es aber allen Leuten erzählt.

Rom, Sonntag, 16. Dezember 1866.

Wir fangen hier nun an, uns mehr und mehr mit dem Gedanken vertraut zu machen, daß Rom auch ohne die Fran-

zosen bestehen kann. Die Physiognomie der Stadt ändert sich nicht. Die übermütigen Zuaven laufen viel herum und sollen in den Cafés und Restaurants sehr herausfordernd auftreten, worüber sich alle Welt ärgert. Aber im übrigen sieht der Corso geradeso aus wie vor acht Tagen, und des Abends ist es auffallend still, so daß man nicht einsieht, weshalb dort so viele päpstliche Gendarmen spazieren gehn. In alle ist eine Art Fanatismus der Ruhe gefahren, der um so merkwürdiger ist, weil die innere Spannung immer größer wird und jeder sich zehnmal am Tage unwillkürlich die Frage vorlegt: wie denn nun das große römische Rechenexempel gelöst werden soll, ob es einfach aufgehen wird, oder ob man dabei in die Brüche kommt.

Der italienische Staatsrat Tonello ist hier Anfang voriger Woche angekommen, um mit dem Vatikan über die kirchlichen Fragen zu verhandeln. Antonelli hat ihn sehr kühl empfangen, ihm bemerkt, daß von politischen Dingen natürlich nicht die Rede sein könne und seine Sendung zur Besprechung der geistlichen Angelegenheiten gerade nicht in einen sehr günstigen Augenblick falle, da die italienische Regierung erst soeben ihren Gewaltstreich gegen die Güter der Geistlichkeit ausgeführt habe. Es hieß, Tonello hätte gestern sein erstes Rendezvous mit Pio Nono gehabt.

Außerdem ist am vorigen Dienstag der französische Geschäftsträger Armand beim Papst gewesen, um Seiner Heiligkeit ans Herz zu legen, daß er sich doch in einigen Punkten, z. B. in Zoll-, Post-, Münzsachen, mit Italien einigen möge. Armand ist aber furchtbar abgeduftet. Der Papst will nun einmal von französischer Vermittlung und von Ratschlägen des Kaisers nichts mehr wissen. Soll eine Brücke der Verständigung mit Italien geschlagen werden, so will er das selbst in eigener Person besorgen. Den „Brückenbau" muß er als Pontifex Maximus doch am besten verstehen!

Die Reise der Kaiserin Eugenie ist noch immer auf dem

Tapet. Alle Minister haben sich dagegen ausgesprochen; aber Eugenie ist wie versessen darauf, und Louis wagt nicht, mit voller Entschiedenheit selbst aufzutreten, sondern läßt Moustier, Rouher und Lavalette dagegen arbeiten. Man hat es in Compiègne der guten Eugenie angemerkt, wie sehr sie von dieser Reise erfüllt gewesen. Die Montebello ist also doch am vorigen Sonntag beim Papst gewesen und hat mit ihm über diese große Angelegenheit gesprochen. Pius hat erwidert, daß er sich sehr freuen werde, die Kaiserin hier zu sehn; sie dürfe aber nur dann kommen, wenn ihre Reise keinen Unfrieden im Hause des kaiserlichen Gemahls hervorbringe. Seit gestern heißt es ganz bestimmt, daß sie kommen wird. Ich glaube es nicht eher, als bis ich sie hier sehe. Denn Louis ist zu klug, um auf solchen Unsinn einzugehen. Unsinn ist aber die Reise jedenfalls, da Eugenie hier doch nichts erreichen kann, sondern unverrichteter Sache wieder abziehen wird. So spricht ja auch ungefähr der „Kladderadatsch" in seiner letzten Nummer.

Man hört jetzt Näheres über die Heftigkeit der Szene, die am Freitag, den 7. Dezember, bei Gelegenheit der Verabschiedung der französischen Offiziere im Vatikan gespielt hat.

Montebello hat begonnen: „Très Saint-Père! En venant pour la dernière fois demander Votre Sainte bénédiction et déposer mes hommages aux pieds de Votre Sainteté, je ne puis cacher ma profonde émotion. Il y a des circonstances telles que la tristesse inséparable des adieux se change en une véritable douleur. Cependant il me reste une consolation. C'est que l'Empereur, fidèle à ses engagements, retire son drapeau, mais laisse son appui moral au Saint-Siège. Puisse le temps apaiser les passions, calmer les douleurs et inspirer à tous un esprit de conciliation qui assure au Saint-Siège l'indépendance et la sécurité nécessaires pour maintenir son influence spirituelle sur tout l'univers! Tels sont les vœux sincères et les expressions de la plus vive reconnais-

sance que je dépose aux pieds de Votre Sainteté en lui demandant sa Sainte bénédiction."

Wenn man nun erwägt, daß im gegenwärtigen Moment der militärische Vertreter Napoleons dem Papste vom „appui moral" spricht und dann auch seine Wünsche speziell für die „influence spirituelle" des Heiligen Vaters, und zwar nur für diese, losläßt, so begreift man wohl, daß letzterer innerlich schäumen mochte. Seine Antwort war:

„Votre drapeau était parti de France pour venir restaurer le Saint-Siège. A son départ il fut accompagné des vœux unanimes de la nation (nach andrer Lesart: de tous les honnêtes gens). Votre drapeau retourne en France; je crois que bien des consciences n'en seront pas satisfaites. Je désire qu'il soit reçu de la même manière qu'il est parti. Cependant j'en doute. Des inquiétudes se font jour et j'en crains les conséquences. Il ne faut pas se faire illusion: je l'ai déjà dit à vos compagnons d'armes (einige Tage früher, als die Offiziere des ersten abziehenden Regiments bei ihm waren); la révolution viendra bientôt jusqu'aux portes de Rome. On a dit que l'Italie était faite; non, elle n'est pas faite, et si elle existe telle qu'elle est, c'est parce qu'existe ce lambeau de terre ou je me trouve. Lorsqu'il n'existera plus, le drapeau révolutionnaire flottera sur la capitale.

Saint-Augustin se trouvait dans Hippone dont il était évêque, pendant qu'une armée de barbares, pareille à une armée révolutionnaire, assiégeait la ville et forçait ses milices à réfléchir aux maux qu'elles causeraient si elles pénétraient dans la cité. Alors le grand évêque dit : Je désire mourir pour ne point voir les dévastations. Je suis comme l'évêque d'Hippone. Pour me rassurer, on essaie de me persuader que Rome, par sa position, ne peut être la capitale de l'Italie. Je suis tranquille, parce que j'ai foi en cette grande puissance, la puissance divine qui . . . . (lange Pause, dann endlich mit gen Himmel gehobenen Händen) qui ne m'aban-

donnera pas. Retournez donc en France avec ma bénédiction et mon amour paternel. Témoignez-les à tous vos amis, à toutes vos familles. Que ceux qui peuvent approcher l'Empereur lui disent que je prie pour lui et pour les siens, pour que Dieu — puisqu'il est souffrant — lui donne une parfaite santé. Et comme il se trouve, ainsi qu'on l'écrit, fort agité, je prie Dieu qu'il lui donne la tranquillité dont il a si grand besoin. Je prie comme chrétien et comme „sacerdote"; mais pour que la prière du „sacerdote" soit efficace, il faut que celui pour lequel le „sacerdote" prie, de son côté fasse quelque chose. La France est la fille aînée de l'Eglise; mais il ne suffit pas de porter des titres ; il faut les justifier par des actes. — Enfin je vous dis adieu et je vous donne avec regret pour la dernière fois ma bénédiction."

Man ſieht der ganzen Rede an, daß der würdige alte Herr ſich in eine immer größere Aufregung hineingeſprochen hat, von der er aber nicht gut geleitet war. Denn ſeit zwei Jahren hat Louis ihm ſagen laſſen, daß er mit ſeinen Truppen abziehen werde — und jedesmal hat Pius von oben herunter geantwortet: ſie möchten nur abziehen; und nun, da es Ernſt wird, nun ſchilt er über die heimtückiſche Politik.

Wohl hätte ich Montebellos Geſicht ſehen mögen bei dieſen pontifikalen Herzensergießungen. Es mag von Minute zu Minute länger geworden ſein, da — nebenbei bemerkt — in ſeinem Kopf die Intelligenz nur einen ganz kleinen, beſcheidenen Winkel einnimmt. Mir iſt er beſonders dadurch merkwürdig, daß er gerne ganz Preußen mit Haut und Haaren verſchlingen möchte. Dieſe Feindſchaft gegen Preußen datiert vom Jahre 1831, wo er als Anhänger der polniſchen Sache in die dortige Armee trat, dann mit einem geſchlagenen Korps über die Grenze nach Schleſien flüchten mußte und während ſechs Monaten in Breslau gewiſſermaßen gefangen gehalten wurde. Den diesjährigen Krieg Öſterreichs und Süddeutſchlands gegen Preußen ſah Montebello daher mit wahrer Wonne ausbrechen,

weil er nicht glaubte, daß die preußische Armee mit ihrer Landwehr einem solchen Kampf gewachsen sei. Anfang Juni traf ich ihn abends bei der Gräfin Malatesta, wo sich noch verschiedene andere Personen befanden. Die Rede kam natürlich bald auf den Krieg. Montebello hielt einen großen Vortrag über die Tüchtigkeit der Österreicher, bemerkte dabei, daß er auch die preußische Armee hochstelle, daß die Übermacht der mit Süddeutschland vereinigten Österreicher aber zu groß und unsere Landwehr nicht kampfgeübt sei. Es wäre ihm passiert, daß in einem Gasthof in Ems eines Morgens der Kellner zu ihm gekommen, um ihm zu melden, daß er auf vier Wochen das Hotel verlassen und Landwehrübungen mitmachen müsse. Solche Leute, meinte Montebello, könnten nicht gutes Material für einen Krieg liefern. Ich erwiderte ihm nur: „Mon général, j'ose vous rappeler qu'à Düppel votre compatriote, le Comte de Clermont-Tonnerre, a versé de chaudes larmes d'admiration lorsqu'il a vu le calme et la bravoure avec lesquels nos jeunes soldats se sont lancés contre l'ennemi qui se trouvait si bien et si sûr derrière ses remparts." — Vier Wochen später, als Montebello bereits seine Urlaubsreise angetreten, sprach die ganze Welt nur von Nachod und Königgrätz; und die Personen, die an jenem Juniabend bei der Gräfin Malatesta vereinigt waren, gedachten der hohen Worte des Herrn Generals. Als dieser im Herbst hierher zurückgekehrt war, sah ich ihn eines Tages auf der Straße. Da der Mann im übrigen stets freundlich ist und ich bei ihm verkehre, ging ich auf ihn zu, um ihn zu begrüßen. Er war sichtlich verlegen und wußte mir nicht viel zu sagen. Ich merkte, daß ihm Sadowa ganz gräßlich in den Magen gefahren war. Jetzt sagt er nun allen Leuten: „Voyez-vous que le système militaire de la Prusse ne vaut rien?" Und wenn ihm dann in höchster Verwunderung ein langgezogenes „Comment?" ins Gesicht geschleudert wird, so lautet seine Antwort: „Parce que la France ne veut pas introduire ce

système prussien.“ — Das ist denn doch die Quintessenz von patriotischem Hochmut. Er träumt jetzt nur Krieg und Schlachten mit der Landwehr und hofft, Gouverneur von Berlin zu werden. —

Ich höre eben, daß die Engländer in Florenz die Erhaltung des Klosters auf Monte Cassino, welche in Frage gestellt war, durchgesetzt haben. Es soll fortan figurieren als „Etablissement einer Privatgesellschaft, welche sich Benediktiner nennt“.

Man wünscht nun auch das wunderschöne Assisi erhalten zu sehen.

Rom, 19. Dezember 1866.

Vorgestern ist Montebello mit Sack und Pack abgezogen; das heißt also, daß an eine Reise der Kaiserin nicht mehr zu denken ist. Ich hätte meinen alten Freund Louis wirklich nicht wieder erkannt, wenn es ihm nicht gelungen wäre, seiner Holden diese Grille zu vertreiben.

23. Dezember.

Die Stadt wimmelte gestern wieder von Gerüchten aller Art über die nahe bevorstehende Ankunft der Kaiserin. Bei einem hiesigen Wagenvermieter wurden Pferde, Karossen und Livreen für Eugenie in Bereitschaft gesetzt; der Haushofmeister des Grafen Sartiges erzählte jedem, der es hören wollte, daß er im Palazzo Colonna, dem französischen Botschaftshotel, mit dem Einrichten der Gemächer für die hohe Frau beschäftigt sei. Verschiedene Personen behaupteten, den Inhalt des Telegramms zu kennen, durch welches Sartiges von der bevorstehenden Abreise der Kaiserin unterrichtet sei.

Alter Louis! solltest du wirklich schwach geworden sein? Aber ich glaube die Geschichte auch heute noch nicht. Louis spielt wieder mit dem Vatikan Komödie, wie er ihn die letzten Wochen vor der Zurückziehung seiner Truppen gefoppt hat. Damals lief Montebello in höchster Gereiztheit in allen hiesigen Salons herum, weil — wie er sagte — der definitive

Befehl zum Abmarsch der französischen Garnison auf sich warten ließ. Und die Priester waren so töricht, auf dies Spiel einzugehen und sich der Hoffnung hinzugeben, daß die Trikolore sie nicht verlassen würde. Damals lag dem Kaiser alles daran, vorderhand bis zum 15. Dezember den Papst in Rom und Rom selbst ruhig zu erhalten, damit Viktor Emanuel an diesem 15. Dezember in seiner Erfrischungsrede den italienischen Kammern eine beschwichtigende Phrase hinsichtlich Roms auftischen konnte. — Jetzt steht nun wieder die Eröffnung eines Landtags bevor, nämlich des französischen am 15. Januar. Wenn bis dahin Rom nicht ruhig bleibt oder Pio IX. Miene machen sollte, abzuziehen — so ist Louis sehr blamiert, und die Opposition würde ihm durch Thiers und durch den ganzen gallischen Episkopat furchtbare Dinge sagen lassen. Das muß sorgfältig vermieden werden, und Louis legt zwei sehr schlaue Minen. Auf der einen Seite sagt er dem päpstlichen Nuntius, dem Monsignore Don Flavio Chigi, viermal die Woche, daß er bei der ersten Unruhe in Rom sofort mit seinen soeben abmarschierten Truppen wieder eintreffen werde. Chigi telegraphiert das brühwarm hierher, und der Vatikan gewinnt wieder seine alte Sorglosigkeit; Louis aber lacht sich ins Fäustchen und wartet ab.

Andererseits muß aber auch auf die Römer eingewirkt und diesen guten Leuten Stoff zum Schwatzen und Kannegießern geliefert werden. Zu dem Ende muß die treue Gattin Eugenie in Aktion treten. Ihr Wunsch, nach Rom zu pilgern, ist alt, und diese Geschichte wird nun aus der Rumpelkammer hervorgezogen und in wirklich meisterhafter Weise ausstaffiert, so daß alle europäischen Telegraphisten, Zeitungsschreiber, die Eisenbahnbeamten von Paris bis Marseille, die Schiffer in Marseille und die Bahnwärter von Civita bis Rom an die Fabel glauben und fortgesetzt in fieberhafter Aufregung leben, welche übrigens der größte Teil der Diplomaten mit ihnen teilt. Vielleicht denkt Eugenie im innersten Herzen gar nicht an die Römerfahrt, und alle die Lamentationen und angeblichen Szenen mit Louis

und den Miniſtern in Compiègne waren beſtellte Arbeit, um die Cancans zu vermehren, durch welche auf Rom gewirkt werden ſoll.

Es iſt faſt unglaublich, welche Manöver angeſtellt ſind, um in die Thronrede Viktor Emanuels eine für den Papſt günſtige Phraſe einzuſchmuggeln. Himmel und Erde ſind in Bewegung geſetzt. Fleury nämlich telegraphierte eines Morgens von Florenz nach Paris, daß Viktor Emanuel eine Art Entſagung auf Rom in der Thronrede ausſprechen wolle, wenn der Papſt ſich geneigt zeigen ſollte, ſieben Propoſitionen anzunehmen: Einigung mit Italien in Bezug auf Zölle, Finanzen und konſulariſche Vertretung, Hebung des munizipalen Elements in den römiſchen Städten, Freizügigkeit für die Römer zum Eintritt in den italieniſchen Militär- und Zivildienſt; Hebung der Juſtizpflege im Kirchenſtaat. Louis und Eugenie faſſen das lebhaft auf. Eugenie ſchreibt an Metternich ein duftendes Billet, damit er Chigi für den Plan gewinnt und durch dieſen auf den Vatikan einwirken läßt. Armand, der franzöſiſche Geſchäftsträger, erhält telegraphiſchen Befehl, ſich zum Papſt zu verfügen und dieſem die ſieben Punkte vorzulegen. Armand wirft ſich in Uniform, tritt vor Pio IX., fällt aber bei Seiner Heiligkeit und noch mehr bei Antonelli gründlich ab. Infolge dieſer mißglückten Campagne hat die römiſche Phraſe in der Thronrede eine Oktave tiefer geſetzt werden müſſen.

Inzwiſchen iſt Rom ruhig, und das Staunen über dieſe Ruhe iſt allgemein. Auch nicht der leiſeſte Konflikt kommt hier oder in den Provinzen vor, obgleich der Übermut der Zuaven mit jedem Tage verletzender für die Bürger und ſelbſt für die anderen päpſtlichen Truppen wird, die ſich von vornherein zurückgeſetzt fühlten, weil man nicht ihnen, ſondern den Fremden die Engelsburg anvertraut hat! Das kann einmal ſpäterhin zu unangenehmen Auftritten führen; einſtweilen wird aber die Ordnung nicht geſtört. Nun hat die päpſtliche Regierung ſogar 2 Millionen blanke Francs bekommen, zu

deren Zahlung Italien infolge des mit Frankreich abgeschlossenen Vertrages verpflichtet war, weil ersteres die päpstliche Schuld, die auf den annektierten, einst kirchenstaatlichen Provinzen haftete, übernehmen mußte. Dabei setzt Tonello seine Verhandlungen über die kirchlichen Fragen fort, und das hiesige geheime Nationalkomitee hat am 14. Dezember eine Proklamation losgelassen, die sehr bombastisch ist, aber krampfhaft zur Ruhe ermahnt. Das Jahr 1866 bleibt bis zum Ende reich an Überraschungen, und der Herzog von Fiano kann ganz ungestört den Reis und die Würste verspeisen, die er in der sicheren Furcht vor Massacres in den Straßen Roms angekauft hatte.

Nur in dem kleinen Kreise der hiesigen Botschafter hat es dieser Tage heftig gegärt. Es handelte sich wieder um eine höchst wichtige Etikettenfrage, welche der sonst sehr gemütliche, in derartigen Fragen aber peinlich empfindliche Sartiges aufgeworfen hatte.

Vor zwei Jahren verließ uns nämlich der portugiesische Botschafter Herzog von Saldanha, um nach Lissabon zu gehn, von wo er nicht wieder nach Rom zurückzukehren beabsichtigte. Er machte damals feierliche Abschiedsbesuche und behauptete, daß er sein formelles Abberufungsschreiben in der Tasche habe. — Inzwischen ging auch Bach ab, und Sartiges, der bisher dem Rangalter nach hinter Saldanha und Bach gestanden, wurde auf diese Art Doyen des hohen diplomatischen Korps. — Plötzlich trifft vor vier Wochen Saldanha hier wieder ein; es stellt sich heraus, daß er sein Abberufungsschreiben bei seinem Weggang von Rom freilich in Händen gehabt, dasselbe aber nicht abgegeben hat, folglich immer Botschafter in Rom geblieben ist. Das ist allen sonnenklar, und die beiden inzwischen hier neu eingetroffenen Botschafter Österreichs und Spaniens räumen ihm ohne weiteres die Berechtigung ein, ihr Doyen zu werden. Dagegen sträubt sich aber Sartiges mit Händen und Füßen; er spricht zu Saldanha: „Du hast dich bei deiner Abreise von Rom so benommen, als seist du damals abberufen;

dadurch haſt du die Doyenneté verſcherzt; ich bleibe der Führer meiner geliebten Diplomaten und weiche nicht.“ Solchen galliſchen Unverſtand will jedoch der ſtolze luſitaniſche Herzog mitnichten anerkennen: vor einem Sartiges kann ein Saldanha nicht einen Zoll weichen — ein Saldanha, bei deſſen Namen einſt ganz Portugal zitterte; er, der unzählige Militäremeuten geleitet und ſich dadurch in Liſſabon ſolchen Reſpekt verſchafft hat, daß man ihn mit 60000 Scudi Gehalt in Rom als Botſchafter kaltſtellte — ein Saldanha, der nach einer glücklich unterdrückten Emeute dem jungen portugieſiſchen König die Generalsepauletten abknöpfte und ſie ſich ſelbſt mit den Worten anlegte: daß ſie ihm, nicht Seiner Majeſtät gebührten!

Ein ſolcher Mann war nicht gewillt, vor dem hageren Sartiges die Segel zu ſtreichen. — Aber zwei Doyens kann das Diplomatenkorps nicht brauchen. Die Sache mußte daher in irgendeiner Weiſe ausgeglichen werden. Die beiden ſtreitenden Parteien entſchloſſen ſich, die Frage vor den Areopag der Botſchafter zu bringen.

Es war am Dienstag den 18. Dezember des Jahres 1866, nachmittags um die vierte Stunde, als der große k. k. öſterreichiſche Botſchafter Baron Hübner in ſeinem Palazzo di Venezia ſinnend auf und ab ging. Tiefe Gedanken durchzogen ſeinen Kopf. Denn er erwartete bei ſich die Botſchafter Frankreichs, Spaniens und Portugals, die mit ihm entſcheiden ſollten, wer da größer ſei, Sartiges oder Saldanha. Und als vom nahen Jeſuitenkirchturm die Uhr vier und ein Viertel geſchlagen hatte, da rollten die Karoſſen der drei Mächtigen durch das hohe Portal, und die beiden Löwen des Papſtes Paul II., des Erbauers des Palaſtes, die am Eingang Wache halten, ſahen verwundert die Karoſſiers vorüberſtampfen. Und die Jäger ſprangen herab von den Kutſchböcken, und es öffneten ſich die Wagenſchläge, und gemeſſenen Schrittes ſtiegen die drei Mächtigen die breite Palaſttreppe hinan.

Nachdem nun aber das Botschafterquadrilatère zusammengetreten war, ist es baldigst wieder auseinandergegangen. Denn Sartiges' Ansichten wurden für einen dicken Irrtum erklärt, und feierlichst haben Austria und Hispania in Gegenwart des imperialistischen Galliers dem Portugiesen als ihrem richtigen Doyen gehuldigt.

Mit solchen heiteren Scherzen vertreibt sich das Völklein der Diplomaten seine Zeit, angesichts der riesigen römischen Weltfrage, die immer dringender eine Entscheidung fordert. Und während die Geschichte so gewaltig tobend mit diesen Herren dahinrauscht, rasselnd und sausend wie der Eilzug durch den Tunnel, verschließt sich der Diplomat gewöhnlichen Kalibers so viel wie möglich diesem ungemütlichen Treiben und sucht noch heute seine Befriedigung in der Ergründung aller der geheimnisvollen Fragen der Etikette, des Zeremoniells, der Carriere und des Avancements, wie weiland im idyllischen Zeitalter der Restauration, als man Anno 1820 schrieb. —

Von Petersburg bis Rom braucht man jetzt, wenn alles klappt, nur noch $4^1/_2$ Tage. Einer meiner Bekannten, ein Graf Bobrinsky, hat vorige Woche diese Fahrt gemacht. Mittwoch abend von Petersburg abgereist, Freitag früh in Warschau, sofort Zug nach Wien genommen, dort Sonnabend früh 5 Uhr angelangt; eine Stunde später Schnellzug nach Venedig (Mestre), dann Padua, Bologna und Montag früh hier. Wenn die Welt so weiterrast, müssen die Herren Botschafter und Gesandten die Ohren ganz gewaltig spitzen, um nicht das Verständnis für die neue Zeit zu verlieren!

Rom, Freitag 28. Dezember 1866.

Pio Nono hat sich während dieser Festzeit wieder recht vernehmlich hören lassen. Am Weihnachtstag war das Kardinalskolleg bei ihm zur Beglückwünschung und hat von ihm etwa folgendes vernommen: „Der gegenwärtige Augenblick ist ein recht trüber. Ich lebe aber der Hoffnung, daß nicht noch

schwerere Prüfungen an uns herantreten werden. — Wir verehren so viele Märtyrer der vergangenen Jahrhunderte; wir brauchen aber nicht allein auf die frühere Zeit zurückzugehen, denn auch die Gegenwart hat ihre Märtyrer. So habe ich gerade heute morgen einen Brief erhalten von unserm Bischof, der unlängst in Korea den Glaubenstod erlitten und noch kurz vor seinem qualvollen Ende Zeit und Gelegenheit gefunden hat, einige Abschiedsworte an mich zu richten. Man spricht mir in dieser schweren Zeit so viel von unseren Freunden. Die einen derselben nähern sich uns mit schönen Versprechungen; diesen rufe ich zu: „Hebe dich weg von mir, Satanas (Louis), denn du bist mir ärgerlich". Die anderen machen uns Friedensvorschläge; aber die Olivenzweige sind nicht rein, ich sehe das Gift, welches an den Blättern hängt."

Gestern hat er das Offizierkorps seiner Armee zur Gratulation zugelassen. Der Kriegsminister General Kanzler hat das Wort geführt und den Papst versichert, daß er sich auf die Treue, Hingebung und Wachsamkeit (Vigilanza) der Truppen verlassen könne. An die „Vigilanza" hat dann der Papst angeknüpft und ihnen diese ganz besonders empfohlen, da dieselbe vielleicht sehr bald auf die Probe gestellt werde. „Ich will euch" — hat er gesagt — „ein Beispiel erzählen, was noch nicht 48 Stunden alt ist. Da ist in Viterbo ein ganz gefährlicher Mensch arretiert worden, namens Montenegri, der schon 1849 als Postmeister in Viterbo sehr tätig für die Revolution gewesen ist. Bei ihm hat man Briefschaften von seinen Genossen von jenseits der Grenze gefunden, die ihm alle dringend anempfehlen, sich noch vier Wochen ruhig zu verhalten, denn noch seien sie nicht gehörig vorbereitet; noch brauchten sie vier Wochen. Also dann wird die Bewegung beginnen; darum seid wachsam!" . . .

Den Staatsrat Tonello hat er auch etwas angefahren, als dieser ihm bei seiner ersten Audienz (am 15. Dezember) einen Brief des Königs Viktor Emanuel überreicht hat. Der Ein-

gang dieses Schreibens besagte, daß der König den Herrn Tonello abgesandt habe, weil Seine Heiligkeit den Wunsch geäußert, die kirchlichen Unterhandlungen mit Italien wieder aufzunehmen. Nachdem der Papst den Brief geöffnet und diese Worte gelesen, hat er innegehalten und geäußert: „Das fängt gleich mit einer Unwahrheit an (questo comincia con una bugia)! Solchen Wunsch habe ich nie verlauten lassen." Im übrigen ist er mit Tonello freundlich gewesen, hat mit ihm, wie er es gerne tut, seine kleinen Witze gemacht und sich so benommen, daß man Hoffnung zu einer Verständigung zwischen Rom und Florenz schöpft. Und das ist denn auch schließlich die einzige Manier, um denjenigen Teil des weltlichen Papsttums, welcher überhaupt noch haltbar ist, vor dem Untergang zu retten. Und es ist ferner historisch ganz richtig, daß diese ganze Wäsche en famille zwischen Papst und Italien ohne Zutun fremder Helfershelfer gewaschen wird. Denn das Papsttum hat sich im Lauf der Zeiten aus einer ursprünglich katholischen, d. h. die Welt umfassenden, Institution zu einer speziell italienisch-römischen verpuppt, hat alles Nichtitalienische von sich abgestreift und zu den höchsten Kirchenämtern nur Italiener zugelassen. Noch bis zum zwölften Jahrhundert kommen Deutsche, Franzosen und Spanier auf den päpstlichen Thron. Aber mit der Rückkehr der Päpste aus dem Exil zu Avignon verschwinden die fremden Namen in der Papstliste. Derjenige, welcher diese Rückkehr von Avignon nach Rom bewirkte, Gregor XI., war noch auf französischem Boden geboren; er hieß Roger de Beaufort. Nach ihm hat kein Franzose wieder die Tiara getragen. Gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts traten dann noch die beiden spanischen Borgias als Calixt III. und Alexander VI. auf, und im Jahre 1522 wird der unschuldige Niederländer Hadrian Florent als Hadrian VI. auf den päpstlichen Thron gebracht, weil er der Erzieher Karls V. gewesen und dieser seine Ernennung verlangt hatte. Von da an ist aber der Vatikan nur von

Italienern bewohnt gewesen, was denn auch der Grund ist, weshalb hier allmählich alles tiefere Verständnis für die nicht-italienische Katholizität abhanden gekommen ist. Pius IX. hat in Antonelli einen Staatssekretär, der außerhalb der Grenzen des Kirchenstaates nur Gaëta kennen gelernt hat und doch mit allen fremden Mächten verhandeln soll, von denen er geradeso unklare Anschauungen hat wie unsereins vom chinesischen Reich. Seit zwei Jahrhunderten schon gilt hier stillschweigend das Prinzip, keine Ausländer „in curia“ zuzulassen, damit der päpstliche Hof und das in Rom ansässige Kardinalskolleg ihren italienischen, alleinseligmachenden Stempel nicht verlieren. Kardinal Reisach, Villecourt, Pitra und Hohenlohe sind, weil es gar nicht anders ging, gewissermaßen eingeschmuggelt, wie auch Talbot und Mérode päpstlicher als der Papst sind und sich dadurch Anrecht auf Zulassung erzwungen haben. Als ich einmal Lichnowsky fragte, ob es nicht im Interesse der katholischen Kirche läge, alle Nationen im hiesigen Kardinalskolleg vertreten zu lassen, antwortete er mir, diese Theorie sei unausführbar, da ein Fremder niemals etwas in Rom durchsetzen werde, sondern stets in den italienischen Gewässern mit herumschwimmen müsse, wenn er sich hier eine einflußreiche Stellung sichern wolle. Das erklärt, warum die ganze römische Kirche einen ausschließlich italienischen Zuschnitt hat. Diese Schattenseite räumen die hier ankommenden fremden Katholiken den Ketzern niemals offen ein, es ist ihnen aber doch anzumerken, daß sie sich in Rom nicht so recht katholisch, sondern fremd fühlen. Der gute Hohenlohe kann mit seinem germanischen Blut hier auch nicht sehr aufkommen, er fühlt sich allein, und Lichnowsky klagte auch alle Augenblicke darüber, daß man ihn als „Ausländer“ betrachte. Kurz, die vielgepriesene allgemeine Uniformität der katholischen Kirche ist ein Luftgebilde. Die Messe wird freilich in Paris, Brüssel, Madrid und in der Hedwigskirche ganz ebenso gelesen wie in Rom, aber die Geister, die in den germanischen, gallischen,

iberischen und slawischen Katholiken stecken, sind verschiedenartig und anders organisiert als die römischen Geister. Das wird hier niemals eingeräumt, aber Pio Nono selbst klagt oft, wie Bach mir gesagt, z. B. über die österreichischen Katholiken, über die bayerischen Döllingerianer u. a., die nach seinem pontifikalen Gefühl sich nicht viel von den Protestanten unterscheiden. Das sagte mir aber auch neulich ein guter österreichischer Katholik, daß, wenn man sich mit Viktor Emanuel vereinigt, ein Schisma entstehen und die Bildung von Nationalkirchen herbeiführen könnte. —

Bei der allgemeinen Ruhe, die sich über Rom gelagert hat, scheinen auch König Franz und Maria von Neapel die Reiselust verloren zu haben. Vor einigen Wochen, als Fiano seine Würste einkaufte und viele Monsignori ihre Koffer packten, herrschte im Palazzo Farnese die Absicht, in die Schweiz zu gehen. Jetzt ist dort alles wieder ruhig.

1867

Rom, 1. Januar 1867.

Das neue Jahr hat mit rollendem Gewitter und grandiosen Blitzen begonnen, wie man sie bei uns im Juli sieht.

Trotz der Abwesenheit der Franzosen lassen es weder Rom noch die Provinzen zu irgendeiner Demonstration kommen. Pio Nono fühlt sich noch ganz behaglich im Vatikan und hat sich gestern, seiner alten Gewohnheit gemäß, nachmittags in die prachtvolle Kirche Il Gesù begeben, um dort mit dem gesamten Kardinalskolleg am Jahresschluß dem Te Deum der Jesuiten beizuwohnen, zur selben Stunde, wo das „Nun danket alle Gott" unsere Lübecker Marienkirche durchbraust.

Wir wollen sehen, in welcher Weise Sadowa sich im neuen Jahre fühlbar macht. Noch steht das ganze Mitteleuropa unter dem Zeichen dieses Schlachttages. Die Zuckungen, die er hervorrief, gehen zu tief, um sich wieder besänftigen zu lassen. Im deutschen Parlament und in der Entwicklung der römischen Frage wird das wohl zum Vorschein kommen.

Ich besuchte heute Gervinus, der sich nach drei Monaten Neapel für den Rest des Winters in Rom niedergelassen hat, um hier die politische Katastrophe zu erleben, die nicht kommen will. Nebenbei schreibt er an seiner Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts. Ich hatte ihn auf der Germanistenversammlung 1847 in Lübeck, dann 1848 in Frankfurt in der Paulskirche und später vorübergehend in Berlin gesehen. Er war damals giftig und verbissen; jetzt zerbricht er sich den Kopf darüber, wie Italien trotz seiner Finanznot und im Süden herrschenden Korruption zusammenhalten kann. Er denkt, es würde wieder aus dem Leim gehen. Das glaube ich nicht. Cavours Werk wird bleiben!

Auch Reumont ist seit zwei Monaten wieder hier, um seine Geschichte Roms von der ältesten bis auf die neuesten Zeiten, deren erster Teil bald erscheint, fortzusetzen. Für das Mittelalter hat er an Gregorovius einen gefährlichen Rivalen, dessen sechster Band demnächst gedruckt sein wird, und der denn doch mit ganz anderen Forschungen und einem stärkern Darstellungstalent vor die Öffentlichkeit tritt als Alfred von Reumont.

Die letzten Tage im alten Jahr ging es in der uns benachbarten Kirche Santa Maria in Aracoeli recht lebhaft zu. Gleich am Eingange rechter Hand hielten Knaben und Mädchen jene Kinderpredigten, die stets ein großes Publikum anziehen. Gegenüber war eine Krippe aufgebaut. Im Hintergrunde der Kirche strahlte der Hochaltar im vollen Lichterglanz. Der „Santo Bambino" war zu sehen, das wundertätige Christkind, welches alle Augenblicke von Schwerkranken verlangt wird, die durch seine Berührung zu genesen hoffen. Und um die religiöse Erregung noch zu steigern, lag in einer Seitenkapelle ein steinalter polnischer Franziskaner, der seit mehreren Tagen für scheintot gehalten war und auf dessen Wiedererweckung viele hofften — freilich vergeblich. — Aber solange er in der Kirche lag, wurde die Kapelle von Neugierigen förmlich umlagert.

2. Januar 1867.

Am Silvesterabend speiste ich bei der Gräfin Malatesta mit Liszt, der für die Wintermonate seinen Monte Mario verlassen hat und in unsere Nähe gezogen ist, in das Kloster der Santa Francesca Romana im Forum. Er ist immer interessant, besonders aber, wenn er aus seinem Jugendleben in Paris erzählt, wo er selbst schon so Großes leistete und so viele Werke hervorragender Komponisten entstehen sah. Unter anderm kam er auf die erste Aufführung der „Hugenotten" zu sprechen, deren vierten Akt er natürlich als Meisterwerk anerkennt.

Die erste Probe war angesetzt; drei Akte waren durchgenommen; der vierte begann; die Schwerterweihe machte tiefen Eindruck. Nun folgte die Szene zwischen Raoul und Valentine, deren wunderbares Duett die Welt umkreist hat. Aber das Duett, welches wir jetzt kennen, hatte Meyerbeer ursprünglich nicht komponiert. Es war ein ganz anderes, und zwar, wie Liszt erzählt, ein so triviales, daß der Tenorist (ich glaube Boury) dem Komponisten erklärte, diese leichte, schale Musik sei nach der gewaltigen Schwerterweihe eine Unmöglichkeit. Meyerbeer, stets gefügig, erkannte die Richtigkeit des Vorwurfs. Die Proben wurden sofort eingestellt. Meyerbeer machte sich daran, ein neues Duett zu komponieren, und nach 14 Tagen, wo die zweite Probe angesetzt war, legte er das wunderbare Duo vor, welches wir jetzt kennen. — Wie Liszt sich immer für die Werke seiner Freunde interessiert, hat er auch zuerst in Berlin die „Hugenotten" eingeführt. Im Jahre 1842 lenkte er die Aufmerksamkeit der damaligen Prinzeß, jetzigen Königin Augusta, auf den vierten Akt. Sie bat ihn, denselben in einer ihrer musikalischen Soireen zur Aufführung zu bringen. Der Chor der Verschworenen erschien dort in Frack und weißer Kravatte, Liszt selbst dirigierte und akkompagnierte. Die Musik bezauberte dermaßen, daß auch der König aufmerksam wurde. So war die Bahn für die Oper gebrochen.

Hier in Rom tut Liszt seit Jahren alles, um die Römer für Mozart und Beethoven zu gewinnen. Auch sein ausgezeichneter Schüler Sgambati ist bestrebt, seine Landsleute in die Tiefen deutscher Musik einzuführen, und dirigierte vor vier Wochen in der Sala Dantesca die Eroica, welche das Publikum allerdings nicht ganz zu verstehen schien.

3. Januar.

Apropos der Zeremoniellstreitigkeiten zwischen Saldanha und Sartiges! Monsignore Mérode, der dem französischen Repräsentanten gerne Schnödigkeiten sagt, hat denn auch diese

Sache mit größter Dreistigkeit benutzt, um Sartiges zu ärgern. Am 27. Dezember waren die Botschafter und Gesandten zur Beglückwünschung Seiner Heiligkeit im Vatikan versammelt. Saldanha betrat als erster das päpstliche Gemach, während Sartiges und die übrigen im Vorzimmer blieben. Plötzlich fängt Mérode, der ihnen die Honneurs zu machen hatte, an: „Savez-vous, comte Sartiges, que votre gouvernement a subi trois échecs?“ Und als dieser stutzt, fährt Mérode rasch fort: „Oui, trois échecs; premièrement vis-à-vis du Mexique, puis vis-à-vis de Rome et finalement vis-à-vis du Portugal!“ Sartiges soll nicht sehr freundlich ausgesehen haben.

Ich war eben im hiesigen Collegio Inglese, welches sich in der Via di Monserrato befindet. Dies Kolleg war ursprünglich ein Hospital, von den Engländern im Jahre 1398 zur Aufnahme ihrer nach Rom pilgernden Landsleute gegründet. Im sechzehnten Jahrhundert, mit dem Beginn der Reformation, erlosch in England allmählich das Interesse für die Apostelgräber in Rom, und gegen Ende des Jahrhunderts war die Zahl der gläubigen Wallfahrer so gering, daß Gregor XIII. Boncompagni das Hospital in ein Seminar für angehende englische Geistliche verwandelte. Zur Zeit der Französischen Revolution erlitt diese Anstalt eine große Einbuße; die alte Kirche, die dem heiligen Thomas von Canterbury geweiht und mit dem Hospital verbunden war, wurde gänzlich zerstört. Unter der Leitung des Kardinals Wiseman hatte das Seminar neuerdings wieder an Bedeutung gewonnen und wird jetzt voraussichtlich immer wichtiger werden, da die katholische Kirche unverkennbar in England Ausbreitung findet. Auch die Gelder müssen der Anstalt jetzt reichlich zufließen; denn seit einigen Monaten wird dort stark gearbeitet, um die alte Kirche wiederherzustellen.

7. Januar 1867.

Von der Kälte, die jetzt im Norden herrscht, höre ich auch durch Lichnowsky, der sich nun wieder in seinem Olmütz, nach-

dem er ein volles Jahr in Rom zugebracht, an sechs bis zehn Grad gewöhnen muß.

Ich lernte ihn im vorigen Februar bei Hohenlohe kennen, hatte aber damals schon viel von diesem „schönen" Monsignore gehört. Denn in früheren Jahren, wo er hier ansässig war, soll er das gute Rom vollständig auf den Kopf gestellt haben; noch heute gibt es fromme Damen, die bei seiner Nennung ein Kreuz schlagen. Nun, so schlimm ist es nicht, aber ein höllischer Kerl bleibt er doch, und ich konnte niemals mit ihm zusammenkommen, ohne nicht lange nachher noch über ihn nachdenken zu müssen. Brillant eigentümliche Erscheinung. Jüngerer Bruder des aus dem Jahre 1848 bekannten Fürsten Felix Lichnowsky. Wie dieser geist- und kenntnisreich, schlagfertig, vornehm, elegant, spricht alle Sprachen, liebenswürdig und zuverlässig für Freunde, nachsichtslos gegen Feinde; vorzüglicher Reiter, Fahrer, Schütze, Turner, Schwimmer. Von den Jagden in den Olmützer Forsten spricht er gern, und von seiner Sicherheit im Scheibenschießen gab er uns diesen Sommer in Frascati glänzende Beweise.

Sein Nervensystem ist in fortgesetzter fieberhafter Spannung vom frühesten Morgen bis in die sinkende Nacht, daher schläft er wenig. Alle Eindrücke zünden rasch bei ihm und spiegeln sich schnell und lebhaft in seinem Auge. Im großen ganzen also eine offene, unmittelbare Natur, d. h. bis zu dem Punkt, wo es ihm darauf ankommt, Eindrücke zu verbergen. Als ich im vorigen Jahr — es war Freitag, den 6. Juli — von Ariccia zurückkehrend, wo wir die Königgrätzer Nachricht erhalten hatten, zu ihm kam, gedachte er mit keinem Worte der Niederlage seiner Landsleute, sondern empfing mich mit dem Ausruf: „Das ärgert mich wirklich, daß wir Venetien dem Kaiser von Frankreich abgetreten und somit Preußen eine Falle gestellt haben!" Statt erregt zu sein, spielte er den Großmütigen. Aber lange konnte er mir gegenüber diese Rolle doch nicht durchführen, und bald nachher, als wir der Situation näher-

traten, gestand er mir, daß er tags zuvor, nachdem er den telegraphischen Schlachtbericht gelesen, sich eingeschlossen und den ganzen Nachmittag und Abend keinen Menschen gesehen habe, um die Ereignisse mit sich allein zu verarbeiten. Doch hatte er schon folgenden Tags auf dem Quirinal, wo unter den Monsignori allgemeine Bestürzung herrschte, ermutigende Reden gehalten und seine Papalini aus der Verzagtheit herausgerissen.

Auf seinem Arbeitstisch stand das Miniaturporträt einer bildschönen Frau, deren Augen und Gesichtszüge sofort seine Mutter erkennen lassen, Fürstin Eleonore, geborene Gräfin Zichy. Ihr heißes ungarisches Blut hat sich auf die Söhne vererbt.

Sein Vater, Fürst Eduard, Sohn des bekannten Protektors Beethovens, widmete sich mit Vorliebe historischen Studien, ist auch Verfasser eines bändereichen Werkes über die Geschichte des Hauses Habsburg. Diese historische Ader bildete die Grundlage auch unserer Freundschaft. Auf den Spaziergängen, die wir fast täglich unternahmen, um womöglich alle Kirchen, Klöster und Paläste Roms gemeinschaftlich kennen zu lernen, hat mir sein reiches Wissen viel Nutzen und Genuß bereitet. Ein katholischer Historiker weiß schon von Haus aus eine Menge interessanter Dinge, die uns Protestanten entgehen. Eine Kirche oder ein Kloster betrachtet man an der Hand eines so gebildeten Monsignore mit ganz anderen Augen, als wenn man die Geheimnisse der katholischen Welt mit ihrem Kirchenritus, Zeremoniell, ihrer Symbolik allein enträtseln soll. Ohne Lichnowsky wären mir auch manche Inschriften im römischen Hoflatein unverständlich geblieben. Dazu sein gründliches Verständnis für antike Marmorarten! Er hat in Olmütz achthundert verschiedene Marmorgattungen, die er während seines früheren zehnjährigen Aufenthalts in Rom gesammelt hat. Hierbei war ihm besonders ein alter Advokat Belli nützlich, einer der größten Marmorkenner Roms und als solcher Fak-

totum Antonellis, der außer dem Marmor auch Kristalle und Edelsteine leidenschaftlich liebt.

Von der Marmorpassion wird hier fast jeder gepackt. In den bald weichen und sanften, bald warmen und glühenden Farben des Geäders, in den phantastischen Linien, dem Wechsel seiner geheimnisvollen Zeichen, welche die Urzeit bildete, liegt ein Zauber, der die Vorstellungskraft selbst eines Leonardo da Vinci befruchtete. Derjenige aber nur lernt ihn völlig kennen, welcher in Rom lebt, wo die antike Kunst aus allen Winkeln der damals bekannten Welt die schönsten und seltensten Marmorblöcke herbeischaffen ließ, um Tempel und Wohnungen zu schmücken, Sarkophage und kostbare Gefäße zu schaffen. Manche Marmorarten der klassischen Welt sind überhaupt nicht mehr aufzufinden; einzelne, wie Rosso antico und Giallo antico, wurden vor einigen Jahren durch den Hamburger Siegel auf Morea (in der Maina) wieder entdeckt.

Diese Passionen Lichnowskys sind aber noch nichts gegen das eine Zauberwort: Gastronomie! In dieser Sphäre überragt er selbst Rumohr, Raczynski, Nesselrode und andere mir bekannte kulinarische Größen. Denn Lichnowsky betreibt die Sache nicht nur mit vollem wissenschaftlichen Ernst, sondern er besitzt nebenbei auch einen formidablen Magen und hat endlich in der Person Attilios seit fünfzehn Jahren einen Koch herangebildet, der eigentlich sein zweites Ich geworden ist und mit dem er in der Muße seines Olmützer Domherrnlebens täglich die eingehendsten Unterhaltungen führt über die Zubereitung jedes Koteletts, jeder Fischart, jedes Suppenkrauts und jeder Wurzel, welche die Ehre hat, auf seiner Tafel zu erscheinen; am folgenden Morgen findet dann zwischen diesen gewiegten Feinschmeckern von neuem ein Ideenaustausch über alle Einzelheiten des jüngsten Diners statt, bei dem beide sich durch Gründlichkeit, Klarheit, Unbefangenheit und Wahrheit im Urteil gegenseitig zu überbieten suchen, um so allmählich einem Ideal näherzukommen, das bis jetzt nur wenige Sterbliche erreicht

haben. Ich habe solchen kulinarischen Staatsratssitzungen mitunter beigewohnt (Attilio begleitet seinen Meister auf allen Reisen) und jedesmal gestaunt über die Fülle ihres Wissens, die Feinheit der beiderseitigen Bemerkungen, deren Theorien sich dann später in der Praxis zu so wunderbaren Erzeugnissen gestalteten. Aber ich habe nicht nur diesen Zwiegesprächen gelauscht, sondern unzählige Male die Meisterwerke Attilios gekostet und unter seinem Fittich bald allein, bald mit Russell, Lobo, Bobrinsky bei Lichnowsky dejeuniert, diniert, soupiert; und jedesmal haben alle diese hochgebildeten Jünger Epikurs sich in dem Urteil geeinigt, daß der Gastronom Roberto unübertroffen wie ein Humboldt in seiner Wissenschaft dastehe.

Und wo wurden diese Feste gefeiert? In keinem Gasthof, keinem Palazzo, keinem Hotel — in den stillen Räumen eines Klosters, in dem Convento der Padri dell' Oratorio, welche den heiligen Filippo Neri, den Schutzpatron der „Ewigen Stadt", als ihren Stifter verehren und das zur Chiesa nuova di Santa Maria in Vallicella gehörige Kloster, das umfangreichste und prächtigste von Rom, bewohnen. In dessen Oratorium hat jener heilige Filippo, ein musikliebender Herr, zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts — bald nach dem Auftreten Palestrinas — eine neue Musikschule gegründet, die mit Gesang und Instrumentalbegleitung Stücke der biblischen Geschichte während der Fastenzeit in diesem Oratorium wiedergab. Nach dem Lokal der Aufführung hießen die neuen musikalischen Werke Oratorien.

In diesem schönen Stift, in dem auch der gelehrte Baronius, selbst Oratorianer, seine Annalen der Kirchengeschichte verfaßte, bezog Lichnowsky, als er hier im November 1865 eintraf, eine Wohnung, welche die gastfreien Paters ihm auf Empfehlung Hohenlohes eingeräumt hatten. Er kam damals mit der Absicht nach Rom, hier etwa zwei bis drei Monate zu verweilen, weil er glaubte, daß diese Zeit für ihn hinreichen

würde, um die ihm vom hohen Olmützer Kapitel übertragene Mission auszuführen. Olmütz ist nämlich das einzige noch bestehende Hochstift und stolz darauf, nur solche Canonici zu besitzen, welche eine der strammsten Ahnenproben bestanden haben. Die Pfründen sind reich und werden in aller Behaglichkeit von den Domherren verzehrt, wofür sie nur gewisse Messen und täglich ihr Brevier zu lesen haben. Solch eine Institution mitten im neunzehnten Jahrhundert erschien allmählich selbst einer österreichischen Regierung als Anachronismus. Sowohl unter Bach wie unter Schmerling wurden wiederholte Versuche gemacht, das Hochstift zu beschränken und die Aufnahme von Bürgerlichen in die vakanten Domherrenstühle zu bewirken. Die Mitglieder des Stifts haben indes alle Angriffe pariert, und als im Sommer 1865 das hocharistokratische Ministerium Belcredi ans Ruder gelangte, schien ihnen der Augenblick gekommen, vom Kaiser und Papst ihre antediluvianischen Gerechtsame von neuem verbriefen und versiegeln zu lassen. Mit dieser Mission wurde Lichnowsky betraut, da er von früher her alle Schliche und Wege in Rom genau kannte; in drei Monaten etwa hoffte der heißblütige Monsignore alles erreichen zu können. — Die römische Kirche, in der ein jeder Bauernjunge, wenn er Talent hat, zum Kardinalshut und selbst zur Tiara aufsteigen kann, ist jedoch ein viel zu demokratisches Institut, als daß sie sich für adlige Privilegien sehr warm begeistern sollte. Lichnowsky stieß daher auf große Schwierigkeiten; die Unterhandlungen zogen sich in die Länge — aus den drei Monaten wurden sechs, aus sechs dreizehn. Dann aber reiste er als Sieger ab.

Die Langmut und Energie, mit der er, mitten unter dem Kanonendonner von Sadowa und bei der schönsten Scirocco-luft in Rom, seine Pläne verfolgte und alle Hemmnisse beseitigte, hatte etwas Imponierendes. Und zu all dem geschäftlichen Ungemach kam nun noch für den verwöhnten Mann die Unbehaglichkeit seiner Klosterwohnung. Hätte er voraussehen

können, daß er hier statt drei Monaten dreizehn ausharren müßte, so hätte er das Kloster sicherlich nicht bezogen. Seine drei Fenster gingen freilich auf den schönen Klosterhof, in dem zur Frühjahrszeit Orangenbäume balsamisch duften, das sanfte Plätschern der verschiedenen Fontänen melodisch ineinander greift. Aber um auf den Altan zu gelangen, wollen stets 180 Stufen erklommen sein; und die drei Zimmer, die er bewohnte, waren niedrig; von den Wänden blickten melancholische Märtyrerbilder, die aus ihrem finsteren Rahmen heraus alles versuchten, um rund um sich her eine lugubre Stimmung zu verbreiten.

Doch eine solche ließ Lichnowsky nicht aufkommen, sobald er Gäste bei sich sah. Und wenn das schwere Silberservice mit dem Lichnowskyschen Wappen, welches ihn auch auf Reisen begleitet, auf der Tafel glänzte, daneben der edle Wein von Velletri in den Foglietten mit ihrem primitiven Korbgeflecht funkelte und nun die Meisterwerke Attilios aufgetragen wurden, dann schienen rings die Heiligen freundlichere Gesichter aufzusetzen, und das Ganze gestaltete sich in dieser originellen Umgebung zu dem charaktervollsten lebenden Bilde. (Besonders pikant, wenn man bedachte, daß, während hier oben nach den raffiniertesten Regeln der Kunst getafelt wurde, zwei Etagen tiefer die ehrwürdigen Patres in ihrem Refektorium vereinigt waren, um in Öl gesottene Fische und Artischocken zu vertilgen.)

Wenn Monsignore gut gelaunt war und neue Gäste zum ersten Male an seiner Tafel erschienen, pflegte er beim Nachtisch ein Tranchiermesser hervorzuholen — altmodisch, unansehnlich — und doch eine höchst wertvolle Reliquie für den Besitzer. Denn mit einer gewissen Salbung liebte er dann den Neulingen auseinanderzusetzen, daß dieses Messer, welches ihm von der alten Herzogin von Sagan verehrt worden, sich einst im Besitz des Fürsten Talleyrand befunden und daß die Hand dieses gewaltigen Herrn dasselbe täglich zum Tranchieren geschwungen habe. Der Ton, in welchem Lichnowsky diese

historische Reminiszenz vorbrachte, war stets ein so bedeutungsvoll accentuierter, daß es ihm fast regelmäßig gelang, in der ganzen Stimmung der Anwesenden für einige Augenblicke einen unbewußt feierlichen Ernst hervorzurufen, der so lange anhielt, bis das köstliche Kleinod wieder dem Etui übergeben wurde, und es war dem guten Roberto immer anzumerken, daß die Erinnerung an den verklärten Bischof von Autun ihn momentan in höhere Regionen versetzt hatte. Denn dieser alte Talleyrand, dieser mir verhaßte Abgott der diplomatischen Jüngerschaft Frankreichs, Rußlands und unsers guten Deutschlands, diese Inkarnation der Frivolität und Lüge, dessen blasierte, das Menschengeschlecht verhöhnende Aussprüche von jedem dummen Attaché wie Goldkörner eines politischen Evangeliums aufgepickt und, falsch verstanden, im Schnabel geführt werden, dieser Defroqué, an dem leider die Natur so viel Witz, Geist und Verstandesschärfe verschwendet hat — in ihm verehrt Lichnowsky einen Schutzpatron, dessen brillante Stellung in der Weltgeschichte ihm sicherlich als Muster in jenem mir sonst unverständlichen Moment seiner Jugend vorschwebte, wo er, der heitere Lebemann, das geistliche Gewand wählte, das, im Widerspruch mit seinem ganzen Wesen, ihm nur dann Befriedigung zu gewähren versprach, wenn es ihn zu Einfluß, Glanz und Macht führte.

In einer Hinsicht ist Lichnowsky freilich der geborene Kleriker, denn über die schönen Begriffe „Vaterland, Nationalität“ vermag er kaltblütig hinwegzugleiten und schwimmt in jenem Ozean allgemein-seligmachender, günstigstenfalls philanthropischer Ideen, die für die katholische Welt wie geschaffen zu sein scheinen, damit ihre Vertreter sich desto unbedenklicher dem Dienst des römischen Hohenpriesters widmen, in ihm den König der Könige verehren können. Unser Monsignore hat Momente, wo er für das Mystische des römischen Kultus in fast schwärmerische Begeisterung gerät. Also auch in dieser Hinsicht muß Pio Nono an dem Kanonikus von Olmütz sein Wohlgefallen

haben. Dabei ist er von peinlichster Strenge im Fasten, Brevier- und Messelesen.

Was das erstere betrifft, so haben freilich Attilio und Roberto die zartesten Geheimnisse der Fische und Pflanzen so gründlich erforscht, daß es für mich stets ein besonderes Vergnügen war, am Freitag oder Sonnabend das Fastendiner in der Chiesa Nuova einzunehmen. Bekanntlich gehört es zu den strengen Pflichten des Geistlichen, täglich die für die einzelnen Tage vorgeschriebenen Abschnitte aus dem Breviarium zu lesen. Eine kleine Finesse können diese Herren sich insofern erlauben, als es ihnen gestattet ist, den für den nächstfolgenden Tag vorgeschriebenen Frühabschnitt, falls sie Verhinderung voraussehen, schon am Abende zuvor zu bewältigen, und ebenso am Morgen das zu lesen, was sie am Abend zuvor nicht haben erledigen können. Aber gelesen muß es einmal werden, und da habe ich denn erlebt, daß Lichnowsky entweder im Eisenbahncoupé plötzlich seine Lektüre vornahm, oder nach einem rauschenden Souper das Pflichtteil mit dem etwaigen Rückstand in seinem Kämmerlein herunterarbeitete.

Als ich im März vorigen Jahres mit ihm eine reizende Fahrt nach Perugia unternahm, mußte ein ganzer Ballen geistlicher Kleidungsstücke mitwandern, weil er am Sonntag auf der Rückfahrt in Spoleto seine Messe lesen wollte. Dasselbe geschah, als wir im Mai mit Stroganoffs, Tolstois und Bobrinskys nach Bracciano fuhren und dort den Sonnabend und Sonntag zubrachten. Es ist aber wohl der Mühe wert, Lichnowsky am Altar celebrieren zu sehen, wenn der schöne Mann gravitätisch vom Evangelien- zum Epistelpult schreitet, wie verklärt die Hände zum Gebet erhebt, inbrünstig sich auf die Knie niederläßt oder in imposantester Majestät des Segenerteilers sich zur Gemeinde wendet und mit weicher, sanfttönender Stimme das Dominus vobiscum ausspricht. Man glaubt in solchen Augenblicken ein ganz anderes Wesen vor sich zu haben.

Noch einen Augenblick muß ich in der ecclesiastischen Atmosphäre verweilen, weil dort seit einigen Wochen große Aufregung herrscht. Ein anderer österreichischer Monsignore, Graf X., ist wegen allzu heftigen Schuldenmachens durchgebrannt.

Mit diesem liebenswürdigen Grafen habe ich manche vergnügte Stunde verlebt. Er war ursprünglich k. k. Husarenrittmeister, spielte viel, ritt die schönsten Pferde, ließ in unwirtsamen Garnisonen Chausseen bauen, um seine eleganten Wagen zu fahren, und befand sich dann allmählich in solchen arithmetischen Schwulitäten, daß Papa und Mama ihren teuern Heinrich aus dem Regiment nahmen und der stillen geistlichen Laufbahn überwiesen. In der Accademia Ecclesiastica in Rom wurde er nun sieben Jahre ordentlich eingepaukt, und — der Vater ist ein einflußreicher Mann an der Wiener Hofburg — bald durch kaiserliche Gnade zum Mitgliede der Rota, des Höchsten Gerichtshofes in Rom, ernannt, zu dessen 13 Räten Österreich nach altem Herkommen zwei zu stellen hat. Ob diese Herren gute Rechtsgelehrte sind oder nicht, ist nicht so wichtig; ihnen zur Seite stehen alte, geschulte Auditeurs, die schließlich die Hauptarbeit leisten. Der gute Heinrich hat sich denn auch verhältnismäßig wenig um die Geschäfte bekümmert. Er sorgte allabendlich für einen gemütlichen Whist, gab gute Diners und fuhr wie früher in schönen Karossen spazieren. Großen Luxus trieb er mit Meßgewändern; als ich einmal mit Lichnowsky bei ihm speiste, ließ er nach Tisch alle seine prachtvollen Meßkleider bringen, von denen ihm die meisten durch schöne Wiener Comtessenhände gestickt und verehrt waren. Die beiden geistlichen Herren besprachen sich über alle diese Herrlichkeiten so eingehend und mit solcher Sachkenntnis, wie etwa zwei elegante Damen sich eine halbe Stunde über ihre Balltoiletten unterhalten können.

Die Folgen dieses angenehmen Lebens machten sich bald wieder bemerkbar; zweimal bereits hatten die Angehörigen etwa

50000 Scudi bezahlt. Als Heinrich sich nun wiederum einer Kleinigkeit von 20000 Scudi gegenübersah, streikte die Familie; schließlich blieb dem Herrn Uditore della Sacra Rota Romana, nachdem er bereits sein Mobiliar verpfändet hatte, nichts übrig, als sich heimlich aus dem Staube zu machen und — wenigstens fürs erste — sich irgendwo inkognito aufzuhalten. In der Prälatur und bei den hiesigen Österreichern hat das natürlich schlimmen Eindruck gemacht. Von der Wohnung des Abwesenden ließ Hübner den kaiserlichen Adler herunternehmen, damit dieses gute Tier nicht täglich Zeuge der Zornausbrüche sei, zu denen sich die getäuschten Gläubiger in der verlassenen Wohnung leider hinreißen lassen.

Heute ist orthodoxes Neujahr. Um diese Stunde ist in Petersburg die ganze vornehme Welt im Winterpalais versammelt, um dem Zaren Glück zu wünschen. Die Diplomaten stellen sich gegen 12 Uhr im Saale Peters des Großen im Halbkreise auf, so daß die Majestäten Cercle halten können. Hinter jedem Chef de Mission stehen seine Sekretäre und Attachés. Kaiser und Kaiserin erscheinen; ein Botschafter und Minister nach dem andern wird von den Allerhöchsten Herrschaften, je nach Lage der politischen Beziehungen, bald freundlich, bald in gemessenem Tone angeredet; im Hintergrund gruppieren sich die Großfürsten und Großfürstinnen mit ihren Hofstaaten, um das welthistorische Schauspiel genau betrachten zu können und keinen Blick zu verlieren, der zwischen den Majestäten und den Angeredeten gewechselt wird. In solchen Momenten kommt sich der Diplomat, vom Botschafter bis zum kleinsten Attaché, imponierend, gewaltig, als Ausdruck seines Jahrhunderts vor. Wenn dann die Szene abgespielt ist, die Schlitten und Karossen mit den galonierten Kutschern, Lakaien und Jägern vorfahren, die Wachen ins Gewehr treten, alle die Vertreter der Groß- und Kleinmächte sich in ihre dicken Pelze hüllen, ein jeder, in seinem Wagen oder Schlitten zusammengekauert, durch die 20 Grad

Kälte nach Hause stürmt, in der warmen Stube angelangt, sich seiner Uniform und Orden entledigt, die Zigarre ansteckt, um noch einmal im Geist den jüngstdurchlebten hehren Moment sich zu vergegenwärtigen — dann wird ihm wohl ums Herz, und mit der Rechten sich vor die Brust schlagend, stößt er den emphatischen Ruf aus: „Du bist doch ein ganz höllischer Kerl!“ — Ich bin recht froh, daß ich das heute nicht durchzumachen habe, sondern bei 15 Grad Wärme in Rom sitze und statt der dumpfen Winterpalaisatmosphäre die göttlichen Lüfte des Südens atme.

Vorgestern abend war ich bei Hübner, um ihm meine Digestionsvisite für ein Diner zu machen, zu dem ich gar nicht erschienen war, weil die Principessa Pallavicini mich bereits eingeladen hatte. Der Herr Botschafter sind in solchen Sachen sehr empfindlich und begreifen es nicht, wie man bei ihm abzusagen vermag. Er begrüßte mich aber doch sehr gnädig. Seine Empfangszeit ist die „avant-soirée“ — die Zeit vom Schluß des Diners bis zum Beginn der Soireen, also etwa von 8 bis $^1/_2$10 Uhr.

Hübner erzählte mir, da ich anfänglich ganz allein bei ihm war, daß er seit Neujahr sich emsig an seinen Sixtus V. gemacht und deshalb seine ganze Lebensweise geändert habe. Er steht um 7 Uhr auf, geht dann sofort an die Arbeit und darf bis $11^1/_2$ Uhr, wo er gabelfrühstückt, nicht gestört werden. So hat er etwa vier ganze ruhige Stunden täglich für den braven Sixtus übrig. „Gehen Sie denn schon an die Redaktion Ihres Werkes?“ fragte ich. „Jawohl! Der Stoff ist in Kapitel verteilt und alles geordnet. Ich habe dann angefangen zu schreiben. Auf dem ersten Bogen den Titel: Sixte-Quint par le Baron de Hübner. Dann auf dem zweiten Bogen: Livre premier. Auf dem dritten: Introduction — Strich — und dann habe ich angefangen: Je compte écrire la vie du Pape Sixte-Quint ... diese neun wichtigen Worte habe ich den ersten Tag niedergeschrieben,

und dann ist mir die Feder entfallen, und ich weiß nicht, wie ich fortfahren soll."

Den Anfang dieser Erzählung trug er ganz ernsthaft vor; beim Schluß lächelte er und räumte ein, daß es sehr schwer sei, ein Buch zu schreiben. —

Von dem Reiseprojekt der Kaiserin ist es jetzt ganz still. Die Commedia hat aber doch ein Resultat gehabt, welches wohl niemand erwartet hatte. Denn es ist der alte Familienzwist, der seit drei Jahren zwischen den Häusern Sartiges und Colonna bestand, urplötzlich ausgeglichen worden, und heute sollte ein Gastmahl stattfinden, um die letzten Erinnerungen an jene Fehde zu tilgen.

Es hat aber die Feindschaft dieser beiden Geschlechter folgenden Ursprung.

Vor drei Jahren traf Sartiges als Botschafter hier ein und bezog den Palazzo Colonna am Apostelplatz, den bereits mehrere seiner Vorgänger bewohnt hatten. Es entstand nun die Frage, ob Sartiges nicht als Mieter dem Besitzer jenes Palastes einen Besuch machen wolle, zumal da der Vermieter ein römischer Fürst sei. Solches Ansinnen wies aber der Gallier stolz mit den Worten von sich: ich bin als Botschafter meines kaiserlichen Herrn mehr und stehe höher als alle römischen Fürsten; ich mache daher nicht den ersten Besuch, sondern erwarte diesen vom Fürsten Colonna, dem ich 25 000 Franken jährlich Miete zahle. Diese Summe strich Colonna ganz freudig ein, aber zu einem ersten Besuch wollte auch er sich nicht herbeilassen, dieweil er Principe Romano, ja Principe assistente al soglio pontificio ist (Fürst des römischen Stuhls), was nicht etwa jeder hiesige Fürst, sondern außer Colonna nur noch Orsini ist, die beide allein das Recht haben, bei feierlichen Gelegenheiten neben dem Thron des Heiligen Vaters zu stehen, weil sie die ältesten Fürsten Roms sind.

So machte denn keiner von beiden den ersten Besuch, und obgleich sie unter ein und demselben Dache wohnten, taten die

beiden Schäker und ihre Damen doch so, als ob sie einander gar nicht kennten. Nun aber ist die Fürstin Colonna eine Spanierin, so sich früher nannte Donna Isabella Alvarez de Toledo, eine Tochter des Marquese de Villafranca und als solche eine Anverwandte der Eugenie de Guzmann Condesa de Teba, welche im Jahre 1853 den bekannten Louis, Kaiser der Franzosen, ehelichte. Als es nun hieß, daß Eugenie herkommen und bei Sartiges wohnen wolle, da rührte sich doch im Weibe Colonnas das edle kastilische Herz, und sie dachte darüber nach, wie sie dem Weibe Napoleons etwas Angenehmes erweisen könne; und sie besprach sich mit Don Johann, ihrem Gatten; und dieser willigte ein, daß der Hof des Palastes geebnet und gefegt und auch der Pferdestall gereinigt werde, eine Aufmerksamkeit, zu der er durch die 25000 Franken Miete keineswegs verpflichtet war. — Und als nun Sartiges den plötzlich geebneten Hofplatz und den gereinigten Pferdestall sah, da schlug in ihm das gallische Herz, und er rief aus: Colonna ist doch ein guter Bengel; ich will hingehen und ihm danken!

So kamen die beiden Männchen endlich nach drei Jahren zusammen; und tags darauf schon erwiderte Colonna den Besuch.

Aber noch waren die beiden Weibchen nicht zusammengetroffen, da das eine sich immer noch scheute, dem andern den ersten Besuch zu machen.

Hier nun mußte die Kirche aushelfen, und zwar in der Person des Kardinals di Pietro. Bei ihm fanden sich am vorigen Sonntag, den 6. Januar, mittags 12 Uhr 15 Minuten so ganz zufällig, als ob nichts verabredet wäre, Mama Sartiges und Mama Colonna ein. Und Seine Eminenz machte beide miteinander bekannt, und nachdem die Commedia ganz ernsthaft unter dem roten Deckmantel des Kirchenfürsten ausgespielt war, begaben sich beide wieder von dannen und kehrten zurück in den Palast, den sie seit drei Jahren gemeinschaftlich bewohnen.

Zu heute nun hatte Colonna den Grafen Sartiges mit den Seinen zu einem Friedensmahle geladen. Aber das Mahl wird nicht stattfinden. Das finstere Schicksal ist dazwischen getreten, indem es gestern den Vater der Fürstin Colonna ins Jenseits abberufen hat.

Mit solchen Historien vertrieben wir uns hier die Zeit, im Winter 1866 auf 1867, wo alle Welt glaubte, jeder Tag werde in Rom die größten Ereignisse bringen. Statt dessen geht Heinrich mit 20000 Scudi Schulden durch die Lappen, Hübner versucht in einem Alter von fünfzig und mehreren Jahren ein berühmter Geschichtschreiber zu werden, und der stets kampflustige Sartiges fällt plötzlich Colonna um den Hals, weil dieser den Pferdestall für Eugenie reinigen läßt, die gar nicht herkommt.

Inzwischen gehen die Verhandlungen zwischen Antonelli und Tonello in aller Ruhe und wie es scheint, mit gutem Erfolge weiter. Ricasoli will das von Cavour aufgestellte Problem lösen, eine freie Kirche in einem freien Staat herzurichten, somit muß er zunächst auf alle Vorrechte verzichten, welche bisher die Krone in Anspruch nahm und der Papst dem König nicht einräumen wollte, als da sind Ernennung der Bischöfe, Bestätigung usw. Diese Vorrechte, welche die Vegezzische Mission vor zwei Jahren scheitern ließen, gibt Tonello jetzt auf und bahnt so in den Kirchenfragen eine Verständigung mit dem Vatikan an, die sich auch bald aufs politische Gebiet hinüberspielen kann. Denn Pio Nono ist jetzt einmal wieder sanfter gestimmt und äußerte noch vor wenigen Tagen, daß man seine Ausfälle gegen Italien, wie er sie erst jüngst in seiner Allokution losgelassen habe, nicht zu ernsthaft nehmen müsse.

Ein Hauptübelstand bleiben hier die Zuaven, diese fremden Söldlinge, die so übermütig auftreten, daß im Römer das Gefühl der Feindschaft immer mächtiger wird. Vom geheimen Nationalkomitee ist vor wenigen Tagen die gedruckte Aufforderung an Roms Einwohner erlassen, sich des Besuches der

Theater zu enthalten, um dort nicht mit den verhaßten Zuaven zusammenzutreffen. Dieser Befehl ist aber selbst bei den aufrichtigen Liberalen in sehr zweideutiger Weise aufgenommen worden, und obgleich das Komitee droht, diejenigen, welche dawiderhandeln, zu notieren, so fragt es sich doch, ob die schöne Römerin, die kein größeres Glück kennt als die Oper und das Ballett, diesen Vergnügen entsagen wird, nachdem sie bereits so viel für die Anschaffung ihrer neuen Theatertoilette ausgegeben hat, außerdem nicht weiß, wie und wo sie sonst ihre Abende hinbringen soll.

Eine andere Geschichte, welche dasselbe Komitee jüngst losgelassen hat, ist gleichfalls spaßhaft. Am Freitagabend voriger Woche erscheinen in einem Hause der Via delle Vite vier päpstliche Gendarmen, klingeln eine Treppe hoch, fragen das öffnende Mädchen, wo der Graf Corberon sei, und verlangen auf die Erklärung, daß er ausgegangen, in seine Stube geführt zu werden, um seine Papiere zu untersuchen. Da sie einen Befehl vom Polizeidirektor Monsignore Randi vorzeigen so muß das Mädchen die Stube öffnen und ruhig zusehen, wie die Gendarmen sich gewisser Papiere bemächtigen und damit abziehn. Geld, Waffen und andere Wertgegenstände werden von ihnen nicht angerührt.

Tags darauf erfährt aber die ganze Stadt, daß die vier Gendarmen Agenten des Nationalkomitees gewesen, die sich verkleidet und einen Befehl Randis nachgemacht hatten, um die Papiere zu entwenden, die, wie es heißt, sich auf eine legitimistisch-bourbonische Verschwörung beziehen, zu deren Hauptfaiseurs jener französische Graf Corberon gehört. Eine ganz ähnliche Gendarmengeschichte hat das Komitee vor vier Monaten im Palazzo Valdambrini in der Ripetta bei einem Neapolitaner ausführen lassen, wo sehr kompromittierende Papiere gefunden, sodann nach Neapel geschickt, später aber — nach genommener Einsicht — fast sämtlich dem Besitzer per Post wieder zugestellt wurden.

Donnerstag, 24. Januar 1867.

Wir hatten hier in der vorigen Woche solche Stürme an der Küste, daß nicht ein einziges französisches Schiff richtig eintraf. Am vorigen Montag den 21., dem heiligen Agnesentag, der für Rom soviel wie Frühlingsanfang bedeutet, änderte sich das Wetter; heute singen die Vögel unter meinem Fenster, und auf dem Rasen wird das Gras gemäht.

A Sant' Agnese
Lacerta in paese.

„Am heiligen Agnesentag zeigen sich wieder die Eidechsen." Und mit ihnen die Fremden.

Unter den Passanten erschien auch ein Herr Bergenroth, begleitet von Herrn Friedmann, beide aus Königsberg, voller Kenntnisse, seit mehreren Jahren in Simancas in Spanien damit beschäftigt, die auf Karl V. und Philipp II. bezüglichen Urkunden zu sammeln. Ich speiste kürzlich mit ihnen bei Spillmann — dem hiesigen Schott — dazu hatten sich auch Odo Russell, Cartwright, Sir John Acton, Grant Duff (Parlamentsmitglied), Arnim und Graf Arco-Valley eingefunden. Auch Gervinus war dort, gab aber wenig zum besten, da ihn die Gegenwart von Preußen präokkupiert. Er ist mit der Geschichte des Jahres 1866 nicht einverstanden und in seinen patriotischen Hoffnungen so gestört, daß er es in Deutschland nicht länger aushielt.

Rom, 1. März 1867.

Bergenroth habe ich öfters gesehen. Sein Leben ist ein Roman. Im Jahre 1848, wo er schon Kammergerichtsassessor war, schloß er sich der Revolution an und stand an der Ecke der Taubenstraße auf der Barrikade. Als im folgenden Jahr der „rettende" Manteuffel seine stramme Reaktion über Preußen verhängte, schrieb Bergenroth dem Justizminister, daß seine politischen Ansichten ihm einstweilen nicht gestatteten, im Staatsdienst zu verbleiben; er müsse eine Zeit abwarten, wo ein anderer Minister die Justiz leite. Dann ging er auf

einige Zeit nach Frankfurt a. M. und bald darauf nach Amerika im Auftrag einer Gesellschaft, die in Kalifornien Ländereien ankaufen wollte. In San Franzisko angelangt, verlor er alle seine Effekten, und als er sich nach dem Handelshause erkundigte, an welches er adressiert war, erfuhr er, daß es nicht mehr existiere. So war er vis-à-vis de rien und lebte vier Wochen hindurch, ohne Brot und Salz, von rohen Kaninchen, die er sich in den Waldungen erlegte. — Seine Intelligenz verschaffte ihm aber bald in der ganzen Gegend ein solches Ansehen, daß sich ihm etwa 70 Kolonisten aus aller Herren Ländern anschlossen und als ihrem Häuptling huldigten. Er gründete nun ein selbständiges Fürstentum, in dem er als Autokrat lebte. Eine verlassene Ortschaft wurde seine Residenz. Da sie aber in einem Grenzdistrikt lag, hatte er bald Händel mit den Amerikanern, die zwei Kanonen, unterstützt von Kavallerie, gegen König Bergenroth auffahren ließen. Inzwischen langte für ihn Geld aus Europa an. Die Korrespondenz von San Franzisko nach Deutschland und die Sendung von dort nach Kalifornien ging damals noch recht langsam. Aber das Geld kam, und nun gab er seine Herrschaft auf, um nach England zu ziehen. Er hat als König drei Todesurteile unterzeichnet, ist aber stolz darauf, daß er sie nicht hat ausführen lassen.

In England kam er mit der Historischen Gesellschaft in Berührung, die alle auf das Inselreich bezüglichen Urkunden sammeln läßt. So wurde der Königlich Preußische Kammergerichtsassessor a. D. aus Masuren in Ostpreußen zuerst König und dann englischer Historiker. Nachdem er nun über zehn Jahre in Simancas gesammelt hat, bereitet er sich jetzt vor, eine Geschichte Karls V. zu schreiben.

Er ist im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert so bewandert, als ob er mit allen hervorragenden Persönlichkeiten jener Zeiten gelebt hätte. Und was er nicht wußte, das wußte gewiß sein Begleiter Friedmann, der sich ganz besonders auf Philipp II. von Spanien geklemmt hat. —

Vorigen Mittwoch frühstückte ich mit Odo Russell bei Liszt im Kloster Santa Francesca Romana. Er sang uns einige seiner Lieder vor, die in sechs Heften existieren, aber wenig bekannt sind, obgleich sie den charakteristischen Stempel aller seiner Kompositionen haben. Nachher spielte er aus seiner neuen Messe „Christus".

Nach langen Jahren habe ich einmal wieder etwas recht Gefährliches unternommen, nämlich einen Roman zu lesen. Der letzte deutsche Roman, den ich verarbeitete, war „Soll und Haben"; das geschah vor ungefähr dreizehn Jahren. — Nun spielte mir kürzlich Fanny Lewald ihr achtbändiges Werk „Von Geschlecht zu Geschlecht" in die Hände, und da habe ich mich denn vierzehn Tage hindurch mit schrecklichen Aufregungen herumschlagen müssen. Denn das Buch ist meisterhaft gearbeitet und jeder Charakter so vortrefflich gezeichnet, daß man unwillkürlich den ganzen Tag mit den Personen lebt. Ich unternehme aber fürs erste nicht wieder ein solches Abenteuer; es hat mich sicher ein Jahr meines Lebens gekostet.

Rom, 14. März 1867.

Der Straßenkarneval war diesmal so öde, wie er wohl seit den Jahren 1810 und 1812 nicht gewesen ist. Selbst der sonst so reizende Moccoletti-Abend war dunkel und still. Das Nationalkomitee hatte nämlich der Bevölkerung befohlen, sich aller Teilnahme am Corso und an den Festinos, den Maskenbällen im Theater zu enthalten. Und dieser Befehl ist pünktlich ausgeführt. Die wenigen Wagen mit Verkleideten waren von der Polizei bezahlt.

Unter den Fremden befindet sich auch der arme Leutnant Hellhoff vom 12. Regiment, der bei Gitschin beide Beine verloren hat. Das rechte Bein ist mit dem Knie abgeschossen, das linke hat unterhalb des Knies abgenommen werden müssen. Die Rettung des letztern gibt ihm die Möglichkeit des Treppensteigens und ist also bei dem namenlosen Unglück ein großes

Glück. Ich sah Hellhoff zuerst am Fastnachtsmontag auf einem Ball im deutschen Künstlerverein, wo sich ihm natürlich alle Welt näherte und sich ihm vorstellen ließ. Auch der König von Bayern war dort, fragte nach dem preußischen Offizier und ging ihm entgegen, als dieser sich nicht rasch erheben konnte. An einem der folgenden Tage haben ich und einige andere Preußen im „Falcone" ganz fidel mit Hellhoff getafelt und die Liebenswürdigkeit bewundert, mit der er sein Unglück erträgt. Viel schlimmer ist ein Major von Wittich vom Kaiser-Franz-Regiment daran, der bei Trautenau eine Kugel in den Nacken bekommen hat, wodurch sein Nervensystem so erschüttert ist, daß weder die deutschen Bäder noch der römische Himmel ihn herzustellen vermögen.

Im vorigen Herbst tat sich hier plötzlich ein Commendatore Naldini als Geschäftsträger des Fürsten von Monaco auf und führte sich durch pomphafte Annoncen und Visitenkarten beim diplomatischen Korps ein. Kein Mensch wußte sich den Grund zu erklären, weshalb Fürst Karl III. Honorius Grimaldi seine 15 Quadratmeilen nebst 1307 Untertanen mit einem Male in Rom vertreten zu sehen wünschte, und Hübner fragte in Wien an, ob er diesen neuen Repräsentanten wirklich als Kollegen behandeln solle. Vor vier Wochen ist dies Problem gelöst. Der Gouverneur von Ulm, Graf Wilhelm von Württemberg nämlich, welcher in zweiter Ehe mit Florestine von Monaco vermählt ist, erschien hier mit seiner Tochter Eugenie und deren Hofdame Fräulein von Biegeleben, und da diese Herrschaften den Winter in Rom zubringen wollen, so hatte vorsorglich Karl III. von seinem Souveränitätsrecht Gebrauch gemacht und schon im Herbst den edlen Naldini zu Orden und Diplomatenfrack begnadigt, damit er hier Florestine beschützen könne.

Auch Württemberg hat hier einen Geschäftsträger in der Person des vortrefflichen Bankiers Kolb. Am 22. Februar gab dieser ein Diner zu Ehren der Prinzessin Florestine, die

ich zwei Tage zuvor kennen gelernt und die so amüsant und hübsch ist, daß ich mich sehr gut mit ihr unterhielt; daraufhin hatte sie den Wunsch zu erkennen gegeben, mich mit zur Tafel zu ziehen. Herr von Kolb hatte mich gebeten, die Gäste zu placieren. Zunächst dachte ich dabei an mich und sicherte mir als Nachbarin die reizende Baronin Biegeleben. Kolb selbst empfahl ich, die Prinzessin Florestine zu führen; Monsignore Prosperi mußte der Tochter als Kavalier dienen, zu deren Rechten ein junger päpstlicher Dragoneroffizier, Graf Leiningen, saß. Zur Rechten und Linken des Grafen Wilhelm, der die Wissenschaft liebt, wurden Visconti und Gregorovius ausersehen. Somit blieb für Naldini der Platz zwischen Leiningen und Gregorovius.

Ich übernahm es, den Herren vor Tisch ihre Plätze anzudeuten. Auch Naldini erhielt von mir die erforderliche Weisung, die er anfänglich mit vollem Einverständnis aufnahm.

Die Herrschaften waren noch nicht erschienen; jeden Augenblick erwartete man ihre Ankunft, da es bereits 10 Minuten über 5 Uhr war.

Plötzlich bemerkte ich auf Naldinis hoher Stirn eine unruhige Bewegung, die deutlich zeigte, daß in seinem Diplomatenschädel etwas Großes vorging. Mit jeder Sekunde wurden die Furchen düsterer — dann ein scharfer, stechender Blick, der sich auf mich richtet — er erhebt sich von seinem Stuhl, er nimmt mich bedeutungsvoll untern Arm — er führt mich ins Nebenzimmer. Die Donner rollen; das Gewitter bricht los. „Vous m'avez indiqué la place entre Mr. Gregorovius et le comte de Linange.“ — „Oui, Monsieur.“ — „De cette manière j'aurais le pas après le Comte de Linange . . .“ Meine Lage war furchtbar. Wenn er fortfuhr und mir auseinandersetzte, daß nicht nur Leiningen, sondern auch ich bessere Plätze als er, der Vertreter von Monaco, hätten, so konnte ich nicht Fräulein von Biegeleben führen . . . aber glücklicherweise war er noch weniger erleuchtet, als ich gefürchtet hatte. Er blieb bei

dem Rechtsfall Leiningen ſtehen, und da holte ich denn aus der Ahnentafel dieſes erlauchten Geſchlechtes ſo viele Beweiſe hervor und machte ihm die Stellung der Leiningen im Heiligen Römiſchen Reich Deutſcher Nation ſo klar oder ſo unklar, daß ihm blau und grün vor den Augen wurde — es klingelt — die Herrſchaften erſcheinen — man ſetzt ſich wie verabredet — und das ganze Diner war reizend amüſant. Nur Naldini ſpielte Geiſt Banco.

Rom, 29. März 1867.

Für Deinen lieben Brief, meine gute Mutter, vom 22. dieſes Monats danke ich Dir herzlichſt. In der vorigen Woche habe ich beſonders viel an Dich gedacht, weil ich hörte, daß im ganzen Norden ein ſo ſtrenger Nachwinter mit Schnee und Eis ſich eingeſtellt habe; bei Empfang derartiger Nachrichten ſehe ich jedesmal ſofort Dein Wohnzimmer vor mir und habe immer das Gefühl, als müßte ich die dortigen Türvorhänge feſter zuziehen und noch mehr Holz nachlegen laſſen, damit es nur recht warm bei Dir ſei.

Bei der jungen Gräfin Lovatelli, der Tochter der Gräfin Ugarte (Eliſabeth Rochow), welche letztere hier im Januar eintraf, um der — inzwiſchen glücklich erfolgten — Entbindung ihrer Tochter beizuwohnen, ſpeiſte ich kürzlich mit Ruſſell und einigen anderen Freunden; man war ſehr luſtig; ein Wort gab das andere; Rom — Deutſchland — Berlin — Lübeck — Madame de Schlözer! und der Toaſt war fertig, und man ließ mit vollen Gläſern meine gute Mutter hochleben. —

Liſzt hat ein Klavierkonzert komponiert mit Quartettbegleitung, Kontrabaß und Harmonium. Das wurde eben unter ſeiner Leitung probiert und war wieder ein unbeſchreibliches Meiſterſtück, von Sgambati ſehr ſchön ausgeführt.

Geſtern war ich mit Liſzt bei Bobrinsky, wo er nach dem Diner prachtvoll ſpielte. Ich kenne keinen höhern muſikaliſchen Genuß, als ihn in ſolchem kleinen Kreiſe zu hören.

Vorigen Montag war, wie alljährlich um diese Zeit, ein großes Kirchenfest in Grottaferrata. Es war der Tag Mariä Verkündigung. Ein Wetter, wie es nicht schöner gedacht werden kann. Früh 8 Uhr erhielt ich zwei Einladungen, von der Marchesa Lavaggi und der Principessa Pallavicini, mit ihnen nach Grottaferrata zu fahren. Das kam mir wie geschlichen. Um 10 Uhr Vereinigung bei Pallavicinis mit Duca di Gallo, Conte di Galli, Marchese Vitelleschi; lauter nette Menschen; und die Perle von allen, die Marchesa Rosa Lavaggi. Zunächst ein sehr anerkennungswertes Gabelfrühstück. Dann fuhr auf dem Hof des Palastes ein großer Char à banc vor, bespannt mit vier edeln Rappen. Um 12 Uhr Ankunft in Grottaferrata. Gang zur Kirche. Fahrt nach Frascati, in die reizende Villa Pallavicini, wo die gute Principessa in der richtigen Schätzung unserer Magenverhältnisse vorsorglich ein Goûter, hier eine „Merenda" genannt, zubereiten ließ, noch dazu im Garten unter den schönen Eichen, von wo der Blick über die Campagna schweift. In Grottaferrata auf dem Jahrmarkt, der besonders für den Verkauf der vorzüglichen dortigen Schinken eingerichtet ist, hatten wir Trompeten, Tambourins und für unsere Hüte Blumensträuße gekauft, und während und nach der Merenda sowie auf der Rückfahrt nach Rom wurden diese musikalischen Instrumente nach allen Richtungen hin ausgebeutet. Das war so ein echt römischer Tag!

Rom, Montag, 15. April 1867.

Gestern war ich im Palazzo Ruspoli. Ältere Römer schildern, wie Louis Napoleon in diesen Räumen als geckenhafter „Paino" mit seiner Mutter Hortense gelebt habe.

Schräg gegenüber, am Eingang zur Via Condotti, wohnte Elise Bacciocchi (Schwester Napoleons I.). Das Donnerwetter im heißen Juli 1830 brachte zwar etwas Leben in die Geschichte Europas. Aber noch waren Nikolaus, Nesselrode, Metternich, Gentz und Kamptz zu mächtig, als daß der Herr Weltgeist

nicht wieder in seine Schranken hätte zurückgewiesen werden können, und als einige unglückliche „Demagogen" von einem deutschen Reichsparlament träumten, wurden sie auf die Wartburg geschickt. — Im selben Jahre 1830 wurde Louis auch sehr lebendig und nahm warmen Anteil an der Revolution in der Romagna, was reizend beschrieben ist in dem 1861 in Paris erschienenen Buche: „La Reine Hortense en Italie, en France et en Angleterre pendant l'année 1831. Fragments de ses mémoires inédites, écrites par elle-même." Man sieht daraus, wie tief Louis sich damals mit den Carbonari einließ, die er seitdem niemals wieder ganz hat aufgeben dürfen.

In der vorigen Woche hatte ich geschäftlich zu tun im Franziskanerkloster Aracoeli, wo der General des Ordens residiert. Ich ließ mich also bei dem Ministro Generale dei Minori Osservanti, Reverendissimo Padre Raffaele da Pontecchio melden und trug ihm meinen Fall vor. Er war sehr liebenswürdig. Eine längere Unterhaltung zeigte mir aber bald, wes Geistes Kind er war. „Dite un poco," fragte er unter anderem, „si parla in Prussia la lingua tedesca?" Das ist der Mann, der die Angelegenheiten der Franziskaner beider Hemisphären zu leiten hat. Und das Charakteristische dabei ist, daß Pio IX. ihn eigens für diese Stelle ausgesucht hat. Denn als vor einigen Jahren die Franziskaner — ihrem alten Rechte gemäß — die vakante Generalsstelle dem freisinnigen Padre Rignano übertrugen, kassierte Seine Heiligkeit gegen alles Herkommen die Wahl des liberalen Geistlichen und oktroyierte den Padre Raffaele.

Diese Minori Osservanti sind die Zwillingsbrüder der Kapuziner, unterscheiden sich aber äußerlich von letzteren dadurch, daß sie sich nicht den Bart wachsen, sondern ihn einmal in der Woche rasieren lassen. Jeden Mittwoch in der Frühe erscheint in Aracoeli ein Barbier von der Piazza Montanara und nimmt dann 160 Fratres unter sein Messer.

Vom Capitol führt eine Treppe zum Eingang des Klosters, von wo aus man einen prachtvollen Blick über die Ruinen des Forum hat. Dort stand vor 103 Jahren an einem schönen Oktobernachmittag Gibbon und schaute auf die Pracht des alten Rom, während hinter ihm die Mönche in Aracoeli die Vespern sangen. Der Moment ergriff ihn mächtig, und es stieg vor ihm auf das gewaltige Gemälde, welches er in seinem Geschichtswerk ausgeführt hat. „It was at Rome," schreibt er, „on the 15th of October 1764, as I sat musing amidst the ruins of the capitol, while the barefooted friars were singing vespers in the temple of Jupiter that the idea of writing the decline and fall of the city first started to my mind."

Zur Weihnachtszeit ziehen die Kinderpredigten in Aracoeli nicht nur viele Fremde, sondern auch Taschendiebe an, die in diesem Jahre sich einen Lord Grey mit seiner großen goldenen Uhrkette ausersehen hatten. Die Predigt begann; als sie zu Ende ging, merkte Grey, daß die Kette fehlte. Erstaunt wandte er sich an seine Gattin, um ihr den Verlust mitzuteilen. Diese aber wunderte sich gar nicht, denn sie hatte, wie sie ihrem Gatten ganz kaltblütig mitteilte, gesehen, daß ein Dieb sie entwendet. Und auf die Frage des immer erstaunteren Gemahls, warum sie ihn denn nicht angerufen und den Diebstahl verhindert habe, antwortete sie mit der ganzen Gelassenheit der Insulanerin: „I did not know, if it was lady-like . . ."

Rom, 5. Mai 1867.

Rom lebt jetzt in der vollen Pracht des Frühjahrs. Das ist die Zeit der Gartenfeste, der Vignaten, Landpartien und Ausflüge in die Campagna und auf die benachbarten Castelle.

Vorigen Dienstag (30. April) gab Duca Grazioli auf Castel Porziano ein Fest, zu dem 150 Personen geladen waren. Früh 10 Uhr fuhr ich mit Pallavicinis und Russell hinaus. Tags zuvor hatte es geregnet, wodurch Hitze und Staub gedämpft waren. Gegen Mittag war die ganze Gesellschaft ver-

ſammelt. Unter hohen Lauben ſtanden im Garten die Buffets. Der Hof des Caſinos war zu einem Tanzſaal umgewandelt, deſſen Plafond aus Laubgewinden, Guirlanden und mächtigen Blumenkronen gebildet war, um das zu kühne Eindringen der Sonnenſtrahlen zu verhindern. Und unter dieſem duftenden Blütenhimmel rauſchende Tanzmuſik, ſtolz gehobene Frauenköpfe, ſchwellende Locken, feurige Blicke — ich glaube nicht, daß am 30. April in den Stunden von 12 bis 6 Uhr auf einem anderen Punkte der Erdkugel 150 Perſonen ſich mit ſolcher Begeiſterung und ſo vergnügt zuſammengefunden haben wie dieſe Geſellſchaft in Caſtel Porziano, die wie durchglüht war von ſüdlicher Luſt und Freude. — An demſelben Tage hielt in dem heiligen Petersburg noch das Eis auf der Newa.

Rom, 10. Juni 1867.
Pfingſtmontag.

Am 15. Mai war ich mit Lavaggis und Pallavicinis abgereiſt, um eine ganz reizende Woche auf der ſchöngelegenen Villa zuzubringen, welche Lavaggis in der Nähe von Florenz beſitzen.

Jedesmal, wenn ich nach Rom zurückkehre, bewundere ich von neuem unſeren Capitolshügel, auf dem faſt ein Jahrtauſend hindurch die Geſchichte der alten Welt gemacht wurde, und der wohl Größeres erlebt hat als irgendein anderer Punkt der Erde. — Während des Mittelalters war er verödet und trug außer der Kloſterkirche Aracoeli und dem Senatshauſe vermutlich nur melancholiſche Trümmer der einſtigen Herrlichkeit. Der Campidoglio, wie er jetzt vor uns liegt, iſt eine Schöpfung Michelangelos. Er zuerſt faßte den Gedanken, dem durch die antiken Erinnerungen geweihten Hügel auch in der neuen Hauptſtadt der Chriſtenheit wieder Geltung zu verſchaffen; unter dem prachtliebenden Farneſe Paul III. entwarf er den Plan zur Anlage dieſes grandioſen Platzes.

Wie es auf dem Capitol der alten römiſchen Könige, dann der Republik und der Kaiſer ausgeſehen, vermag die Wiſſen-

schaft noch nicht genau zu bestimmen. Man weiß, daß dort die Zitadelle stand, daß auf dem Tarpejischen Felsen, welcher vom Garten unserer Gesandtschaft abstürzt, der Capitolinische Jupiter in einem prächtigen Tempel thronte.

Viele Wege führen nach Rom, aber nur drei aufs Capitol.

Die flache breite Mitteltreppe, die von der Piazza Aracoeli hinaufsteigt, wurde im Jahre 1536 beim Einzuge Karls V. nach der Angabe Michelangelos angelegt. Rechts und links, am Fuße des Aufganges, speien die so oft nachgebildeten beiden ägyptischen Löwen von Basalt ihre Wasserstrahlen, während oben die beiden kolossalen Dioskuren aus weißem Marmor mit ihren Rossen Wache halten, als wollten sie den in der Mitte des Platzes reitenden Marc Aurel beschützen.

Eine andere steile Treppe von 124 weißen Marmorstufen führt rechts zur alten Kirche hinauf. Die Kosten bestritten die Mönche von Aracoeli aus einem Almosenfonds, den ihnen ihre Prozessionen mit einem wundertätigen Madonnenbild zur Zeit des schwarzen Todes im Jahre 1348 einbrachten. Um den Marmor umsonst zu beschaffen, wurden die Ruinen geplündert, die vom alten Prachttempel des Quirinus übriggeblieben waren. Der Kampf um den Marmor bildet überhaupt ein eigenes und höchst dramatisches Kapitel in der Geschichte Roms.

Rechts von der breiten Mitteltreppe führt eine Fahrstraße aufs Capitol und zu unserm Caffarelli. Diesen Weg legte im Jahre 1692 der Papst Innocenz XII. an, ein bauluſtiger, straßenverbessernder Herr aus dem alten neapolitanischen Fürstengeschlechte der Pignatelli, deren Wappen aus drei Töpfen, pignatte oder pile, besteht. Dies sonderbare Wappen ist an der Seite des capitolinischen Fahrweges auf einem hohen Postament angebracht, weshalb die Straße Via delle tre pile heißt. Will der Römer die Stärke seines Pferdes rühmen, so sagt er: Il cavallo a fatto le tre pile. Die Straße ist nämlich so steil, daß es manchen Rossen gar nicht gelingt, einen

Wagen hinaufzubringen, und es ist ein ganz besonderes Vergnügen, an einem Tage wie dem heutigen (27 Grad im Schatten) bei praller Mittagssonne hinaufzusteigen. Bei der Ankunft auf dem Platz ist man dann freilich wenig disponiert, den Marc Aurel zu bewundern.

In Nummer 60 der engen Via del Vignaccio — einer Nebenstraße des Corso — fand ich vor einigen Tagen eins jener kleinen eleganten Häuser, wie sie zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts hier und in Florenz gebaut wurden. Über den einfach-edlen Umrissen der Tür las ich die Worte: Domum familiae Hispanicae Vage, und darüber eine Inschrift, wonach der gute Vaga zu jenen Menschen gehörte, die damals wie heute glücklich waren, in Rom zu leben. Nur scheint er nebenbei ein starker Melancholicus gewesen zu sein, denn über ein Seitenfenster hat er die fernere Bemerkung setzen lassen: Nihil tutum in miserabili seculo, was man übersetzen könnte: „In diesen miserablen Zeiten kann man sich auf nichts verlassen."

Sonnabend vor acht Tagen besuchte mich Liszt, um Abschied zu nehmen, da er noch am selben Abend nach Pest abreisen wollte. Er hat für die dortige Krönung eine Messe komponiert, die er selbst dirigieren soll. Er war noch unsicher, ob sie zur Ausführung kommen werde. Denn das Recht, die Krönungsmesse zu liefern, steht von alters her der kaiserlichen Kapelle in Wien zu. Nun aber hatte diesmal Liszt vom Primas die Aufforderung erhalten, die Messe zu komponieren, und gegen das Recht der kaiserlichen Kapelle ist von Ungarn aus durch die Presse und durch Deputationen so gewaltig agitiert worden, daß man in der Wiener Hofburg auch in musikalischer Hinsicht den nationalen Regungen der Magyaren hat nachgeben müssen. Liszt telegraphierte gestern der Fürstin Wittgenstein, seine Messe sei am Sonnabend glänzend aufgeführt.

Allen Pomp bei der Krönung in Pest hat Franz Josef wegen der Familientrauer abbestellt. Sonst wäre es dort gewiß ganz flott hergegangen. Denn wenn man von dem Luxus

hört, den noch kürzlich Metternich in Paris bei seinem Ball entwickelt hat, so scheint man sich über die Ereignisse vor einem Jahr rasch hinweggesetzt zu haben. Damals lief Hübner hier noch sehr übermütig herum, fabelte von einer Armee von 900 000 Mann, bezeichnete Venetien als treueste Provinz des Kaiserstaates und träumte ganz laut von Wiedereroberung der Lombardei und Restauration der Erzherzöge in Toskana und Modena. Ein jüngerer Bruder Lichnowskys, Graf Othenio, österreichischer Major, der damals von hier nach Mähren ging, sagte mir auf echt Wienerisch: „Das wird halt ein höchst interessantes Vergnügen für den Sportsmann, zu sehen, wie unsere Kavallerieschwadronen mit einander raufen werden."

Übrigens ist er selbst ein famoser Draufgänger; der richtige Husarenhäuptling. Kurz vor seiner Abreise bat er um eine Audienz beim Papst. Als guter Katholik hatte er den Wunsch, irgendein handgreifliches Andenken von Seiner Heiligkeit mit nach Hause zu bringen, wenigstens die Namensunterschrift des Pontifex Maximus unter dessen Porträt. Nun aber ist es verboten, den Papst bei Audienzen mit dergleichen Bitten zu behelligen, weil sonst die Indiskretion der Gläubigen gar keine Grenze finden würde. Auf den Einladungen zur Audienz ist dies Verbot besonders angegeben.

Indes — Not und Othenio Lichnowsky kennen kein Gebot. Er kauft sich eine große Photographie des Papstes, befestigt sie mit einer Nadel lose am Kragen seiner Husarenjacke, wirft darüber den Pelz und schreitet fröhlich und unbefangen durch die heilige Anticamera, wo keiner der Hofherren bei seinem Anblick etwas Böses ahnt. Nachdem er ins Kabinett des Papstes geführt ist, fällt er etatsmäßig auf die Knie, hört die gütigen Worte des Hohenpriesters an, erhebt dann sein Auge bittend zu dem Greise und bringt plötzlich sein unverfrorenes Gesuch vor, wobei er zugleich mit raschem Ruck die Photographie vom Kragen reißt und sie unter dem Pelz hervorzieht. Der Papst ist durch diesen unvorhergesehenen Staats-

ſtreich ſo verdutzt, daß er nichts Beſſeres zu tun weiß, als zur Feder zu greifen und das ihm entgegengehaltene Corpus delicti mit ſeiner Unterſchrift und einem Bibelſpruche zu ſchmücken. Dann neuer Fußfall — Dank — pontificaler Segen — ſchleuniger Rückzug aus dem Kabinett — und in der Anticamera allgemeine Verblüffung über das plötzliche Auftreten der großen Photographie, mit der Herr Othenio triumphierend zur Tür hinauszieht. —

Vorigen Sonntag, 2. Juni, war ein großes geiſtliches Diner bei Hohenlohe, zu dem dieſe liebenswürdigſte aller Eminenzen mich abermals geladen hatte. Folgendes die Veranlaſſung. Der bisherige Hauskaplan des Papſtes, il predicatore Apostolico, der Kapuzinerpater Ludwig Pücher aus Trient, ein ausgezeichneter Prediger, ſollte ſchon lange den Kardinalshut erhalten. Bei ſeiner letzten Faſtenpredigt erſchien Pio IX. und ſagte ihm am Schluß, daß er heute zum letzten Male gepredigt habe. Das verſtanden Pücher und ſeine Freunde ſo, daß er nun Kardinal werden ſolle. Darüber allgemeine Entrüſtung im Vatikan und bei den Jeſuiten; denn Pücher gilt für gefährlich, für einen geheimen Italianiſſimus. Alſo alle Kabalen werden angeſpannt, und der Papſt muß nachgeben. Aber er kann nicht umhin, irgend etwas für Pücher zu tun, da er ihm ſo feierlich erklärte, daß er nicht mehr predigen werde. Er macht ihn alſo zum Biſchof in partibus von Iconium und zugleich zum Vikar des Domkapitels von St. Peter. Neuer Aufruhr im Vatikan! Denn das Domkapitel von St. Peter iſt eine Geſellſchaft von ſehr vornehmen Leuten, und dieſe ſollen nun mit einem Male in einem unſoignierten Kapuziner, der nebenbei politiſch anrüchig iſt und einen langen Bart trägt, ihren Vikar verehren. Der Kardinal Mattei, Vorſtand des Kapitels, weigert ſich alſo, Pücher als Biſchof zu weihen. Letzterer wendet ſich darauf an Hohenlohe, und dieſer ſagt ihm nicht nur die Weihe zu, ſondern veranſtaltet auch ein großes Diner, zu dem eine Menge Domherren von St. Peter, Kardinal

Altieri, der General und Prokurator der Kapuziner, Hübner und ich geladen waren. Hübner entschuldigte sich, d. h. er wollte mit diesem Italianissimus nicht speisen, erschien aber bei der Weihe am Sonntag früh, um die er sich nicht hätte drücken können, ohne Hohenlohe zu verletzen. Ich machte es umgekehrt und fand mich um 2 Uhr im Palazzo Valentini am Platz der Apostel ein, wo Hohenlohe jetzt wohnt. Es ist dasselbe schöne Palais, welches schon Debrosses im Jahre 1739 bewunderte. Damals war es Sitz des französischen Botschafters Saint Aignon, der in den prächtigen Räumen seine Diners und Feste gab.

Am Sonntag speisten wir nun, etwa 30 Personen, in der langen, hochgewölbten Galerie. Ich saß zwischen Monsignore Nardi von der Rota und Monsignore Talbot de Malahide, Geheimkämmerer des Papstes. Hohenlohe und Altieri gegenüber saßen der General der Kapuziner und der Prokurator, beide natürlich in ihren gewöhnlichen braunen Kutten, mit weißem Strick um die Taille und langen grauen Bärten. Es war ein Bild zum Malen, als einer der weißlivrierten Lakaien mit den Stickereien des Hohenloheschen Wappens auf den Galons die Champagnerflasche hinter den beiden ehrwürdigen Mönchen knallen und ihnen dann mit dem frivolsten Gesicht von der Welt den ungewohnten Schaumwein ins Glas perlen ließ.

Toast folgte auf Toast: Pio Nono, il Reverendissimo Monsignore Vescovo Pücher usw. Dazu sehr gutes Diner, die bunten geistlichen Gewänder, der verbissene Ärger einiger Domherren von St. Peter, die selbst inter pocula die ihnen durch Püchers Wahl beigebrachte Niederlage nicht vergessen konnten. Der Toast auf Kaiser Franz Josef, den Landesvater Püchers, wurde ausgebracht vom Kardinal Altieri, der 1848 laut von seinem Balkon liberale Reden hielt, während gegenüber das Volk vom österreichischen Botschaftshotel die Wappen herunterriß.

Rom, 26. Juni 1867.

Am 29. Juni wird das achtzehnhundertjährige Erinnerungsfest der Martyrisierung der Apostel Peter und Paul gefeiert, von denen hier, wie die kirchliche Tradition sagt, der erstere gekreuzigt, der andere enthauptet ist. Außerdem werden am gleichen Datum fünfundzwanzig neue Heilige das Licht des Tages erblicken. Aus allen Himmelsgegenden, selbst aus dem Orient, dem fernen Indien, China und Amerika strömen die Bischöfe und Priester hier zusammen. Bis gestern waren schon etwa 15000 eingetroffen, und bis zum 29. werden noch weitere Kontingente erwartet. Es sind darunter ganz seltsame Physiognomien und Kostüme, die schon am vorigen Donnerstag der Prozession des Corpus Domini einen eigentümlichen Charakter verliehen.

Heute früh hielt der Papst ein Konsistorium in der Peterskirche ab, um dem gesamten Episkopat den Vorschlag zu einem neuen Brillantfeuerwerk, nämlich zu einem Kirchenkonzil, mitzuteilen, wie solches seit mehr denn dreihundert Jahren, seit dem Tridentiner, nicht stattgefunden hat. Dies Konzil soll in anderthalb bis zwei Jahren zusammentreten, um alsdann die Unfehlbarkeit des Papstes zu einem Glaubensartikel zu erheben, den damals die Tridentiner sich weigerten anzuerkennen. Es ist freilich schon jetzt unter den Katholiken guter Ton, so zu tun, als ob der Papst unfehlbar wäre; aber diesen Satz als Dogma hinzustellen, ist neu und wird zu Weiterungen führen. Indes die Jesuiten sind dafür, und das erklärt alles. Der autokratische Pio IX. kann sich zudem in solchen Machtfragen nicht genug tun.

Eine Versammlung von Geistlichen wie die jetzige hat Rom noch nie gesehen.

Eine große Annehmlichkeit liegt für Pio IX. darin, daß diese Priester aus ihren verschiedenen Sprengeln viele Peterspfennige mitgebracht haben, die man im Vatikan augenblicklich recht gut verwerten kann. Da der Papst aber auch

zuweilen an sein Ende denkt, so hat er neulich durch seinen Finanzminister berechnen lassen, wieviel ein Conclave kosten würde; und da ein solches auf 240 000 Scudi berechnet worden ist, so hat er dem Säckelmeister sofort aus den reichen amerikanischen Geldsendungen diese Summe mit dem Befehl übergeben, selbige wohl und sicher zu verwahren, damit nach seinem etwaigen Tode kein Geldmangel den schleunigen Zusammentritt eines Conclaves verhindern, sondern letzteres augenblicklich berufen werden und den neuen Nachfolger Petri wählen könne. Der Papst hat die Sache so eifrig betrieben, daß er von dem Finanzminister verlangt hat, er solle das Geld gleich mitnehmen und es zu dem Ende in ein Schnupftuch wickeln. Da dies aber alle die amerikanischen oder spanischen Goldstücke nicht hat fassen können, so hat der Papst eine große Serviette verlangt, sie mit den Conclavegeldern angefüllt und dann den Minister fortgeschickt, damit er den Schatz irgendwo in Sicherheit bringe. —

Liszt ist vor acht Tagen sehr vergnügt aus Pest zurückgekehrt. Seine Messe hat großen Beifall gefunden, und das Kommandeurkreuz des heiligen Stephan hat ihm sichtlich Scherz bereitet. Im August wird er auf Einladung des Großherzogs von Weimar seine „Heilige Elisabeth" im Wartburgsaal aufführen.

Rom, 13. Juli 1867.

Wir müssen alle suchen, mein guter Bruder, unsere Nerven soviel wie möglich in Ordnung zu halten, denn die Weltgeschichte tut redlich das ihrige, um das Menschengeschlecht entweder ganz apathisch zu stimmen oder es in fortgesetztem Fieber zu erhalten. Alles ist freilich schon einmal dagewesen, aber die Massenhaftigkeit der Ereignisse und die Raschheit, mit der sich jetzt der Faden der Geschichte abspinnt, ist denn doch neu. Reichsparlament — Drohen eines deutsch-französischen Krieges — acht Tage Konferenz in London — Beschwichtigung der

Kriegsgefahr — Pariſer Ausſtellung — Pilgern der Souveräne nach Paris — dazwiſchen ein kleines Attentat — das Ende Maximilians, während Franz Joſef ſich in Peſt krönen läßt — hier das große Kirchenfeſt — ein ökumeniſches Konzil in Ausſicht — ein Kaleidoſkop!

Die Feierlichkeiten hatten Rom auf acht bis vierzehn Tage bunt belebt mit ihren zahlloſen Geiſtlichen und auswärtigen Gläubigen. Viel Intereſſe erregten die orientaliſchen Biſchöfe. Schon ihre prachtvollen, ſchwerſeidenen, violetten Gewänder, dazu die markanten Geſichtszüge, machten Aufſehen. Einer ließ ſich auf dem Pincio einen Teppich ausbreiten und rauchte darauf mit untergeſchlagenen Beinen ſeinen Tſchibuk. Als der Papſt vor dem Tor ſpazieren ging und dort auf zwei armeniſche Biſchöfe ſtieß, wußten dieſe ihm keine größere Ehre zu erweiſen, als indem ſie ihm ihren Segen erteilten. Sie ſind das bei ſich zu Hauſe ſo gewöhnt; den Papſt hat es aber doch etwas verletzt. Ein chineſiſcher Biſchof konnte in der Audienz bei Pio IX. weder Lateiniſch noch Franzöſiſch; nachdem letzterer ihn vergeblich in allen möglichen Sprachen angeredet, rief er endlich aus: „Tu è un brutto servo di Dio!“ und entließ ihn damit. — Wenn der Papſt das Hochamt celebriert, ſo hat er gewöhnlich die Gnade, einen der hieſigen Patriarchen auszuwählen, damit er das Meßbuch hält. Dieſe „hieſigen“ ſind römiſche Geiſtliche mit imaginären Titeln von Patriarchen orientaliſcher Diözeſen. Die fühlen ſich dann ſehr geehrt. Jetzt aber, wo der wirkliche Patriarch von Konſtantinopel und andere ſeiner orientaliſchen Kollegen hier waren, ließ der Papſt dieſe zum Halten des Meßbuches auffordern. Das nahmen dieſe Herren aber ſehr übel, fanden darin gar keine Ehre, meinten, das ſei etwas für die Sakriſtane, aber nicht für ſie — und der Papſt mußte ſich einen Abendländer ausſuchen.

Das Kanoniſationsfeſt am 29. Juni in St. Peter bot einzelne prachtvolle Momente. Daß 20000 Kerzen dort brannten, war ſchon keine Kleinigkeit. Aber wirklich ſchön war der Ein-

zug der fünfhundert Bischöfe, alle in vollem Meßornat, jeder eine brennende große Kerze in der Rechten haltend. Ergreifend war auch später ein Gesang von vierhundert Sängern, die an drei Stellen der Kirche verteilt standen. Der Engelsgesang — ausgeführt von einem Chor von achtzig Knaben — erschallte hoch oben von der Kuppel.

Im übrigen muß unsereins bei solchen Schaufesten viel Unverdauliches mit in den Kauf nehmen. Eigentümlich ist für uns schon der Gedanke, daß ein Mensch wie der Spanier Don Pedro Arbues de Epila zu fast göttlichen Ehren erhoben und kanonisiert wird, weil er sich als eins der tätigsten Mitglieder der Inquisition gezeigt, täglich in Saragossa Gericht gehalten, fleißig, klug und aufmerksam in der Entscheidung der Fälle gewesen und schließlich, nachdem die Erbitterung sich aufs höchste gegen ihn gesteigert, ermordet worden ist. Sehr unangenehm wurde empfunden, daß eine große Fahne, auf welcher seine Heldentaten gemalt sind, bei der Prozession durch Unvorsichtigkeit eines der Träger plötzlich zusammenbrach. —

Als ich eines Morgens aus dem Caffarelli trat, um eine Fahrt nach Civitavecchia zu unternehmen, stand plötzlich ein kleiner, grauer, verwachsener Mann mit rundem Reisehut vor mir; ich erkannte alsbald in ihm Hagemeister aus Petersburg, den einst mächtigen Unterstaatssekretär im Finanzministerium Knäjevitsch Anno 1859 und 1860, jetzt Mitglied des Senats, wo er den Richter spielen und in Sachen aburteilen muß, von denen er selbst bekannte, nichts zu verstehen. Der Mann war also, wie so viele gefallene Größen, auch einmal nach Rom gekommen, um hier zu lernen, was das heißt, sein Leben und Dasein genießen; und er gestand mir denn auch, daß er mit Schrecken an den September denke, wo er wieder in Petersburg sein und dreimal die Woche „in Uniform" den Sitzungen seines Senatsdepartements beiwohnen müsse. Er machte mir von den russischen Finanzen keine günstige Beschreibung. Jährliche Auszahlung von dreißig Millionen Zinsen in klingender

Münze ans Ausland! Und da das Inland dies Geld nicht aufbringt, so müssen immer neue Anleihen gemacht werden!

Rom, 18. Juli 1867.

Deinen lieben Brief vom 3. Juli, teure Mutter, habe ich richtig erhalten. Es war der erste Brief, auf dem das alte historische T. T. fehlte; dieser Stempel, den einst der k. k. Kämmerer und fürstlich Thurn und Taxissche Postdirektor Graf von Kurtzrock mit so gewaltiger Hand geschwungen, und der nun seit dem 1. Juli d. J. mit seinem ganzen Postfürstentum auch ins Grab gestiegen ist.

Der Brief hatte übrigens eine lange Reise hinter sich, vom 4. bis 13. Juli, also neun Tage. Er war in Österreich umhergeirrt, ist dann „retour Norddeutschland" gegangen, hat sich schließlich aber kühn durch Frankreich durchgeschlagen.

Noch originellere Erfahrungen kann man im Kirchenstaat selbst machen. Der römische Postbeamte versteht wenig deutsch. Die Adresse „Sr. Hochwohlgeboren" deutet er Signor H. und legt den Brief ins Buchstabenfach H. Dort ist er dann für alle Zeit begraben. Allerdings ist die Postdirektion in der Familie des Fürsten Massimo erblich, die in ihrem Wappen die für alle Briefempfänger höchst tröstliche Devise führt: Cunctando restituit. („Durch Zögern richtete er auf.") Sie bezieht sich auf den berühmten Maximus Cunctator, von dem sich die Massimo ableiten. Ich möchte im Hinblick auf die Briefe übersetzen: „Zögernd rückte er damit 'raus."

Am 1. d. M. ist Harry Arnim seiner Familie gefolgt. Ich genieße den römischen Sommer mit seinem dunkelblauen Himmel, seiner imposanten Hitze, seinen glutenden Sonnenuntergängen, seinen märchenhaften Mondnächten. Wer in Italien keinen Sommer zugebracht hat, weiß nichts von diesem Paradies.

Jetzt ist die Zeit, wo der Oleander in vollster Entwicklung steht. Unter dem matten Grün seiner zierlich-langen Blätter drängen sich die blaßroten Blüten zu solcher Fülle, daß der

Stamm fast zu schmächtig erscheint, um die schwere Krone zu tragen, daher beim leisesten Lufthauch in den Ästen, Blättern, Knospen und Blüten ein fortgesetztes Zittern und sanftes Wogen. Daneben breitet der ernste Granatbaum sein myrtenartiges, schweigsames Laub, aus dessen geheimnisvollem Dunkel hier und da die feuerroten kleinen Blüten wie Edelsteine hervorglühen — unverkennbare Kinder des nahen Orients, von wo dieser so oft besungene Baum ins gastliche Italien einwanderte. Aus lichtem Akaziengrün hebt sich schwarz und hoch eine Zypresse, die „mit unbekanntem Kummer, gleich einem Schatten durch den Garten geht". Auch der Mais (granturco genannt) mutet mit seinem schlanken Stengel und breiten Blättern exotisch an; ebenso das riesige Schilfrohr, welches weite Felder bedeckt. Und diese ganze Pracht wird umflossen vom grünen Meer der Vignen mit ihren edeln Reben, aus denen die übermütigen jungen Ranken sich keck in die Lüfte ringeln.

Gestern abend fuhr ich mit Russell vor die Porta San Giovanni. Bei der Acqua Santa stiegen wir aus, um den Sonnenuntergang zu bewundern. Vor uns lag die Campagna, braungedörrt von der Hitze. Nur der kleine Thymian hatte ihr widerstanden und grünte, weithin seinen aromatischen Duft verbreitend.

Vor uns dehnte sich lautlos die unendliche Fläche, besät mit den Trümmern der mittelalterlichen Wachttürme und klassischen Aquädukte, auf denen einst, wie auf Triumphbogen, die stolzen, klaren Gebirgswasser nach Rom rauschten.

Je tiefer die Sonne sank, desto rascher wechselten die Farbentöne an den Sabinerbergen und den Höhen von Albano. Noch standen die Ruinen in Purpur. An ihren Mauerbogen und Pfeilern glänzte violett der Efeu. Plötzlich begann es im Tal zu dunkeln. Alle Farben verblaßten, und fern hinter Castel Gandolfo, dem Sommersitz des Oberhauptes der römischen Christenheit, erhob sich in sonnerborgter Pracht der Vollmond,

um sein lockendes Silbernetz über die weite Ebene, über die Höhen und Tiefen der Erde auszuwerfen . . .

Das alles habe ich nun schon hundertmal gesehen, und doch ist der Eindruck stets von neuem ergreifend.

Sonnabend, 20. Juli.

Vorigen Mittwoch war in der Sixtina eine Trauermesse für Kaiser Maximilian, bei der der Papst selbst die Absolution erteilte. Hätte doch der abenteuerliche Fürst im April 1864, als er sich hier zeigte, auf den Rat des schlauen Pasquino gehört:

Massimiliano, non ti fidare,
Torna sollecito a Miramare!
Il trono fracido di Montezuma
È nappo Gallico colmo di spuma.
Il „timeo Danaos“ chi non ricorda
Sotto la clamide trova la corda!

(„Max traue nicht, kehre rasch nach Miramare zurück. Der vermoderte Montezuma-Thron ist ein gallischer Becher voll Schaum. Wer nicht an das „timeo Danaos“ denkt, findet unterm Kaisermantel den Strick!“)

Aus dem Strick ist Pulver und Blei geworden. Die schöne Charlotte führt ein geistig umnachtetes Dasein in Miramare. Und wenn auch noch so viele Trauermessen gelesen und noch so viele Kondolenzbriefe nach Wien geschickt werden, wird die Welt sich doch bald entnüchtern und einsehen, daß ein Idealist nirgends weniger am Platze war als drüben in Mexiko.

Der jetzige Pasquino ist von Marmor. Ursprünglich war er von Fleisch und Blut. Gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts gab es hier einen Schneider dieses Namens, der à la „Zwickauer“ oder „Müller und Schulze“ schnoddrige politische Witze losließ. Bald nach seinem Tode fand man in der Gegend der Piazza Navona, wo Pasquino gewohnt hatte, eine Marmorstatue, die nur halb vergraben gewesen war. Ihr Rücken

hatte bis dahin als Straßenpflaster gedient. Dieses sehr verdorbene Werk — eigentlich nur noch ein Torso — schien den Römern geeignet, zur Erinnerung an den seligen Pasquino vor dessen ehemaliger Wohnung aufgestellt zu werden. Dadurch erhielt es selbst den Namen Pasquino. Wurden nun politische Witze gemacht, so pflegte man sie auf Pasquino zurückzuführen; meistens wurden die „Pasquille" aufgeschrieben und nachts an der Statue befestigt; sie erschien manchmal sogar in sarkastischer Ausstaffierung, um irgendeine hochstehende Person lächerlich zu machen. Als Urban VIII. Barberini durch französische Intriguen Papst geworden war, gab man dem Pasquino einen Papagei in den Arm. Da der Papagei im Italienischen pappagallo heißt, war mit papa-gallo alles gesagt.

Viele Leute amüsierten sich an solchen Pasquinaden. Andere nahmen die Sache krumm, so Hadrian VI., der schwerfällige Niederländer, der gar nicht für die leichtlebigen Römer geschaffen war und besonders über Pasquino sich höchlichst erboste. Eines Tages wollte er ihn in den Tiber werfen lassen. Der Kardinal von Soissons verhinderte den Papst daran, indem er warnte, Pasquino werde im Tiber mehr schwadronieren und klatschen als alle Frösche. Bald darauf war Hadrian von neuem wütend und beschloß, Pasquino verbrennen zu lassen; aber auch daran verhinderte ihn der Kardinal durch den scherzhaften Einwand, daß Pasquino dann wie ein Phönix aus der Asche sich erheben und die römische Bevölkerung alljährlich den Todestag ihres Lieblings wie den eines zweiten Sankt Lorenz feiern werde. So wurde Pasquino gerettet.

Das merkwürdigste ist, daß diese ganz verstümmelte Statue eines der schönsten Kunstwerke des Altertums ist und an die Epoche des Phidias erinnert. Das entdeckte zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts der geniale Bernini. Er erkannte in dem Torso einen Menelaus und in dem damit zusammenhängenden Marmorrest den Patroklus; das Ganze war eine Gruppe des Menelaus mit dem Leichnam des Patroklus ge-

weſen, wie eine ähnliche, ſehr wohl erhaltene, ſich noch heute in Florenz befindet.

Jetzt ſteht Pasquino auf der Piazza Pasquino mit dem Rücken gegen den ſchönen Palazzo Braschi. Im letzteren wohnte im vorigen Jahr der Abt Fiſcher, der neuerdings bei Gelegenheit des Todes Maximilians ſo viel genannt wurde und von Mexiko nach Rom kam, um die Konkordatsangelegenheit für den Kaiſer zu ordnen. Er ſtammt aus Württemberg, war urſprünglich Advokat, ſchwenkte dann zum Katholizismus, wurde Geiſtlicher, ſpielte als ſolcher in Mexiko geſellſchaftlich eine Rolle und gab auch in Rom höchſt opulente Diners, nach denen er prachtvolle Havannas rauchen ließ. Solches Diner machte ich bei ihm am Tage des Corpus Domini vorigen Jahres mit.

Rom, Montag, 22. Juli 1867.

Vorigen Freitag beſuchten Odo Ruſſell und ich den guten Liſzt in ſeinem Kloſter, um ihm unſere Wünſche für die Reiſe nach Deutſchland auszuſprechen. Die Rede kam zufällig auf Roſſini, und da Ruſſell nach Paris geht und den großen Maëſtro nicht kennt, erbot ſich Liſzt, ihm durch ein Empfehlungsſchreiben zu ſeiner Bekanntſchaft zu verhelfen. Dabei plauderte er über ſein Zuſammenſein mit dem jetzt dreiundſiebzigjährigen Roſſini, ſprach über ſeine Opern, ſpielte einen Teil der Ouvertüre zum „Wilhelm Tell“ und fuhr dann fort, uns ſeine originelle Perſönlichkeit und ſeine Liebhabereien zu beſchreiben. So erzählte er auch von Roſſinis „Semiramis“ eine Geſchichte, wie ſie ihm aus der Jugend vorſchwebte.

Es war im Jahre 1822. Die europäiſchen Staatslenker hatten wieder einmal das Bedürfnis, zu einem Kongreß zuſammenzutreten, um über das Wohl der Völker zu beraten. Zum Ort der Vereinigung war Verona gewählt. Dort, unter dem ſchönen Herbſthimmel Italiens, hofften Fürſten und Miniſter die richtigen Inſpirationen zu finden, um endlich die

fatalen Demagogen zu bändigen, die trotz aller Kongreßakte von Wien, Troppau und Laibach sich erfrecht hatten, auf der Pyrenäischen und Apenninischen Halbinsel das Stilleben zu stören, mit dem die edle Restauration die europäische Menschheit beglücken wollte. Im September machten die Potentaten sich auf den Weg, gefolgt von den Kanzleien ihrer Metternich, Lebzeltern, Montmorency, Chateaubriand, Wellington, Canning, Hardenberg, Bernstorff, Nesselrode, Lieven, Pozzo di Borgo und wie sie alle heißen, diese Sterne des goldenen Zeitalters der Restauration, die so richtig prophezeit hat: Après nous le déluge!

Als alles versammelt war, begannen die Konferenzen und mit ihnen die rauschenden Festlichkeiten.

Eines Tages war ein kleines Diner beim Fürsten Metternich. Unter den Gästen befand sich auch Rossini, der damals am Anfang seiner Laufbahn stand, aber schon durch seine ersten Opern das Herz des österreichischen Staatenlenkers so sehr gewonnen hatte, daß dieser ihn nach Verona einlud und fast täglich sah. Rossini war so recht der musikalische Held der damaligen vornehmen Welt. Auch Nesselrode berauschte sich an seinen Melodien und hat bis zu seinem Lebensende eine tiefe Verehrung für den Maëstro bewahrt; in Petersburg sah ich in seiner stillen Arbeitsstube in der Liteinij im Jahre 1862 nur vier Porträts: Wellington, Suwarow, Schiller und Rossini.

Damals, im Jahre 1822, war der revolutionäre Wilhelm Tell mit seinem demokratischen Terzette noch nicht erschienen, und mit voller Unbefangenheit durfte die fashionable Gesellschaft sich ihrem Enthusiasmus für die reizenden Melodien Rossinis hingeben.

Genug, bei Fürst Metternich war Diner; die Unterhaltung drehte sich um Musik. Als man den Kaffee nahm, kam die Rede auf Volkslieder. Der Fürst nannte sein Lieblingslied. Es war: „Freut euch des Lebens." Er versuchte es vorzu-

ſingen. Damit haperte es etwas, ſo daß er endlich forſchte, ob jemand das Lied ſpielen könne. Schüchtern erhob ſich aus einer Ecke ein junger öſterreichiſcher Kavalier, deſſen Namen die Weltgeſchichte nicht aufgezeichnet hat. Das Klavier wurde geöffnet, und der junge Mann trug — vermutlich mit größtmöglichſtem Ausdruck — das Lied vor. Roſſini hörte aufmerkſam zu.

Damals arbeitete er an ſeiner für Venedig beſtimmten „Semiramis". Noch fehlte die Ouvertüre. Während des Diners hatte Metternich ſich ſchon angelegentlich erkundigt, ob die Oper bald aufgeführt werde; eine Primeur Roſſinis hatte für ihn größeres Intereſſe als die ſogenannten wichtigen Depeſchen und Mémoires, an deren Redaktion ſich irgendein fader Botſchafter wochenlang abgehärmt hatte. Darin bewies der Staatskanzler einen ganz richtigen Geſchmack.

Als Roſſini nach Hauſe kam, ging er angeregt an die Ouvertüre. In ſeinem Ohr ſummte noch „Freut euch des Lebens" — er dachte an das Entzücken Metternichs. Wie wäre es, wenn er für den Gönner eine zarte Aufmerkſamkeit hätte? Gedacht, getan; er ſchrieb die Melodie auf, in das deutſche Volkslied wurden einige italieniſche Farben gemiſcht, und das Hauptmotiv der Semiramis-Ouvertüre war da.

Als die hochweiſen Staatsmänner einig waren, daß nun wohl für ewig die Ruhe Europas geſichert ſei, führte Franz I. von Öſterreich ſeinen ruſſiſchen Kollegen Alexander nach Venedig, um ihm die ſchönſte Perle ſeiner Krone zu zeigen. Markusplatz, Dogenpalaſt, Canale grande ſollten brillant erleuchtet werden. Eine feenhafte Vorſtellung in der Fenice durfte nicht fehlen. Wie ſchön, wenn man dort die neue Roſſiniſche Oper, bevor ſie Allgemeingut wurde, in einer Galavorſtellung zum beſten geben könnte! Der Maëſtro wurde beſtürmt, Semiramis zum Abſchluß zu bringen. Und der Sturm half. Die fertige Partitur wurde Hals über Kopf per Stafette nach Venedig geſchickt.

Der Abend kam. Metternich ſchwelgte im Vorgenuß. „La Fenice“ ſtrahlend erleuchtet. In allen Logen ein glänzendes Publikum. Beide Kaiſer erſcheinen. Roſſini ergreift den Stab. Der Staatskanzler drückt ſich in ſeinen Fauteuil, um ſtill zu lauſchen. Die Ouvertüre beginnt. Nach einer kurzen Einleitung ertönt eine bekannte Melodie in ſanftem Andante. Dann wiederholt das Orcheſter jubelnd: „Freut euch des Lebens!“

Liſzt erzählte die Geſchichte ſo amüſant, daß ich ſie wiedergeben mußte.

Überhaupt kommt man mit dieſem ſprudelnden Geiſt nie zuſammen, ohne etwas Intereſſantes zu erfahren oder zu erleben. Seine Perſönlichkeit iſt durch und durch originell.

Nachmittags.

Vor einigen Wochen ging ich mit Liſzt in die Farneſina, um die prachtvollen Fresken von Sodoma zu ſehen, die, nebenbei bemerkt, auf ihn gar keinen Eindruck machten.

Da wir uns nun in der Lungara befanden und er einen Arzt, Dr. Sofanelli, im dortigen Irrenhaus kennt, ſchlug er mir vor, dieſes Etabliſſement anzuſehen. Mit größter Liebenswürdigkeit führte uns der Arzt durch die Säle, deren Einrichtung allerdings einen kläglichen Eindruck machte, weil ſie zeigte, daß die Behandlung der Kranken noch auf dem primitivſten Standpunkt ſteht. So gelangten wir auch in die Abteilung der Frauen. Liſzt erinnerte ſich, von einem jungen, kaum zwanzigjährigen Mädchen, Anna Bona aus Fiorentino, gehört zu haben, welche eine wunderbar ſchöne Stimme beſitzen ſollte und unlängſt infolge einer unglücklichen Herzensneigung geiſteskrank geworden war. Der Arzt rief nun die arme Anna Bona. Schüchtern, langſamen Schrittes näherte ſie ſich. Ein brünettes Gretchen. Ihr Blick drückte die ganze Traurigkeit ihrer Seele, jede Geſichtsbewegung ihr namenloſes Unglück aus. In prächtiger disinvoltura, die ſchwermütigen Augen zum Plafond erhoben, blieb ſie in der Tür ſtehen. Als der Arzt ſie

freundlich bat, etwas zu ſingen, ſchüttelte ſie das Haupt. „Ma, cantate un poco,“ fuhr Sofanelli fort, „eccolo il Commendatore Liszt.“ Bei dieſem Namen ſchien unbewußt irgendeine Erinnerung in ihr aufzuſteigen; ſie blickte einen Moment um ſich, dann kehrte ihre Apathie zurück. Nun trat plötzlich Liſzt näher, umſpann ſie mit ſeinem Adlerauge und ſagte in ſanftem Ton: „Perchè non volete cantare? Cantate: „Casta diva“, und dabei intonierte er leiſe dieſe wunderbare Melodie Bellinis. Das elektriſierte die Unglückliche, ſie begann die Lippen zu bewegen und ſetzte dort, wo Liſzt innegehalten, ein. Mit rührender Zartheit und Reinheit ſang ſie die Arie und blieb bis zum letzten Ton in ſanfter Erregung. Als aber der Schluß verhallt war, verlor ihr Auge den ſeelenvollen Ausdruck; apathiſch kehrte ſie in den Bann ihres Unglücks zurück, dem Liſzt ſie auf einige Minuten entrückt hatte. Dieſe Szene werde ich mein Leben lang nicht vergeſſen. Das Traurige iſt, daß dieſe Arme mit irrſinnigen Frauen zuſammengepfercht iſt, anſtatt daß man ſie abſondern und verſuchen ſollte, ihr Leiden vielleicht durch muſikaliſche Behandlung zu lindern.

Kaum ſind die Kirchenfeſtlichkeiten vorüber, ſo ſpukt es ſchon von neuen Plänen der Garibaldianer gegen Rom. Eine Invaſion von Terni aus iſt mißglückt; aber Vater Garibaldi hat verſprochen, wiederzukommen. Daß der Alte etwas im Schilde führt, iſt ſicher. Wozu hält er ſich ſolange im Norden auf und kehrt nicht nach Caprera zurück? Im Vatikan iſt man natürlich etwas melancholiſch. Erſt eben hatte die glänzende Kirchenverſammlung alles mit ſanguiniſchen Hoffnungen und Träumen erfüllt — und nun? Dazu kommen die Verhandlungen in der Kammer in Florenz, die einen immer feindlichern Charakter gegen Rom annehmen. Mit den päpſtlichen Truppen ſieht es auch nicht ſehr brillant aus. Die Légion d'Antibes hält nicht ſtand; ihr Häuptling d'Argy, ein großer, ramaſſierter Herr, kann trotz ſeines martialiſchen Auftretens die Geſellſchaft nicht zuſammenhalten, und Louis, der im vorigen Jahre Seiner

Heiligkeit dies Elitekorps zusandte, hat jetzt den General Dumont herschicken müssen, um die Taugenichtse zu inspizieren. Und schließlich hat das hiesige Nationalkomitee, das sich wegen törichter Maßregeln während der letzten Monate bei der liberalen Partei um allen Kredit brachte, vor wenigen Tagen mit dem ihm feindlich gegenüberstehenden Insurrektionskomitee eine Allianz geschlossen und sich mit diesem zu einer Giunta Nazionale Romana konstituiert, welche von nun an mit neuer Kraft die hiesige Insurrektion schüren soll.

Ariccia, Casino Chigi, Dienstag, 6. August 1867.

Seit vorigem Donnerstag, dem 1. August, befinde ich mich mit Lichnowsky in dem paradisischen Ariccia, wo wir gemeinschaftlich das Casino Chigi, den Koch Gaëtano mit seinem Marmiton und die Donna da faccende, auf deutsch „Stubenmädchen", Virginia gemietet haben, um hier vier Wochen Berg- und Seeluft einzuatmen. Es ist nun schon der vierte Sommer, den ich Ariccia besuche, und mit jedem Jahr gewinne ich mehr die Überzeugung, daß es keinen reizenderen Landaufenthalt geben kann als dies kleine, auf einem Felsenvorsprung wie ein Wartturm angelegte Haus, aus dessen Fenstern man gegen Norden und Osten in thüringische Waldlandschaften, gegen Süden und Westen auf die Campagna und das blaue Mittelmeer sieht. Kein Ort in der ganzen Umgegend hat so schöne Luft, „aria buona", wie gerade Ariccia! Die alten ehrwürdigen Galerien von Albano und Castel Gandolfo mit ihren knorrigen Steineichen, der schöne Albanersee, das reizende Genzano mit dem Nemisee, dann Albano und Ariccia selbst mit dem prachtvollen Viadukt — das alles liegt uns sozusagen vor der Tür, und mit vollem Bewußtsein, daß wir uns auf einem der schönsten Punkte der Welt befinden, genießen wir zu allen Stunden dieses Glück.

Die Freuden beginnen früh um 7 Uhr, wo wir zu einer reizenden Waldquelle bei Galloro pilgern, um dort einen frischen

Morgentrunk zu nehmen. Schlag 8 Uhr Gabelfrühstück; um 4 Uhr Diner. Beides hat natürlich schon tags zuvor zu den interessantesten gastronomischen Beratungen zwischen Lichnowsky und Gaëtano geführt, dem als Aufgabe gestellt ist, wenig und Einfaches, aber alles in höchster Vollkommenheit zu liefern. Aus den Waldschluchten am Nemisee beziehen wir täglich frische Erdbeeren; in den Gärten um Albano wachsen unsere „Maddalenen", große saftige Pfirsiche, und das kleine Marino sendet uns seinen dunkeln vulkanischen Wein, von dem jeder Tropfen laut und vornehmlich dafür spricht, daß seine Reben auf einem Boden gewachsen sind, über den sich einst die Lavaströme der benachbarten, jetzt schon lange ausgebrannten Feuerberge ergossen haben.

Abends 8 Uhr rollt der Vetturin, der zwischen Rom und Genzano fährt, über die Brücke von Ariccia und bringt uns unsern Sack mit Briefen und Zeitungen, deren Lektüre dann den Abend aufs angenehmste ausfüllt.

Zum künftigen Sonntag hat sich Hohenlohe mit seinem Don Mariello bei uns angesagt, damit das kleine Casino doch auch einmal erfährt, wie ein Kardinal sich hier ausnimmt. Auch Hübner wünscht sich einmal aus dem heißen, menschenleeren Rom in unsere kühle Villeggiatur zu flüchten, da ihm sein großer Palazzo di Venezia doch etwas zu öde vorkommt; und wenn der Papst nach Castel Gandolfo zieht, so werden wir sukzessive die ganze hohe Klerisei bei uns sehen.

Sonntagsmorgens liest Lichnowsky die Messe in der nahen Jesuitenkirche zu Galloro. Um hierzu die Erlaubnis zu erlangen, gingen wir am Freitag, mit einem Empfehlungsschreiben vom Jesuitengeneral Beckx bewaffnet, zum dortigen „Rector", der sich natürlich sehr geschmeichelt fühlte, dem Mitglied des Olmützer Hochstiftes zur Sonntagsmesse einen Altar in seiner Kirche zur Verfügung stellen zu können.

Rom, 13. August 1867.

Als ich vorige Woche aus Ariccia schrieb, lag die schöne Gegend noch im tiefsten Frieden vor uns. Alle Welt schien

sich ihres Lebens zu freuen. Seitdem aber hat dort eine Tragödie begonnen, reich an den schrecklichsten Szenen.

Am Mittwoch den 7. dieses Monats, frühmorgens, brach in Albano die Cholera aus und entwickelte gleich eine solche Heftigkeit, daß innerhalb drei Tagen mehr als 250 Personen in diesem kleinen Flecken gestorben sind, der doch etwa nur 4000 bis 5000 Einwohner zählt.

Die Gründe dieses plötzlichen Unglücks waren, soweit sich bis jetzt übersehen läßt, folgende:

In den letzten Wochen hatten sich eine Menge römischer Familien nach Albano begeben, um der Hitze und den Choleramiasmen der Hauptstadt zu entgehen. In reiner Gebirgsluft, unter dem schönen Himmel der Campagna, lebten alle diese Menschen auf und suchten nun in Tafel- und anderen Freuden alles nachzuholen, was sie im cholerischen Rom sich hatten versagen müssen. Dabei wird selbstverständlich eine Reihe der größten Unvorsichtigkeiten begangen und der Grund zu manchem Unwohlsein gelegt sein.

Am Sonntag, den 3. abends, fiel starker Regen, der die Luft merklich abkühlte. Kaum hatten die Wolken sich verzogen, so strömte alles aus Albano auf den Viadukt von Ariccia, um dort die Frische der Nacht zu genießen. Viele mögen übermäßig leicht gekleidet gewesen sein; die Disposition zu Magenverkühlungen war schon da — genug, in jener Nacht entstand das Unglück, welches bald darauf mit dämonischem Ungestüm seine Opfer forderte.

Obgleich nur eine Viertelstunde von Albano entfernt, merkten wir erst nach Tisch, als wir auf unserm schattigen Balkon saßen und zahlreiche Frauen und Mädchen nach dem Kloster Galloro pilgern sahen, die ihre Gebete hermurmelten, daß sich etwas Besonderes vorbereite. Bald kam denn auch die Kunde von den Vorgängen in Albano, und nun geriet ganz Ariccia in Alarm. Die Bewohner bewaffneten sich, um sich gegen Albano abzusperren; Räucherungskammern wurden etabliert

und lauter verrückte Einrichtungen getroffen. Die Bevölkerung ist fest überzeugt, Ariccia sei bisher stets von der Epidemie verschont geblieben, weil sich in dem nahegelegenen Galloro ein wundertätiges Madonnenbild befindet.

Am Donnerstagvormittag ging ich nach Albano, um etwaige Briefe und Zeitungen von der Post zu holen, da der Vetturin, der uns sonst den Depeschensack brachte, nicht mehr in Ariccia eingelassen war.

In Albano fand ich ein Bild des Schreckens: die Straßen menschenleer, Häuser und Buden halb oder fest geschlossen. Kein Pferd, kein Wagen sichtbar; seit dem vorhergehenden Tage war alles, was sich fortschleppen konnte, geflohen. Die Bestürzung, welche die Menschen auseinander jagte, war so groß, daß sie bei vielen die Krankheit geradezu hervorrief. Manche starben unterwegs während der Fahrt nach Rom, auf der Landstraße, andere in den Eisenbahncoupés, wieder andere sofort nach ihrer Ankunft.

Hilfe war in Albano wenig oder keine; jedes Haus überfüllt, stickig, ohne Wasser. Dies fehlt der ganzen Gegend schon seit zwei Jahren — dank der vorsorglichen Regierung. Apotheken nicht ausreichend für die massenhaften Anforderungen. Die Munizipalität zusammengesetzt aus so heldenmütigen Größen, daß der Gonfaloniere des Ortes sogleich entwich, seine Kollegen sich verkrochen. Die Ärzte ratlos. Ein Glück für Albano war die dortige Garnison von 50 Zuaven; die haben sich sehr gut benommen, sind Krankenwärter, sœurs grises, Ärzte und Totengräber gewesen. — Als ich aufs Telegraphenamt ging, um ein paar Worte nach Rom zu schicken, sagte mir der Beamte, daß der Draht durch die Regierung occupiert sei.

Überall herrschte die größte Verwirrung. Es war ein Bild aus den Zeiten des vierzehnten Jahrhunderts; die Zustände, die der Schwarze Tod, la mort bleue, damals schuf, wurden mir deutlich. Und um mir die Szenen aus der Zeit Boccaccios

vor Augen zu führen, ließ der Zufall mich an einer Osteria vorübergehen, wo, in Dunst und Dunkel gehüllt, Frauen und Männer, an langen Tischen sitzend, sich berauschten und dazu die frivolsten Lieder sangen, deren Refrain einen furchtbaren Gegensatz bildete zu der Todesstille, die in den Straßen brütete.

Als ich nach Ariccia zurückkehren wollte, hatte ich große Mühe, den Cordon zu durchbrechen. Ich kam mit einer kleinen Durchräucherung davon, nachdem ich den bewaffneten Bummlern auseinandergesetzt, daß sie mit ihren Jagdflinten die Cholera nicht in die Flucht jagen würden, sondern besser täten, sich etwas Mut anzuschnallen.

Da aller Verkehr mit Rom abgebrochen war, fuhr ich Freitag abend mit Lichnowsky zur Stadt, um zu sehen, ob hier etwas vorgefallen sei. Bei unserer Fahrt durch Albano hörten wir, daß die verwitwete Königin von Neapel dort am Abend zuvor an der Cholera gestorben sei und drei ihrer Kinder krank daniederlägen. Die Fürstin Colonna, die sich von Albano nach Genzano geflüchtet hatte, war ebenfalls dort verschieden. Ein Marchese Serlupi lag in den letzten Zügen.

Sonnabend abend fuhren wir zurück. Als wir Albano wieder passierten, brannten mitten auf der Straße haushohe Feuer, welche die Miasmen vertreiben sollten! Den landesüblichen Unrat von den Straßen zu entfernen — daran dachten die Bewohner nicht.

Am Sonntagnachmittag ging ich mit Lichnowsky die schöne Allee hinauf, die nach Genzano führt. Vor der Stadt angekommen, fanden wir große Barrieren, die kein Sterblicher passieren durfte, wollte er sich nicht den Kugeln der Bürger aussetzen, die auch dort mit ihren verrosteten Kuhfüßen patrouillierten. Der arme Geistliche, welcher der sterbenden Principessa Colonna die Sakramente gespendet hatte, war gleich nach seiner Rückkehr cerniert worden, um die Bevölkerung nicht anzustecken. Nur einige mitleidige Seelen fanden sich,

die ihm auf langen Stäben die notwendigsten Nahrungsmittel reichten.

Wir erfuhren jetzt auch, daß vor wenigen Stunden in Albano der Kardinal Prinz Altieri gestorben war. Dieser Kirchenfürst hatte sich in seiner Eigenschaft als Bischof von Albano schon am Freitag an den Ort des Schreckens begeben, um der verzagten Geistlichkeit mit gutem Beispiel voranzugehen. Er war den Anstrengungen erlegen, da er schon seit Jahren zur Cholera disponiert war. Auch die Königin-Witwe von Neapel soll die ersten Anfälle während vierundzwanzig Stunden vernachlässigt haben, um ihren Lieblingssohn zu pflegen.

Die Zeitungen werden wohl sehr bald von diesen tragischen Vorgängen reden. Wären nicht diese Schatten im lichten Bilde — Ariccia wäre göttlich! Leider geht unsere Villeggiatur mit dem August zu Ende.

Rom, 6. September 1867.

Die Cholera ist in Albano erloschen, schleicht aber noch immer in der Sabina herum, und in Subiaco tritt sie mit neuer Macht auf.

In Rom selbst bessert sich der Zustand. Aber Fremde treffen hier noch nicht ein. Als große Merkwürdigkeit meldete man mir vorgestern, daß zwei Reisende, ein Engländer und ein Italiener, angelangt seien.

Dazu kamen nun bis vor wenigen Tagen die Rundreisen Garibaldis in den Grenzorten und seine Aufmunterungen, nach Rom zu ziehen. Das hat den Vatikan in große Aufregung versetzt. In den letzten Tagen des August glaubte man hier ganz sicher an einen Invasionsversuch. Die ganze päpstliche Armee stand auf dem Qui vive. General Zappi, der am Sonntag, den 25. August, abends eine Urlaubsreise antreten wollte und schon alle Koffer gepackt hatte, erhielt kurz vor Abgang des Zuges den Befehl, hier zu bleiben, weil plötzlich die Berichte von Garibaldis Plänen angelangt waren. Jetzt ist für einige Tage Ruhe, weil der Alte sich zum Friedens-

kongreß nach Genf begeben soll. Nachher wird das Spiel wohl wieder anfangen.

Rom, Sonntag, 22. September 1867.

Hier ist alles in Erwartung der Dinge, die mit Garibaldi kommen sollen. Der Mann droht seit zehn Wochen, uns einen Besuch zu machen; in Italien wird allerorten zu diesem Invasionszug geworben, und er selbst verkündet seinen römischen Plan so laut und so bestimmt, daß wir ihn jeden Tag erwarten. Viele seiner Genossen haben sich bereits in den Kirchenstaat geschlichen; Depots von Waffen und roten Hemden befinden sich, wie man sagt, an verschiedenen Punkten des päpstlichen Gebietes; Geld soll sein Sohn Menotti aus England mitgebracht haben.

Diesem Treiben sieht die italienische Regierung ruhig zu. Sie hat freilich an den Grenzen ein Observationskorps von 40000 Mann aufgestellt; aber wenn sie ernstlich die Invasion verhindern wollte, so hätte sie schon längst einschreiten können, denn, wie Antonelli mir sehr richtig sagte, Garibaldi ist doch immer ein „italienischer General", der unter dem Befehl des italienischen Kriegsministeriums steht.

Man spricht daher von einem stillen Einverständnis zwischen Garibaldi und Rattazzi und, was noch mehr bedeutet: letzterer hat sich auch wohl den Rücken gegen Frankreich gedeckt und von Louis die Erlaubnis erhalten, bei passender Gelegenheit die 40000 Mann Observationstruppen in den Kirchenstaat einrücken zu lassen.

Louis hat ja nun einmal — vielleicht wider seinen Willen — eine stille Liebe zu Italien, dabei Furcht vor den Dolchen seiner karbonarischen Genossen und schließlich alten Haß gegen die Priesterherrschaft.

Man bringt hier augenblicklich eine Geschichte aus dem Jahre 1830 in Erinnerung, als sich der jetzige Kaiser der Franzosen mit Hortense in Rom aufhielt.

Papſt Pius VIII. war zu Ende des Monats November geſtorben. Die große Bewegung, die ſeit den Julitagen in ganz Italien herrſchte, hatte ſich auch der Stadt Rom mitgeteilt, ſo daß man für das bevorſtehende Conclave gerechte Befürchtungen hatte. Gerüchte gingen von einem Komplott, deſſen Seele die kleine Partei der Bonapartiſten ſein ſollte; die römiſche Regierung ließ daher den alten Kardinal Feſch — Stiefbruder von Lätitia Bonaparte — wiſſen, daß es gut ſei, wenn er auf die Entfernung des jungen Prinzen Louis dringe. Feſch ärgerte ſich über dieſe Zumutung und wollte ſich nicht in die Sache miſchen. So nahm denn die Regierung die Angelegenheit ſelbſt in die Hand. Am 11. Dezember wurde der Mutter Hortenſe der Paß für ihren Sohn geſchickt, eine Schar Polizeiſoldaten umſtellte den Palazzo Ruſpoli am Corſo, den Hortenſe bewohnte, und ſpät abends wurde der junge Louis zur ſchleunigen Abreiſe gezwungen. Als er aber den Palazzo verließ und wütend mit ſeinen Zähnen am Schnupftuch zerrte, ſtieß er die Worte aus: „Canailles de prêtres! Vous me le payerez!“ Dieſe Worte hat der damalige Oberſt der Polizei, Paolo Maſſani, gehört und ſie dem Vater meines Freundes Caſtellari erzählt. Louis hat Wort gehalten und wird ſich wohl noch mehr zahlen laſſen.

Drei Monate ſpäter, im Februar 1831, befand ſich der Prinz in Spoleto mitten in der revolutionären Bewegung, die anfangs ſiegreich war, dann aber bezwungen wurde. Seine Freiheit ſtand in Gefahr. Da wandte er ſich an den Erzbiſchof Maſtai in Spoleto, der auch Mitleid zeigte und dem päpſtlichen Gendarmen Boſſi den Befehl gab, den jungen Prinzen in Sicherheit zu bringen. Jener Maſtai iſt jetzt Pius IX., der ſo viel von ſeinem damaligen Schützling leiden muß. Und Boſſi geht auch noch heute in Rom umher als Oberſt der Gendarmen, klagt aber, daß er keine ſo brillante Karriere gemacht habe wie Maſtai und „Leu“.

Geſtern kam hier die Nachricht an, daß ſich in der Grenz-

ſtadt Orvieto immer mehr Rothemden ſammeln, aber ſeit Sonntag abend weiß man nicht mehr, wo Garibaldi ſteckt; die Polizei iſt höchſt beunruhigt, weil man noch immer nicht erraten kann, von welcher Seite er einfallen will.

Rom, Dienstag, 1. Oktober 1867.

Garibaldi iſt in Sinalunga von der Regierung verhaftet und ſein Römerzug vorläufig vereitelt. Das iſt freilich nur im Sinne der Septemberkonvention, welche die italieniſche Regierung verpflichtet, den Kirchenſtaat zu ſchützen.

Antonelli, den ich gegen 10 Uhr vormittags beſuchte, wußte noch nichts von dieſer Epiſode. Vielmehr glaubte er und alle Welt, daß am folgenden Tage die Freiſcharen losſchlagen würden. Im Hinblick auf dieſe Wahrſcheinlichkeit hatte man hier alle möglichen militäriſchen Vorkehrungen getroffen, und der Kardinal ſelbſt war in einer Aufregung und Gereiztheit, wie ich ihn noch nie geſehen habe. Sein Mißtrauen richtet ſich gegen Rattazzi und Louis Napoleon. Gegen erſteren, weil er noch immer argwöhnt, daß Rattazzi und Garibaldi gemeinſchaftliches Spiel treiben, die italieniſchen Truppen den Freiſcharen unmittelbar folgen und unter dem Titel, den Heiligen Vater zu ſchützen, den Kirchenſtaat beſetzen würden. Auf Louis iſt Antonelli wütend, weil er glaubt, daß die Franzoſen ruhig zuſehen werden, wenn die Italiener die päpſtlichen Provinzen occupieren. Die Eminenz war ſo erregt, daß, als ich mich vom Kanapee mit ihm erhob und ſchon weggehen wollte, er mich noch zurückhielt und mir ſtehend eine lange Rede hielt, deren Sinn er in dem ſchließlichen Ausruf zuſammenfaßte: „Ich bin dahin gekommen, keinem Menſchen mehr zu trauen!“

Nachmittags 2 Uhr erhielt dann der franzöſiſche Geſchäftsträger Armand von der Geſandtſchaft in Florenz die telegraphiſche Beſtätigung der Verhaftung des Alten in Sinalunga und ſeiner Abführung nach Aleſſandria.

Nun herrscht hier Ruhe. Aber sie wird wohl nicht lange dauern. Die römische Frage brennt dem Herrn Rattazzi auf den Nägeln, und er muß irgend etwas unternehmen, um Louis zu befriedigen und gleichzeitig seine Italiener zu beschwichtigen. Man stellt nicht 40 000 Mann wochenlang während der heißesten Jahreszeit an der Grenze auf, um schließlich nur einen alten lahmen Mann in seinem Bett gefangenzunehmen, und stürzt sich nicht, während man selbst fast bankrott ist, in die enormen Unkosten, die eine solche Armee verlangt.

Mit dem Verziehen des Garibaldischen Ungewitters ist auch die große Hitze verschwunden. Am Mittwoch, den 25. v. M., wo der Krawall in Rom losgehen sollte, trat die voltura di tempo ein, die meist Anfang September erfolgt, in diesem Jahre aber ungewöhnlich lange auf sich warten ließ. Dieser Witterungsbruch wird durch donnernde und blitzende Gewitter mit heftigen Regengüssen eingeleitet, dann erhebt sich eine stolze Tramontana, die alle Erinnerungen an die Qualen des heißen Sommers verscheucht. Seit vier Tagen genießen wir diesen Wechsel und sind nun in den lateinischen Spätsommer eingetreten, der — wie jede römische Jahreszeit — auch wieder seine eigenen Reize und Genüsse bietet. Was früher die Bacchanalien waren, das sind jetzt die römischen Oktoberfeste, die „Ottobraten", die während des ganzen Monats jeden Sonntag- und Donnerstagnachmittag durch Auszüge in die benachbarten Vignen und Trattorien gefeiert werden. Dort sind an die Stelle der Mänaden des Altertums die schönen Trasteverinnen und die Bewohnerinnen des Rione de' Monti, die Montizianerinnen, getreten, die das Tamburin wie damals zu schwingen wissen und an bacchantischer Ausgelassenheit ihren klassischen Schwestern gewiß nichts nachgeben. Denn der römische Himmel ist blau und einladend wie vor zweitausend Jahren, und der jetzige Landwein ganz gewiß besser als die verpichten Getränke, mit denen Bacchus, Lucull u. a. so viel herumrenommiert haben.

Daneben fangen die Wiesen und die Campagna an, von neuem zu grünen, und die Rosenbüsche blühen.

Nachmittags.

Die Garibaldianer sind richtig an zwei Punkten eingebrochen. Bei Viterbo und Aquapendente.

Rom, 10. Oktober 1867.

Wir leben hier in der interessantesten Aufregung. Die Garibaldianer fallen von allen Himmelsgegenden ins päpstliche Gebiet, und der Vatikan bebt in seinen Fugen. Die Zuaven ziehen gegen die Freischaren aus, aber wenn sie die Rothemden an einer Stelle verjagen, zeigen sich sofort an zwei anderen Punkten neue Banden. Jetzt stehen sie massenhaft in der Sabina unter der Führung von Menotti Garibaldi. Ihm gegenüber manövrieren die Verteidiger des legitimistisch-katholischen Prinzips, die Zuaven unter Charette, einem natürlichen Sohn des Herzogs von Berry. Dort in den Bergen von Tivoli und Subiaco, auf einem Terrain, das reiche Erinnerungen an die antike Welt wie an das fromme Mittelalter aufzuweisen hat, rüstet sich nun jener Bourbonensprößling gegen den Sohn des Vorkämpfers der modernsten Freiheitsideen.

Bei Bagnorea in den römischen Gebirgen, wo sich die Garibaldianer verschanzt und am 3. d. M. die Päpstlichen zurückgeschlagen hatten, wurden sie am vorigen Sonnabend wieder verjagt, verloren 70 Tote und Verwundete und mußten zusehen, wie 110 der Ihrigen gefangengenommen wurden.

In den klerikalen Kreisen jubelt man über diesen Sieg und freute sich schon auf den Tag, wo diese Hundertundzehn, paarweise gebunden, an der Spitze den gefangenen Conte Pagliazzi, nach Sitte der alten römischen Triumphatoren über den Corso geführt würden. Aber man hat denn doch klüglicherweise diesen Plan aufgegeben, der hier die ganze Bevölkerung erbittert und sich im Jahre 1867 wenig für die Hauptstadt der katholischen Christenheit geschickt haben würde.

Rom, Mittwoch, 23. Oktober 1867.

Wir haben gestern hier eine Emeute gehabt. Post und Telegraph sind geschlossen, Stadttore verbarrikadiert. Ich sende in größter Eile diese wenigen Zeilen, da die Gelegenheit mir spät gemeldet ist.

Ein ganzer Posteisenbahnwagen ist in voriger Woche von den Garibaldianern zerstört. Ich vermute, daß er einen Brief von meiner guten Mutter enthielt.

Rom, Sonnabend, 2. November 1867. Früh 6 Uhr.

Die Postverbindungen sind aufgehoben, Eisenbahnen und Telegraphen zerstört, Garibaldi in der Umgegend der Stadt, das ganze Land insurgiert, in Tivoli, Albano, Marino, Genzano, Velletri provisorische Regierungen, und in Rom und Civitavecchia wieder französische Besatzung!

Es ist schwer, Nachrichten zu senden. Heute früh geht ein österreichischer Kurier, dessen Abgang aber gestern so spät festgesetzt wurde, daß ich die halbe Nacht gearbeitet habe, um nach Berlin zu berichten.

Es ist eine welthistorisch interessante Zeit, jede Stunde ereignisvoll. Die Eroberung Monterotondos durch Garibaldi am Sonnabend, 26. Oktober, machte die Leute hier denn doch etwas stutzig. Zum Glück für den Vatikan lief am Montagabend, 28. Oktober, die französische Fregatte „Provence" mit Landungstruppen in Civita ein.

Rom, 27. November 1867.

Ich bin so beschäftigt, daß mir jede Muße zum Briefschreiben abgeschnitten ist. Ein historisch-politisch interessanter Moment, wie ich ihn in geschäftlicher Hinsicht noch nicht durchgemacht. Fabelhaft spannend. Heute ist in aller Frühe der Feldjäger nach Berlin zurückexpediert, den Bismarck mir gesandt hatte.

Nun ist Arnim von Paris aus im Anzuge. Nach fünfmonatiger Abwesenheit. Er könnte auch zu Hause bleiben. Aber die interessante Zeit der letzten zwei Monate hat er hier nicht durchgemacht. Es ist schwer, sich von den hiesigen Vorgängen ein richtiges Bild zu machen, da ein Ereignis das andere jagt. Morgen geht nun die Division Dumont nach Toulon zurück, und Mitte Dezember soll der Rest des Expeditionskorps heimkehren. Dann sind wir wieder ebenso weit wie vorher. Denn die Aktionspartei ruht nicht, und die Florentiner Regierung kann die römische Frage nicht liegen lassen. Die geplante Konferenz — wenn sie überhaupt zustande kommt, wozu übrigens seit einigen Tagen Aussicht — wird den Kohl auch nicht fett machen.

In der Frühe ist es seit einiger Zeit auch in Rom nicht warm; höchstens ein Grad; letzte Nacht soll sich sogar, zum Jubel der kleinen Römer, Eis gebildet haben.

Russell, Lichnowsky und ich speisen jetzt gewöhnlich im Hôtel d'Angleterre. An Neuigkeiten fehlt es dort nie. Dann folgt noch der Mokka im „Café Greco", wo Anno 1760 Casanova seine erste Aventüre gehabt hat, und dann gehe ich aufs Capitol und hoffe eine ruhige Zigarre zu rauchen. Statt dessen tritt mir Giovanni mit dem Worte: „Depesche" entgegen; das Dechiffrieren fängt wieder an, und aus den blau geschriebenen Ziffern entpuppen sich die interessantesten politischen Neuigkeiten, die mich dann sofort zu einem Besuch (den ich hier, wie so vieles andre, der Neugierde der römischen Post wegen nicht näher bezeichnen kann) und zu einer weitern Visite im Vatikan oder im Quirinal veranlassen. Das ist so mein Lebenslauf.

Als ich gestern nachmittag mit meinen Depeschen für den Jäger des Feldes gerade fertig war, trat Liszt bei mir ein, um seine neueste Komposition, eine Art Ballade, nach Berlin an Bothe zum Druck zu befördern. Er spielte sie mir zugleich vor.

Vorigen Sonnabend speiste ich mit ihm beim Principe Teano-Caetani, der eine ganz reizende junge Engländerin geheiratet hat, die dann den guten Liszt zum entzückendsten Phantasieren auf dem Flügel begeisterte.

Vorigen Donnerstag gab Kolb ein amüsantes Diner für General Kanzler, den Besieger Enrico Cairolis, und für den französischen General Dumont, beide mit ihren Adjutanten; auch Franchi, Russell und Lichnowsky waren da. Es wurde natürlich viel über den franco-päpstlichen Sieg bei Mentana geredet und über das Chassepot „qui a fait tant de merveilles".

Rom, Donnerstag, 26. Dezember 1867.

Mein guter Bruder, eine politisch höchst interessante Zeit liegt hinter mir. Ich kam in allen diesen Wochen nicht dazu, Dir zu schreiben. Der 23. Oktober war ein aufregender Tag. Schon am Abend vorher Schießen in den Straßen, Sprengung eines Teils der Zuavenkaserne dem Vatikan gegenüber, dazu ein reichlicher Verbrauch von Orsinibomben, kurz, die Aktionspartei hat ihre Krallen gründlich gezeigt. Die Ereignisse rücken mit fühlbarer Macht näher, so daß ich mich in einer Stimmung befinde wie im Frühjahr 1848, wo ich auch über der Politik alles übrige vergaß. Damals hatte ich mit der Rotte Carstens Wachtdienste zu tun im königlichen Schloß und im Palais des Prinzen von Preußen; jetzt waren Berichte zu verfassen und manche delikate Dinge zu erledigen. Beide Monate, Oktober und November d. J., waren körperlich und geistig aufreibend, weil ich — gottlob! ganz auf mich angewiesen — fast alles allein schreiben und chiffrieren mußte. Ein zweiter hätte mir in keiner Weise helfen können. Die Verantwortung für alles hatte ich allein zu tragen. Und daß man in der Wilhelmstraße mit mir einverstanden gewesen, habe ich aus einem sehr netten Schreiben Theremins ersehen.

Nachdem alle politischen Fragen sich beruhigt hatten und nichts mehr zu tun war, kam Arnim am 29. November an

und brachte natürlich die ganze Eifersucht mit, die einen Gesandten plagt, wenn während seiner Abwesenheit vom Posten große Dinge vorgegangen sind und der Geschäftsträger durch seine Berichte und Geschäftsführung inzwischen dem Ministerium bewiesen hat, daß die Sache auch ohne den hohen Herrn Chef geht.

Durch manche verzwickte Verbindungen, die ich hier angeknüpft hatte, war ich imstande, meinem jetzigen Gönner „Otto" einige Fingerzeige über Louis' hiesige Intriguen und seine Machinationen in Florenz zu geben, die von ihm in demselben Maße gewürdigt wurden, wie sie den guten Goltz in Paris in Aufregung setzten. Der gereizten Stimmung des letztern, dem meine Enthüllungen gar nicht in sein Menu paßten, schloß sich Arnim, der über Paris hierher reiste, mit Wonne an und versuchte nun nach seiner Rückkehr, von Rom aus manches abzuschwächen, was ich nach Berlin gemeldet hatte. Aber Bismarck hielt fest und richtete an beide ein Schreiben, in welchem er sie ganz furchtbar abfahren ließ und ihnen indirekt zu verstehen gab, daß er meinen Mitteilungen vollen Glauben schenke. Insofern war mir auch Theremins Wort wertvoll.

Eine ähnliche Gesandteneifersucht habe ich schon einmal erlebt: im Herbst 1863, wo ich in Kopenhagen höchst amüsante Verhandlungen mit Blixen führte, die den guten Balan bei seiner Rückkehr in stille Raserei versetzten.

Arnim kränkelt übrigens, und da auch sein ehrgeiziger Charakter kein für seine Gesundheit glücklicher ist, soll man in Berlin während seiner dortigen sehr langen Anwesenheit für ihn nicht unbesorgt gewesen sein.

Der Caffarelli war bisher eine Art Pelopidenburg.

Viele Gesandten sind hier entweder gestorben, wie Buch und Willisen, erkrankten wie Canitz, hatten Familienunglück oder sonst malchance.

Legationsräte scheinen den Einfluß der Caffarellischen Hausgeister weniger zu spüren.

Inzwiſchen hat ſich Rom vollſtändig beruhigt; die Hotels füllen ſich mit Fremden; die einheimiſchen Familien, die ſich durch Cholera und Garibaldi von der Heimkehr abſchrecken ließen, beziehen wieder ihre Palazzi und die „Ewige Stadt" iſt ganz die alte.

Unter den Touriſten befindet ſich auch ein Graf Hahn (Bruder von Ida Hahn), der Dich kennt und mich daraufhin beſuchte.

Als ich heut früh 7 Uhr aufſtand, bemerkte ich, daß das Queckſilber ſich in ſchüchterner Ehrfurcht um 3 Grad unterhalb des Gefrierpunktes aufhielt. Das iſt denn doch zu toll für Rom!

Auf den Sabinerbergen liegen blendende Schneemaſſen; aber in den Straßen Roms, in der Via Condotti und am Spaniſchen Platz bieten die Blumenverkäufer große Roſenbuketts für wenige Paoli feil.

In Neapel ſpeit der Veſuv; und da die Szene ſehr ſchön ſein ſollte, fuhr ich mit Bobrinsky hinüber und beſtieg am folgenden Tage den Vulkan. Vor ſieben Jahren hatte ich freilich ſchon die glühende Lava geſehen, aber eine eigentliche Eruption iſt denn doch noch ein ganz anderes Ding, und wenn die großen Feuerblöcke aus dem Krater geſchleudert werden und in gewaltigen Sätzen den Berg hinuntertanzen, fühlt man ſich den Erdgeiſtern entſchieden näher.

1868

Rom, 14. Januar 1868.

Es ſcheint, liebe Mutter, daß bisher alle Briefe richtig eingetroffen ſind, trotz eines bei der Station Orte von den Garibaldianern gründlich ausgeplünderten Poſtwagens.

Der diesjährige römiſche Winter iſt nicht ſchön. Und das verdanken wir alles der heiligen Bibiana. Denn wenn es am 2. Dezember, am Feſttage dieſer Dame, regnet wie in dieſem Jahr, ſo gießt es noch vierzig Tage weiter. Dieſe Prophezeiung iſt ziemlich richtig eingetroffen. Infolge der Näſſe ſind viele Menſchen erkrankt.

Auch der gute Liſzt war heftig mitgenommen; für den paßt ſo was gar nicht, weil er es niemals der Mühe wert hält, über Körper und Geſundheit nachzudenken. Zur Zerſtreuung ſaß er eines Morgens, als ich ihn beſuchte, vor einem kleinen, ſtummen Klavier ohne Saiten und übte einen Triller aus einer Beethovenſonate (Opus 109), den er bis dahin ſein Leben lang mit dem zweiten und dritten Finger geſpielt hatte. Jetzt kaprizierte er ſich noch in ſeinen älteren Tagen, ihn mit dem dritten und vierten Finger herauszubringen.

Auf der Pariſer Ausſtellung gewann den Preis ein Konzertflügel des Amerikaners Chickering; dieſer ſchenkte ihn als Reklame an Liſzt. Das Vollſte, was ich von Flügeln gehört habe — natürlich nur, wenn „er“ ihn bearbeitet! Vorige Woche ſpielte er darauf die Tannhäuſer-Ouvertüre, wie er ſie vor zwanzig Jahren arrangiert hatte. Darin kommen nun ſo ſchwere Paſſagen vor, daß der Gute ſie, wie er meint, nicht mehr ganz bewältigt. Während des Spiels hielt er mehrere Male inne mit dem verzweiflungsvollen Ausruf: „Sapristi, je

suis trop vieux!“ was ich aber keineswegs zugebe — es hörte sich prachtvoll an.

Den Diners und Soireen mangelt jetzt der entrain. Die Politik steckt allen Leuten in den Köpfen; es fehlt die Großartigkeit, mit der man sich früher über Meinungsverschiedenheiten im geselligen Verkehr hinwegsetzte. Man überlegt zum Beispiel jetzt bei Einladungen, ob der Betreffende korrekte religiös-politische Gesinnungen hat.

Einer der Korrektesten hat Rom inzwischen den Rücken gekehrt: am 27. Dezember ist in aller Stille Alexander Freiherr von Hübner, weiland kaiserlich königlicher Botschafter, von hier nach Neapel gedampft, von wo er sich demnächst auf ein Jahr nach dem Orient begibt, um dort über die Gründe nachzudenken, welche seinen kaiserlichen Herrn und den Häretiker Beust bewogen haben, ihn seines Dienstes zu entlassen. Diese Muße wird andererseits dem braven Sixtus V. zugute kommen.*)

Rom, 3. Februar 1868.

Die schönen Tage stellen sich nur ausnahmsweise ein. Alle Welt kränkelt. Auch Arnim hat viel mit seiner Gesundheit zu tun. Er kam im November leidend an und will sich noch immer nicht erholen. Desto mehr Grund habe ich, mich auf dem Qui vive zu erhalten, was mir auch gelingt — mit Hilfe vieler Spaziergänge und angenehmer Gesellschaft. Vorgestern ist auch Frau von Arnim mit der ganzen Familie angekommen. Sie hatte wegen des Todes ihres Vaters Berlin nicht früher verlassen können.

Im November und noch im Dezember glaubte ich, daß Rom diesen Winter ganz verödet sein würde. Aber die Ewige Stadt ist wirklich unverwüstlich; die Fremden kommen schon wieder massenhaft an. Besonders viele österreichische Familien. Auch der große Clam-Gallas hofft hier das Highlife fortsetzen

*) Baron Hübner, Sixte-Quint. D'après des correspondances diplomatiques inédites etc. Paris 1870.

zu können, welches er in Wien nicht mehr findet. Aber auch Rom ist für die sogenannten nobeln Passionen zu politisch geworden. Das Stück hat seit Sadowa allerorten ausgespielt, und die Versuche, es neu zu inszenieren, scheitern. Wir sind in einer Übergangsperiode: manch früherer Glanz des Hoflebens, des diplomatischen Schwindels wird unvermerkt zu Grabe getragen. Alles dies den Leutchen begreiflich zu machen, ist freilich sehr schwierig, denn das ancien régime war zu verlockend; sie hoffen noch immer, daß, wenn Louis, Bismarck und Beust erst ausgespielt haben, sofort die gemütlichen alten Verhältnisse sich ganz von selbst wieder einfinden.

Zunächst soll das Papsttum wieder zusammengezimmert werden, und um diesen Fels der Reaktion auf die alte sichere Grundlage zu bringen, langen reichlich Zuaven und Petrspfennige an.

Einer meiner Bekannten, das englische Parlamentsmitglied Grant Duff, hat kürzlich (am 19. Dezember 1867) in Peterhead den Tag von Sadowa folgendermaßen geschildert:

The year 1867 has been very unlike its immediate predecessor. The latter will be held in everlasting remembrance as one of the turning-points of human history. When all its other stirring events have faded from the popular recollection, its memory will still be kept green by that one tremendous day on which, strangely disguised indeed, and with warcries not their own, the forces of progress and obstruction met to try one conclusion more, under the walls of a petty Bohemian fortress. Königgrätz has set its mark, for all times, on 1866.

In der vorigen Woche hat sich mein Freund Odo Russell mit der Tochter des Lord Clarendon verlobt, der mit seiner Familie den Winter hier zubringt. Das ist für mich ein großes Ereignis, denn mit Liszt bildet Russell die Basis meines römischen Lebens. Gestern abend ist auch Lichnowsky wieder nach Olmütz abgereist; ebenfalls ein Verlust.

Rom, 10. Februar 1868.

Guter Bruder, seit vorgestern sind zwei Tafeln „Sette base“ unterwegs. Davon ist eine für Euch, und wünsche ich, daß sie in Rodensande gefällt. Es ist nach meinem Geschmack eine reizende Steinart, die bei den alten Römern sehr beliebt war, jetzt aber — wie einige hundert andere Marmorarten — nicht mehr aufzufinden ist, so daß wir sie nur aus den im Altertum verarbeiteten Stücken kennen, die durch Zufall wieder ans Tageslicht gefördert werden.

Die ersten Exemplare dieser Marmorart wurden in den bei Rom gelegenen Ruinen der Villa des alten Septimius Bassus aufgefunden; da der Italiener es mit den Namen nicht sehr genau nimmt, so machte er kurzweg aus Septimius Bassus: Sette base.

Vor einigen Wochen hat aber für die Marmorliebhaber hier eine neue Ära begonnen: am Tiberufer ist die alte Marmorata aufgefunden, d. h. der Platz, wo alle die kostbaren rohen Marmorblöcke abgeladen wurden, welche das prachtliebende Rom aus Afrika, Ägypten, Kleinasien und von den Küsten des Schwarzen Meeres kommen ließ.

Es ist ein großer Hafenquai, der seit 1200 Jahren verschüttet gewesen und von Visconti jetzt entdeckt ist. Die Quadern der Quaimauern sind so glatt und noch so gut aneinander gefügt, als ob die Maurer erst gestern die Arbeit verlassen hätten. Und im Hintergrund des Quais liegen die Marmorblöcke förmlich aufgestapelt, einer schöner als der andere.

Als ich gestern mit Lavaggis die Ausgrabung besuchte, sagte uns Visconti, daß schon siebzig große Blöcke gefunden seien, die einen Wert von wenigstens 10000 Scudi hätten.

Die meisten Blöcke tragen Nummern, die ihnen die alten klassischen Spediteure oder die Aufseher der damaligen Marmorata gegeben haben. Auf einem Bigioblock steht lateinisch: „Aus den Brüchen bei Milet“.

Schon 1844 wurden ganz in der Nähe dieser antiken Marmorata zwei roh behauene grandiose Säulen von Pavonazetto

ausgegraben, welche jetzt im Museum des Lateran liegen und besonders merkwürdig sind durch ihre alten Inschriften. Die erzählen uns, daß unter den Konsuln Verus und Pius (137 n. Chr.) der Herr Hauptmann Tullius Saturninus von der XXII. Legion — der, wie man aus anderen Quellen weiß, von dieser in Germanien garnisonierenden Legion abkommandiert war, um im Orient als Vorsteher eines Steinbruches zu fungieren — diese Säulen für Stadtrechnung (rationi urbicae) an den Prokurator Irenaeus sub No. CIV und LXXXVI abgesandt hat, und daß sie für die Off. Papi, d. h. für die Offizin des Herrn Steinmetzen Papus, bestimmt gewesen sind.

Das alles ist entzückend interessant, wichtig für die Geschichte des klassischen Handels und im speziellen für die Kenntnis des antiken Marmorbezugs, da man nur von den allerwenigsten der schönen Sorten weiß, aus welchen fernen Brüchen sie stammen.

Rom, Freitag, 28. Februar 1868.

Vorgestern gab Liszt bei sich eine kleine Matinee, um der Tochter Lord Clarendons, Lady Emily Villiers, den Erlkönig vorzuspielen, den er nur ausnahmsweise vorträgt, weil er ihn, seiner Meinung nach, nicht mehr gut genug ausführen kann, ohne vorher während einer halben Stunde Oktavengänge zu üben. Das hat er auch diesmal tun müssen. Es war ein grandioser Genuß.

Gestern speiste ich mit ihm bei einem Hamburger Dr. Wille, der hier mit seiner Frau, einer gebornen Slomann, den Winter zugebracht hat und übermorgen in die Schweiz auf seine Besitzung bei Zürich zurückkehrt. Er ist — obgleich ganz unmusikalisch — einer der ältesten Freunde Liszts und Richard Wagners, war sehr gut bekannt mit Heinrich Heine, liebt Emanuel Geibel und hat mit Bismarck studiert, den er zuweilen in Berlin aufsucht. Er war früher Mitarbeiter an der „Börsenhalle" in Hamburg und hat das echteste hanseatische

Weſen, durch welches er mich ſo gefeſſelt hat, daß ich ihn ungerne ſcheiden ſehe.

Rom, Montag, 30. März 1868.

Da auch die heutige Poſt mir keine Nachricht von meiner geliebten Mutter brachte, greife ich zu meinem alten bewährten Mittel, durch welches ich mir ſchon oft einen Brief von Dir verſchafft zu haben glaube: ich ſchreibe nämlich ſelbſt; dann iſt ſicher ein Schreiben von Dir unterwegs.

Es wimmelt hier wieder von Fremden, amüſanten und langweiligen; um letztere bekümmert man ſich nicht, mit erſteren genießt man das ſchöne Rom. Zu dieſen gehört ein Lord Houghton, früher Moncton Millnes, ſehr originell, Poet, aller Welt Freund, den ich bei Madame Catherine Bruce, Freundin der Königin Viktoria, kennen gelernt.

Heute vor acht Tagen traf Ernſt Curtius mit Profeſſor Sauppe hier ein, und von da an bin ich mit beiden ſo viel unterwegs, daß ich faſt verlernt habe, die Feder zu halten. Dieſer Beſuch macht mir eine fabelhafte Freude. Leider haben wir eine ſolche Kälte, daß Rom ſich gar nicht in ſeiner vollen Pracht präſentieren kann.

30. April 1868.

Für mich war der Aufenthalt der beiden wiſſenſchaftlichen Größen ſehr lehrreich; mit ſolchen Kennern der klaſſiſchen Welt iſt es ein doppelter Genuß, Rom zu durchwandern. Drei Exkurſionen nach Albano, Frascati und Paleſtrina ſind für mich ganz beſonders unvergeßlich.

Arnim iſt nach Florenz gefahren, um unſerm Kronprinzen ſeine Aufwartung zu machen.

Rom, 10. Mai 1868.

Meine innig geliebte Mutter, ich bin geſtern von einem Ausfluge nach Florenz zurückgekehrt.

In einem Brief, den ich Dir vor etwa zehn bis vierzehn Tagen ſchrieb, teilte ich Dir mit, daß Arnim nach Florenz ge-

gangen sei, um dem Kronprinzen seine Aufwartung zu machen. Ich ahnte damals nicht, daß mir eine gleiche Fahrt bevorstand. — Vorigen Montag nachmittag telegraphierte mir Arnim, daß er tags darauf hier wieder eintreffen würde, und daß ich mich darauf vorbereiten müsse, dann auch nach Florenz zu wallfahren.

Somit dampfte ich denn am Dienstagabend ab, weil der Kronprinz den sehr bestimmten Wunsch ausgesprochen hatte, mich zu sehen.

Mittwoch früh traf ich in Florenz ein, frühstückte beim Prinzen, fuhr mit ihm und seinem Gefolge in die königlichen Ställe und begab mich dann, auf seinen Wunsch, mit ihm ganz allein in einem Vierspänner zur Großfürstin Marie auf ihre bei Florenz gelegene Villa.

Bei der Gelegenheit mußten wir einen Teil der Stadt passieren, und ich war nun Zeuge der großartigen Huldigungen, welche die ganze Bevölkerung dem Kronprinzen während seines Aufenthaltes in der Residenz nicht müde geworden ist darzubringen. Ich kann sagen, daß keiner der Vorübergehenden den Prinzen unberücksichtigt gelassen hat. Auf dem ganzen Weg, den wir durchmessen mußten, konnte Friedrich Wilhelm keine Sekunde seinen Hut auf dem Kopf behalten; es war ein fortgesetztes Grüßen nach rechts und links, und während Viktor Emanuel sowie sämtliche Prinzen seines Hauses bei ihren Ausfahrten stets sehr ruhig — um nicht zu sagen kalt — empfangen wurden, schien ganz Italien unserm Kronprinzen so recht nachdrücklich beweisen zu wollen, daß man Sadowa in seiner vollen Bedeutung für Italien zu schätzen wisse, und daß die Herren Lamarmora und Konsorten, welche fortwährend von französischen Allianzgelüsten und preußischen Antipathien der Italiener fabeln, sich auf ganz ungeheuern Holzwegen befinden. Die kronprinzliche Reise sowie das plötzliche Abreisen Plonplons von Turin sind europäische Ereignisse, deren Gewicht man hoffentlich im Vatikan, in den Tuilerien und in der Wiener Hofburg richtig einschätzen wird.

Es ist aber auch, abgesehen von aller Politik, ganz begreiflich, daß alle Welt sich so sehr zu unserem Kronprinzen hingezogen fühlt. Denn der von Hause aus so liebenswürdige Herr ist wiederum in den letzten zwei Jahren, während deren ich ihn nicht gesehen, gewaltig gereift und gewachsen und hat in seiner Ruhe und Natürlichkeit ein wirklich bezauberndes Wesen.

Ich war noch am folgenden Tage lange allein bei ihm und fuhr abends nach Siena, von wo ich dann gestern über Orvieto und Viterbo mich wieder auf meinen Caffarelli begab.

Von den Florentiner Festlichkeiten habe ich nur das große Turnier mit angesehen, das recht prachtvoll war. Und abends einen brillanten Rout bei Usedom, dessen Salons gespickt voll waren von Leuten, die den Kronprinzen sehen wollten.

Baden-Baden, 27. Mai 1868.
Mittwoch früh 6 Uhr.

Freitag abend, 22. Mai, 8 Uhr, verließ ich Rom, kam Sonnabend abend in Verona an, blieb dort bis Sonntag nachmittag, um mir die schöne alte Stadt anzusehen: das Amphitheater, die Gräber der Scaliger, die Paläste der Montecchi und Capuletti, die beide jetzt zu ganz gewöhnlichen Trattorien herabgewürdigt sind; dann den Palazzo Canossa, in welchem Kaiser Franz Josef zu wohnen pflegte. Auf allen Höhen, welche die Stadt umgeben, ragen noch die Kastelle und Festungswerke, für welche Österreich so viele Millionen ausgegeben; mit dem „Quadrilatère" hofften sie ganz Italien in Schach zu halten — bis der 3. Juli 1866 der Sache eine andere Wendung gab.

Nun stehen alle diese Fortifikationen da wie eine nutzlose Erinnerung an eine Zeit, die uns schon jetzt längst entschwunden erscheint.

Nachmittags drei Uhr verließ ich Verona in Begleitung eines Herrn von Maltzan, den ich schon abends vorher kennen

gelernt. Drei Jahre hatte er, als Araber verkleidet, den eifrigen Mohammedaner gespielt, um mit der großen Pilgerkarawane sich in Mekka einzuschmuggeln und den dortigen Hokuspokus der Halbmondsüchtigen kennen zu lernen. Bis zu einem gewissen Punkt ist es ihm geglückt, alle diese Mysterien mitzumachen. Plötzlich aber beging sein schwatzhafter Diener Unvorsichtigkeiten. Maltzan mußte Hals über Kopf Mekka verlassen, um nicht entlarvt zu werden.

Auf der schönen Nachmittagfahrt von Rovereto nach Trient kam uns von dort ein langer Zug Trentiner entgegen, die zu irgendeiner Theatervorstellung nach Rovereto fuhren und sich ein besonderes Vergnügen daraus machten, angesichts der kaiserlich königlich österreichischen Beamten aus Leibeskräften zu brüllen: „Viva l'Italia". Leider ist die österreichische Regierung zu unpraktisch, um Welschtirol zu germanisieren, oder wenigstens das alte deutsche Element dort zu kräftigen.

Nachts über den Brenner.

Montag nachmittag 4 Uhr Ankunft in München. Die Hitze ist zu meinem Erstaunen in Deutschland augenblicklich ebenso stark wie in Italien, ja drückender als dort.

Dienstag nachmittag $3^1/_2$ Uhr Ankunft in Baden-Baden. Um 4 Uhr Einschreiben bei der Königin. Um $4^1/_2$ Uhr Einladung zur Tafel um 5 Uhr. Das ging alles mit Dampf. Ich saß zwischen den beiden Hofdamen Gräfin Brandenburg und Fürstin Carolath, der Königin schräg gegenüber.

Nachmittags Besuch bei Plessen, der Petersburg ganz verlassen und seinen Aufenthalt in Baden genommen hat.

Um $8^1/_2$ Uhr wieder zur Königin. Die Privataudienz, welche sitzend verlief, dauerte bis fast 10 Uhr. Es spricht sich sehr gut mit der hohen Frau; sie hat mich dringend aufgefordert, meine Rückreise wieder über hier zu nehmen.

Heute frühstücke ich bei Flemmings, und um 12 Uhr dampfe ich nach Berlin.

Berlin, Donnerstag, 11. Juni 1868.
Hôtel du Nord.

Bismarck ist so leidend, daß er eigentlich keinen Menschen sieht, daher auch mich wohl nicht citieren wird.

Vorgestern war ich beim Kronprinzenpaar in Potsdam, beide die Liebenswürdigkeit und Güte selbst. Als ich abends nach Berlin zurückkehrte, war mein Hunger durch das frühe prinzliche Diner (um 2 Uhr) dermaßen gesteigert, daß ich mich abends zu meiner guten Nichte Jenny mit der Bitte um ein bescheidenes Stück kalten Bratens flüchtete. Aber da kannte ich die Markgrafenstraße falsch! Trotz der späten Stunde wurden mir die reizendsten Kalbskotelettes in solcher Vollkommenheit serviert, daß ich sie sämtlich vertilgte. Ich habe einen hohen Begriff von der jungen Menage bekommen; c'est une maison sûre, une maison qui se respecte!

Gestern 5 Uhr tafelte ich mit etwa 50 preußischen, sächsischen und württembergischen Offizieren auf dem Schloß. Der König befahl mich nach Tisch noch zu einer Privatunterhaltung, in der er mir die reizendsten Geschichten aus seinen politischen und militärischen Erlebnissen des Jahres 1866 erzählte. Wir standen in demselben Zimmer, an derselben Stelle, wo am 1. Juli 1866 bei der Abreise des Königs ins Feldlager die Königin fragte, wann er wohl zurückkehren werde und wie sie sich wiedersehen würden? — worauf der König, wie er mir sagte, erwidert hat: „Wenn auf einem Punkte solche Heeresmassen aufgeboten sind wie jetzt in Böhmen, so müssen wir auf einen Krieg gefaßt sein, der sich monatelang, vielleicht bis Weihnachten, hinzieht. Ich werde sobald nicht zurückkehren können!“ —

Statt dessen Sadowa nach dreimal 24 Stunden!

Morgen speise ich bei Delbrück. Abends dampfe ich nach Olmütz zu Lichnowsky, von wo ich hier Montag früh, 15. Juni, zurück bin. Tags darauf gehe ich dann nach Baden-Baden.

Hôtel du Nord, 17. Juni 1868.

Das Diner bei Delbrück, mit Patow, Camphausen, Theremin und Philipsborn, war sehr amüsant. Abends fuhr ich nach Olmütz, wo Lichnowsky mich mit seinem Jäger Julius — dem getreuen Begleiter aus der schönen Zeit in Ariccia — am Bahnhof empfing und mir vor allem die große Nachricht brachte, daß er unlängst (am 26. Mai) vom Domkapitel einstimmig per Akklamation zum Domdechanten ernannt sei und morgen (Sonntag) im Dom seine feierliche Einführung stattfinde, bei der ich nun ganz zufällig und allein von allen seinen Bekannten, Freunden und Verwandten zugegen sein werde, was uns beiden besondere Freude machte.

Zwei stolze Füchse brachten uns schleunigst in seine Domherrnwohnung, einen kleinen Palazzetto, mit seltenem Geschmack eingerichtet und von oben bis unten in allen Räumen mit so vielen Bildern, Rokokomöbeln, Waffen, Münz- und Marmorsammlungen geschmückt, daß man beim ersten Eintritt förmlich zerstreut wird.

Um 4 Uhr begann das Diner, das der große Attilio Silvestro mit dem ihm eigenen gastronomischen Genie verfaßt hatte.

Sonntag früh 8 Uhr in den Dom. Als die Kapitelherren, Lichnowsky in der Mitte, erschienen, schallten vom Chor Pauken und Trompeten, so, wie im St. Peter, wenn Seine Heiligkeit einzieht. Die Zeremonie schloß am Altar mit einem donnernden „Vivat!“ auf den neuen Dekan.

Gleichzeitig bewegte sich durch die Hauptstraßen der Stadt eine Prozession zur Nachfeier des Corpus Domini. Dabei rauschende Militärmusik und von Zeit zu Zeit an den Halteplätzen der Prozession donnernde Gewehrsalven zur Aufmunterung und Begeisterung der gläubigen Seelen.

Das Konkordat regt heftig auf, besonders die slavische Bevölkerung. In der Erzdiözese Olmütz sind etwa 2500 Geistliche. Von diesen sind 70 während der letzten Monate wegen Wider-

ſpenſtigkeit gegen die Regierung ſucceſſive auf kürzere oder längere Zeit eingeſteckt.

Geſtern früh langer, intereſſanter Beſuch bei Moltke. Die Möglichkeit eines Kriegs wird hier allgemein erörtert, weil die gegenwärtigen Zuſtände in Deutſchland und Frankreich auf die Dauer nicht haltbar ſind. In Deutſchland können wir den Stillſtand des Handels und der Induſtrie noch eher ertragen als die Franzoſen. Letztere ſind ganz deſperat; Moltke ſagte mir, daß angeſehene Fabrikanten ſchon aus Mülhauſen nach Deutſchland überſiedelten, weil ſie nicht länger in einem Lande bleiben wollen, wo alles von dem Beſchluß eines Mannes abhängt, der ſelbſt ſchwach und unſchlüſſig wird. Drüben nehmen die Rüſtungen immer ſtärkeren Umfang an. Louis ſelbſt will nicht; aber er wird geſchoben. Die Geiſtlichkeit ſchürt allgemein.

Heute abend verlaſſe ich Berlin. Morgen in Baden-Baden. Freitag nach Baſel; über den Gotthard nach Florenz. In ſpäteſtens 10—14 Tagen in Rom.

Rom, 30. Juni 1868.

Mein guter Bruder, die Herreiſe war durchweg gelungen. Am Mittwoch, 17. Juni, abends 7 Uhr, verließ ich Berlin, kam am folgenden Nachmittag 4 Uhr in Baden an, wo mich der gute Flemming ſchon am Bahnhof empfing: um 5 Uhr Diner bei der Königin. Abends fuhr ich mit Flemming nach dem ſchönen Schloß Eberſtein. Freitag mittag 12 Uhr verabſchiedete ich mich bei der Königin, traf abends beim Herrn Wald zu den „Drei Königen“ in Baſel ein, ſah folgenden Tags früh den Dom und die neue gotiſche Eliſabethkirche, einen Prachtbau, den der reiche Baſeler Kaufherr Merian aus eigenen Mitteln hat aufführen laſſen. Mittags dampften wir durch die ſchönen Schweizer Täler und Berge nach Luzern. Dann entzückende Fahrt über den Vierwaldſtätter See. Abends halb 5 Uhr von Flüelen mit der Diligence über den Gotthard.

Sonntag mittags im paradieſiſchen Lugano, an deſſen blauem See das Haus der engliſchen Familie Nathan ſteht, bei der Mazzini ſeine Sommer verlebt. Dann Genua, Piacenza, Ravenna, Bologna — eine Stadt intereſſanter als die andere. In Florenz blieb ich zwei Tage, die ich teils bei Uſedom, teils in der unvergleichlichen Villa der Marquiſe Lavaggi alla Loggia zubrachte, einer Tochter des früheren franzöſiſchen Geſandten Marescalchi. Sie iſt noch immer, mit etwa 30 Jahren, bildſchön, hat feinſten Verſtand, kann nie ein unwahres Wort über die Lippen bringen, beſitzt einen ſehr guten Mann, vier liebenswürdige Kinder und bewohnt im Winter ihren Palaſt in Rom, im Sommer ihre reizende Villa bei Florenz.

Rom, 13. Juli 1868.

Arnim zieht nun in den nächſten Tagen auf Urlaub, was mir höchſt angenehm iſt, denn um den römiſchen Sommer in ſeiner ganzen Würde zu genießen, darf man nicht durch Chefs oder ſonſtige Rückſichten geſtört werden.

Dein blauer Kellerſee, guter Bruder, iſt ſchön; ich möchte aber doch, daß Du dieſen Augenblick einmal von meinem Schreibtiſch aus die wunderbaren Sabinerberge ſehen könnteſt, deren tiefes Ultramarin es gerade heute darauf angelegt zu haben ſcheint, mich daran zu erinnern, daß ſich ſolche Farben nur im Süden finden. Wir haben hier aber auch einen Sommer, wie er ſelbſt in Rom ſelten vorkommt. Obgleich die Sonne ſchon ſeit bald 14 Tagen „in den Löwen getreten" iſt, kommt doch noch keine regelrechte Hitze. Immer neue Gewitterregen halten die Campagna friſch und grün.

Rom, 22. Auguſt 1868.

Ich führe dieſes Jahr ein Stilleben wie noch nie. Liſzt, Lichnowsky, Antonelli, Ruſſell — alles fort. Nur einzelne oberflächliche Bekannte ſind zurückgeblieben, alle befreundeten Familien auf Reiſen oder auf dem Lande. Und da unſere

bewährte Stütze Schulz in Civitavecchia badet und der Konsul in Ems Brunnen trinkt, so bin ich auch geschäftlich solo. Deshalb stehe ich seit drei Wochen mit der Sonne auf, oft noch früher, und gehe des Abends vor 10 Uhr schlafen, was mir fabelhaft gut gefällt. In Ariccia war ich nur einmal. Morgen werde ich die gute Principessa Pallavicini in Frascati besuchen.

Rom, 3. September 1868.

Die Rede, die Ernst Curtius gehalten, habe ich mit Entzücken gelesen und dabei recht lebhaft der schönen Tage gedacht, die wir in diesem Frühjahr hier gemeinsam verlebten.

Also König Wilhelm wird an der Trave wohnen. Das ist wohl der erste König von Preußen, den unser altes Lübeck in seinen Mauern sieht. Da wird Cilchen aber recht viel zu tun haben. An meinen guten Schwager Theodor herzliche Grüße.

Rom, 21. September 1868.

Daß Du mir bald über die Königstage in Lübeck schreiben würdest, teure Mutter, hatte ich wohl gedacht, daß aber Dein Brief so rasch eintreffen würde, hatte ich nicht zu hoffen gewagt. Ich freue mich herzlich, daß alles so schön verlaufen ist. Daß der König sich im Hause meiner guten Schwester behaglich fühlen und von der alten Hansastadt entzückt sein würde, hatte ich erwartet, denn Rom und Lübeck haben nun einmal das Weltprivilegium, alle Menschen zu begeistern.

Rom, 2. November 1868.

Seit vier Tagen sind Arnims wieder hier. Da auch die Fremden schon anfangen sich einzustellen, sind die Freuden des stillen Sommers vorüber. Solche Ruhe hatte ich hier noch nie erlebt. Mit dem frühen Schlafengehen hat es jetzt auch ein Ende; man kommt allmählich wieder in die schlechten Wintergewohnheiten hinein.

Am 18. Oktober folgte ich einer Einladung der hiesigen Deutschen, die bei den Zuaven stehen und zur Gedenkfeier der Völkerschlacht ein festliches Diner arrangiert hatten. Es sind unter ihnen jetzt viele bekannte Namen, wie Graf Galen, Stolberg, Schmising-Kerssenbrock u. a. Den Oberst Charette treffe ich häufig.

Morgen ist der Jahrestag des Gefechts bei Mentana, und dadurch werden die Gedanken auch auf die Ereignisse des vorjährigen Herbstes zurückgeführt. Wenn noch Isabella mit Marfori hierhergekommen wäre, so hätte man nebenbei einige kleine Scherze erleben können. Aber weder Pio Nono noch Franz von Neapel haben ihre Gegenwart gewünscht. Ihre Tochter, die Gräfin Girgenti, die im Juni dieses Jahres hier war, hat schon immer von dem nahe bevorstehenden Ende der spanisch-bourbonischen Herrlichkeit gesprochen — das ist denn auch überraschend schnell eingetreten.

Rom, 11. November 1868.

Bismarck hat mir gestern telegraphisch den neuzuschaffenden Posten eines Ministerresidenten in Mexiko angetragen, den ich acceptiert habe.

Wenn ich Bismarcks telegraphische Zustimmung zur Abreise erhalten, breche ich hier die Brücken ab und verbrenne die Schiffe, welche mit vier reichen Jahren und namenlos schönen Erinnerungen beladen sind. Aber geschieden muß sein, und dann lieber rasch, als brûler à petit feu.

Rom, 17. November 1868.

Heute erhielt ich, wiederum von Bismarck selbst, die kurze telegraphische Antwort, daß er für den neuen Posten erst des Königs Genehmigung einholen müsse, d. h. also mich noch nicht von hier entfernen könne.

Seitdem ist alles still! Der König jagt; Bismarck sitzt in Varzin. Ob Thile die Sache vortragen kann, ist mir zweifelhaft.

Rom, 21. Dezember 1868.

Ich weiß über meine Zukunft nichts, so daß ich schon wieder ganz Römer bin, nachdem ich vor vier Wochen von der Stadt innerlich Abschied genommen und schon halb Mexikaner geworden war.

Rom, 18. Januar 1869.

Am 9. d. M. erhielt ich von Bismarck ein Telegramm, daß der Posten in Mexiko für jetzt nicht als Ministerresident, sondern nur als Geschäftsträger charakterisiert werden könne. (Der König will wohl an Juarez nicht dasselbe schicken, was er dem Kaiser Maximilian sandte.)

Bismarck fährt dann bittend fort, Delbrück hoffe, ich würde deshalb nicht etwa ablehnen, zumal es auf baldigen Abschluß eines Vertrages ankomme.

Ich stimmte darauf umgehend zu, da der Titel mir schnuppe ist.

Meine Abberufung ist vorgestern erfolgt. Mitte Februar soll der Bundesrat über die Sache sich äußern.

Berlin, Hôtel du Nord, Sonnabend, Februar 1869.

Vorgestern bin ich hier eingetroffen, nachdem ich Triest, Miramare angesehen und in Wien einen interessanten Tag bei Schweinitz zugebracht. Nach dreiwöchigem blauem Maihimmel in Rom wollen Wolken und Regen in Wien und Berlin nicht recht behagen.

Heute kommt Bismarck zurück; ich sehe ihn morgen abend. Und dann: tira via, figlio mio, ins Reich der Azteken!

Namenregiſter

A

Abeken, Heinrich, Geh. Legationsrat im Miniſterium der auswärtigen Angelegenheiten 152.
Acton, Sir John 177.
S. Agneſe fuori le mura, Kirche 37.
Albano 340.
Aldobrandini, Fürſt, ſ. Borgheſe.
Alertz, Dr., Geh. Sanitätsrat, Geſandtſchaftsarzt 163. 251. 254.
Alexander VI., Borgia, Papſt 12. 148. 259.
Altieri, Luigi, Kardinal 343.
Anagni 229.
Andrea, Girolamo, Kardinal 20. 79. 89. 111.
S. Andrea delle Fratte 55.
Antiboden, Légion d'Antibes 258. 275.
Antonelli, Giacomo, Kardinalſtaatsſekretär (1848—1870) 7. 16. 30. 38. 45. 46. 57. 74. 84. 126. 144. 162. 239. 249. 250. 251. 289. 297. 346.
Arcicollar, Juan de Silva Marquis, ſpaniſcher Legationsſekretär 112. 150.
Argentina, Teatro 62.
Ariccia 123.
Armand, franzöſiſcher Botſchaftsrat 276.
Arnim, Harry von, preußiſcher Geſandter in Rom (1866—1870) 165. 171. 175. 182. 198. 253. 352. 366.
Arnim, Sophie von, geb. Gräfin von Arnim-Boitzenburg 171.
Aſher, Louis, Porträtmaler 55.
Auber, Daniel François Eſprit, Opernkomponiſt 3.
Auguſta, Königin von Preußen 1. 23. 29. 293. 362.

B

Bacciocchi, Eliſe, Schweſter Napoleons I. 316.
Bach, Alexander Freiherr von, bis 1866 öſterreichiſcher Botſchafter in Rom 6. 13. 17. 129. 171. 181. 186.
Bacheracht, Thereſe von, Schriftſtellerin, Tochter des ruſſiſchen Geſandten H. von Struve 255.
Beatifikationen 79. 83. 155.
Beckerath, Hermann von, deutſcher Politiker 205.
Beckx, Pierre Jean, Jeſuitengeneral 167.
Bedini, Gaetano, Kardinal 162.
Belli, Advokat 296.
Benzoni, Bildhauer 7.
Berardi, Giuſeppe, Monſignore, Unterſtaatsſekretär 7.
Berckmann, Johann 79, 120.
Bergenroth, Guſtav, Geſchichtsforſcher 310.
Berzynska, Gräfin 201.
Biegeleben, Fräulein von 313.
Bismarck 1. 4. 242. 368.
Bobrinsky, Graf 286.

Bombelles, Kapitän der Palastgarde des Kaisers Maximilian von Mexiko 34.
Boncampagni-Ludovisi, Antonio, Principe di Piombino 83.
— -Ottoboni, Principe Marco, Duca di Fiano 274.
Bonifazius VIII., Caetani, Papst 7. 191. 230.
Bonnechose, Henry Marie Gaston de, Kardinal, Erzbischof von Rouen 155.
Borgheſe, Fürſt Marc Antonio 244.
— Camillo, Fürſt Aldobrandini 190.
Borromeo Areſe, Monſignore, Oberhofmeiſter des Papſtes 228. 248.
Bracciano, Schloß 246.
S. Brigitta, geb. 1302, geſt. 23. Juli 1373 zu Rom 256.
Bruce, Mrs. Catherine 359.
Brunn, Heinrich von, zweiter Sekretär des Archäologiſchen Inſtituts (1857—1865) 10.
Burckhardt, Johannes, Zeremonienmeiſter des Papſtes Alexander VI. 204.

C

Caetani, Michelangelo, Duca di Sermoneta 191 f.
— Onorato, Principe di Teano, Sohn des vorigen, ſpäterer Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, vermählt 1867 mit Ada Bootle-Wilbraham a. d. H. der Earls of Lathom 246. 351.
Calixt III., Borgia, Papſt 148.
Campagnano, Antonietta, Principeſſa di, ſ. Chigi-Albani.
— Don Mario 124.
Camphauſen, Otto von, Präſident der Seehandlung, 1869 preußiſcher Finanzminiſter 364.
Caniſius, Peter de Hondt 170.
Capitol 103. 319.
Caprarola, Schloß 245.
Caraman-Chimay, Joſeph Prince de, belgiſcher Legationsſekretär 182. 190. 198. 201.
— Princeſſe Marie, geb. de Montesquiou-Fezenſac 182.
Carolus, Henry de, belgiſcher Geſandter 33.
Cartwright, Mr. 232.
Caſamari, Trappiſtenkloſter 237.
Caſſino, Monte 157. 281.
Caſtano, Dr. F. 80.
S. Caterina da Siena 78.
— Kloſter 262.
Cavour, Graf, italieniſcher Staatsmann 133.
Cavriani, Philipp Graf, Legationsrat der öſterreichiſchen Geſandtſchaft bei König Franz II. 7. 11. 20. 63. 71. 129.
Charette, Athanaſe Baron de, Zuavenoberſt 348.
Charlotte, Kaiſerin von Mexiko, 34. 248.
Chigi-Albani, Fürſt Sigismondo 20. 29. 124.
— Mario, Principe di Campagnano, Sohn des vorigen 124.
— Antonietta, geb. Prinzeſſin zu Sayn-Wittgenſtein-Berleburg, Gemahlin des vorigen 8. 123. 216.
— Flavio, Nuntius in Paris 282.
Cholera in Albano 340.
Chriſtine, Königin von Schweden 104.
Civitavecchia 132.
Clarelli-Paracciani, Nicola, Kardinal 119.
Clarendon, George William Villiers Graf von, engliſcher Staatsmann 252.
Clemens VII., Medici, Papſt 39. 149.
— XIV., Ganganelli, Papſt 203.
S. Clemente 258.
Clermont-Tonnerre, Comte de, Militärattaché bei der franzöſiſchen Botſchaft in Berlin 280.

Collegio Inglese 294.
Colonna, Fürst Giovanni 307.
— Fürstin Isabella 307.
— di Sciarra, Principessa Carolina, geb. d'Andrea di Pescopagano 190.
— Palazzo 166.
Commeter, Kunstsammler 49.
Conclave 19. 43. 50. 55. 88. 112.
Consalvi, Ercole, Kardinalstaatssekretär unter Pius VII. 85. 93. 112. 126.
Corberon, Graf 309.
Corneto 225.
Corsini, Villa 213.
Cosenza, Baron 68.
Cowley, Lord, englischer Botschafter in Paris 273.
Crétineau-Joly, Jacques, französischer Geschichtsschreiber 85. 203.
Curtius, Ernst, Archäologe 359. 367.
— Dr. Theodor, Bürgermeister von Lübeck 367.
— Cäcilie, geb. von Schlözer 367.
Czartoriska, Prinzessin Marcelline, geb. Prinzessin Radziwill 184. 201.

D

Debrosses, Charles, französischer Geschichtsforscher, Präsident des Parlaments von Bourgogne, geb. 1709, gest. 1777 55. 243. 324.
Delbrück, Martin Friedrich Rudolf, Präsident des Bundeskanzleramts 241. 363.
Diergardt, Friedrich Freiherr von 210.
Domine quo vadis, Kapelle 106. 107.
Doria-Pamphili-Landi, Fürst Filippo 188.
Douglas, englischer Vizekonsul 73.
Duca, Don Michele, Padre 234.
Du Chastel, Louis Graf, niederländischer Gesandter 127.
Dumont, französischer General 338. 351.
Dupanloup, Félix Antoine Philippe, Bischof von Orleans 6.

E

Elba 136.
Engelsburg 45. 265. 271.
— Korridor zur 149. 272. 275.
d'Este, Villa 42.
Eugenie, Kaiserin 3. 272. 275. 276. 277. 282. 283.

F

Felinsky, Sigismund Felix, Erzbischof von Warschau 46.
Fesch, Joseph, Kardinal, Erzbischof von Lyon, geb. 1763, gest. 1839 345.
Fiano, Duca di, s. Boncampagni.
S. Fidelis von Sigmaringen geb. 1570, gest. 1622 46.
Fischer, Kuno, Professor 243.
Fischer, Abt 333.
Flemming, Graf, preußischer Gesandter in Karlsruhe 362.
Fleury, Emile Félix, französischer Senator und Großstallmeister 260. 264. 283.
Flir, Dr. Aloys, päpstlicher Hausprälat und Auditor bei der Santa Rota 131.
Fortuni, spanischer Maler 153.
S. Francesca Romana, Kloster 292.
Franz II., König beider Sizilien 11. 36. 44. 68. 126. 169. 290.
Friedmann, Historiker 310.
Friedrich der Große 142. 196.
Friedrich Wilhelm II., König von Preußen 197.
Friedrich Wilhelm, Kronprinz von Preußen 360. 363.
Fritsch, Karl Freiherr von, sächsischer Bundestagsgesandter 178.
Frosinone 264.
Fusano, Castel 216.

G
Galli, Conte di 316.
Gallo, Duca di 69. 125. 316.
Galluzi, Padre 236.
Galuppi, italienischer Komponist, 1765 bis 1768 kaiserlicher Kapellmeister in Petersburg 16.
Gandolfo, Castel 227.
Garibaldi, Giuseppe 11. 61. 337. 349.
— Menotti 344. 348.
Geißel, Joh. von, Kardinal, Erzbischof von Köln 162.
Genzano, Blumenfest 76. 100.
Gervinus, Georg Gottfried, Geschichtsforscher 291. 310.
Gesù, Il, Kirche 291.
Gibbon, englischer Geschichtsschreiber 318.
Gibson, John, englischer Bildhauer, Schüler Canovas und Thorwaldsens 10.
Gise, von, Hauptmann 252.
Goethe 51. 53. 197. 219. 252.
Goltz, Hermann Freiherr von der, 1861 bis 1865 Gesandtschaftsprediger in Rom 146.
— Robert Graf von der, preußischer Botschafter in Paris 2. 352.
Gozze, Luca Graf von, Sekretär beim hohen Kapitel des Malteser-Ordens, österreichischer Kämmerer und Legationsrat a. D. 11. 43. 57. 79. 83. 179.
Gramont, Antoine Alfred Agénor Duc de, von 1857—61 französischer Botschafter in Rom 13.
Grant Duff, Sir Mountstuart Elphinstone, englisches Parlamentsmitglied 356.
Grasselini, Gaspare, Kardinal 20.
Grazioli, Duca Pio, Barone di Castel Porziano 318.
Gregor XIII., Boncampagni, Papst 172.
Gregor XVI., Cappellari, Papst 79. 118. 163.
Gregorovius, Ferdinand, Geschichtsforscher 7. 26. 76. 91. 95. 96. 115. 131.
Grey, Lord, englischer Staatsmann 318.
Grottaferrata 316.
Guidi, Filippo Maria, Kardinal 78.
Gutierrez d'Estrada, Fernando, Kammerherr des Kaisers Maximilian von Mexiko 33. 35.
Gütschow, Anton, Arzt 165.

H
Hagemeister, von, früher Unterstaatssekretär im russischen Justizministerium, Mitglied des Senats 328.
Haynald, Ludwig, Titular-Erzbischof von Karthago, später Kardinal 105.
Heeren, Johann Hermann, Dr., hanseatischer Geschäftsträger in Paris 3.
Heilbuth, Ferdinand, Maler 21.
Heinrich VII., Deutscher Kaiser 70. 143.
Helbig, Wolfgang, Dr., Sekretär des Archäologischen Instituts 229.
Hellhoff, Leutnant, später Geh. Justizrat 312.
Hoffmann, Frau, Adoptivtochter von Overbeck, Gattin des Bildhauers K. Hoffmann 9.
Hohenlohe-Schillingsfürst, Prinz Gustav zu, päpstlicher Großalmosenier, seit 1866 Kardinal 38. 42. 178. 251. 262. 323.
Hohenlohe-Langenburg, Fürstin Anna Feodora zu, geb. Prinzessin von Leiningen 166.
Hohenlohe-Waldenburg, Erbprinz Nikolaus zu 179.
Hottenroth, Edmund, Landschafter 21.
Houghton, Rich. Monckton Milnes, Lord, englischer Politiker und Schriftsteller 359.

Hübner, Joſef Alexander Freiherr von, öſterreichiſcher Botſchafter 6. 253. 270. 285. 355.
— Raphael Freiherr von, öſterreichiſcher Attaché 63.
Hude, Hermann von der, Geh. Regierungsrat 161.
— Jenny von der, geb. Curtius 363.
Humbert, Prinz von Piemont 132.

I

S. Ignazio, Sternwarte von 45.
Innocenz XII., Antonio Pignatelli, Papſt 320.
Julius II., della Rovere, Papſt 27. 104.

K

Kalergis, Marie von Mouchanoff-, geb. Gräfin Neſſelrode 48.
Kanzler, Hermann, Befehlshaber des päpſtlichen Heeres und Proministers der Waffen 273. 287.
Kauffmann, Angelika 55.
Kettenburg, Kuno Freiherr von der 64.
King, Rufus, amerikaniſcher Geſandter 265.
Kirchhof, Deutſcher, bei S. Peter 254.
— Proteſtantiſcher 32.
Kiſſeleff, Nicolai von, 1855—64 ruſſiſcher Geſandter in Rom, dann in Turin und Florenz 47. 74.
Klügmann, Heinrich, Archäologe 8.
Kolb, Karl, Ritter von, Bankier, württembergiſcher Geſchäftsträger 313.
Konſervatoren 103.
Konſiſtorien 156.
Konvention, italieniſch-franzöſiſche 159.

L

Lamarmora, Alfonſo Ferrero, italieniſcher General und Staatsmann 188. 360.
Lateran 67. 94. 129. 146.
Lavaggi, Marcheſa Roſa, geb. de Marescalchi 316. 319. 357. 366.
Lehmann, Rudolf, Maler 10. 21.
Leo X., Medici, Papſt 12.
Lewald, Fanny, Schriftſtellerin, Gattin des Literarhiſtorikers Adolf Stahr 254.
Lichnowsky, Graf Robert, Monſignore, Hausprälat des Papſtes, Domdekan des Metropolitan-Kapitels zu Olmütz 243. 289. 294 ff. 338. 364.
— Graf Othenio, öſterreichiſcher Major 322.
Lignana, Profeſſor 20.
Lindemann-Frommel, Karl, Maler 21.
Lippe-Detmold, Leopold Fürſt zur 208.
Liſzt, Franz 17. 57. 71. 105. 168. 170. 187. 190. 210. 217. 244. 252. 292. 315. 321. 336. 350. 354.
Liverani Francesco 90.
Livorno 135.
Lobo, Joſé de Souza, portugieſiſcher Legationsſekretär 132. 152. 261.
Loë, Walther Freiherr von, Militärattaché in Paris, nachmaliger Generalfeldmarſchall 2.
S. Lorenzo fuori le mura 201.
Louis Napoleon, Kaiſer der Franzoſen 3. 4. 20. 36. 56. 66. 81. 83 94. 194. 199. 254. 260. 316. 345.
Louis Viktor, Erzherzog von Öſterreich 46. 48.
Lovatelli, Gräfin Erſilia, geb. Principeſſa Caetani 152.
— Gräfin Gabriele, geb. Gräfin Ugarte 315.
Ludwig II., König von Bayern 71.
Ludwig I., König von Bayern 166. 224. 251.
Lynar, Alexander Graf zu, Legationsſekretär 2.

M
Madama, Villa 39.
Malateſta, Gräfin 280.
Malta, Villa 53.
Maltzan, Heinrich Freiherr von, Weltreiſender 361.
Manning, Monſignore, 1865 Erzbiſchof von Weſtminſter und Primas von England, ſpäter Kardinal 122.
S. Maria Aracoeli 176. 292. 318.
— Maggiore 9. 61.
— di Monſerrato 149. 259.
— in Publicolis 173.
— del Roſario, Kloſter 71.
— in Vallicella 298.
Marie, Königin beider Sizilien, Herzogin in Bayern 169. 290.
Mario, Monte 18. 20. 39.
Marmorata 357.
Martinelli, Ingenieur 229.
S. Martino 139.
Maſſimo, Fürſt Camillo 329.
— Tereſa, Ducheſſa di Rignano, geb. Principeſſa Doria-Pamphili, ſpätere Dama di Corte der Königin Margherita 188.
— Villa 269.
Mattei, Mario, Kardinal 16. 323.
Matthiä, Bildhauer 154.
Maximilian, Kaiſer von Mexiko 34. 36. 331.
Meier, Ernſt, Genremaler 98.
Mendelsſohn-Bartholdy, Felix 30. 45.
Mendelsſohn, Alexander, Geheimer Kommerzienrat 31. 59.
Mérode, Graf Francesco, Monſignore, päpſtlicher Kriegsminiſter 74. 145. 168. 239 ff. 294.
Meyendorf, Felix Baron, ruſſiſcher Geſchäftsträger 74. 99. 106. 168. 170. 176. 182. 190. 198. 201. 244.
— Olga Baronin, geb. Prinzeſſin Gortſchakow 166. 184. 217.
Meyerbeer, Giacomo 67.
Miatleff, Wladimir, ruſſiſcher Legationsſekretär 215.
Michel Angelo Buonarroti 16. 51. 59. 319.
— Grabmal Julius' II. 27.
— Moſesſtatue 27. 59. 130.
Milizie, Torre delle 261.
Moccoli 193.
Molara, Palaſt in Trastevere 117.
Moltke 365.
Montebello, Guſtave Olivier Lannes, Graf von 33. 50. 65. 66. 94. 260. 269. 275. 277. 279. 281.
— Gräfin 272. 275.
Moricchini, Carlo Luigi, Kardinal 57.
Morier, R. B. D., britiſcher Attaché, nachmaliger Botſchafter 48.
Moroni, Gaetano 118.
Mulooly, Prior 259.

N
Nadorp, Franz, Maler 10.
Napoleon I. 87. 136.
Nardi, Monſignore 182. 217. 324.
Negroni, Villa 218.
Neſſelrode, Karl Robert Graf von, ruſſiſcher Kanzler 140. 334.
Nikolaus V., Tommaſo Parentucelli, Papſt 192.
Nikolaus Alexandrowitſch, Großfürſt-Thronfolger von Rußland 176. 215.
Ninfa 246.

O
Olga, Kronprinzeſſin von Württemberg, Großfürſtin von Rußland 97.
Oratorien 298.
Oſtia 21.
Ottenfels gen. von Gſchwind, Moritz Freiherr von, öſterreichiſcher Botſchaftsrat 129.
Ottobraten, Oktoberfeſte in Rom 347.
Overbeck, Joh. Friedrich, Maler 8. 54. 111. 121. 202.

P

Pacca, Bartolomeo, päpſtlicher Oberzeremonienmeiſter 28. 33. 228.
Pagliazzi, Conte, Führer der Garibaldianer 348.
Palermo 219.
Pallavicini, Principeſſa Carolina Roſpiglioſi-, geb. Principeſſa Boncampagni - Ludoviſi - Piombino, ſpäter Dama d'onore der Königin Margherita 305. 316.
Palomba-Carracciola, Joſeph, öſterreichiſcher Botſchaftsrat 253.
Pantheon 91.
S. Paolo fuori le mura 106.
Papa Giulio, Villa di 153.
Pappenheim, Heinrich Graf zu, öſterreichiſcher Kämmerer 20.
Paris 2.
Pasquino 92. 331.
Patiño, Louis Luque y, ſpaniſcher Attaché 129.
Patow, Erasmus Robert Freiherr von, preußiſcher Staatsmann 364.
Pauli, Grab des hanſeatiſchen Miniſterreſidenten 33.
Pentini, Francesco, Kardinal 170.
Pentland, Joſ. Barcley 7.
Perſigny, Jean Gilbert Vict. Fialin, Herzog von, franzöſiſcher Staatsmann 211.
St. Peterskirche 15. 17. 18. 24. 176.
St. Petersplatz 15. 24. 63.
Philipsborn, von, Wirkl. Geh. Legationsrat 364.
Pierling, Jeſuitenpater 168.
Pietro, Camillo di, Kardinal 232. 307.
S. Pietro in Carcere 27. 106.
— in Montorio 27. 106.
— in Vincoli 27. 51. 58. 106. 130.
Piombino 141.
— Fürſt, ſ. Boncampagni.
Piſa 142.
Pius VII., Barnaba Luigi Graf Chiaramonti, Papſt 85. 87. 93. 107.
Pius IX., Giovanni Maria Graf Maſtai Ferretti, Papſt 9. 12. 14. 17. 19. 24. 29. 36. 47. 55. 62. 68. 75. 80. 81. 84. 90. 94. 111. 175. 208. 227. 248. 249. 283. 286. 291. 308. 325 ff. 345.
Pleſſen, Otto Freiherr von, däniſcher Geſandter 362.
Pleſſing, Dr. Wilhelm, Senator 10.
Pollack, Leopold, Genremaler 21.
Polovtsoff, A., Oberprokurator im ruſſiſchen Senat 169.
Portoferrajo 136.
Pücher, Ludwig, Kapuzinerpater, ſpäter Vikar des Domſtifts von St. Peter 323.
S. Pudenziana, Kirche 108.

Q

Quirinal, Palaſt 43.
— Garten 25.

R

Raczynski, Athanaſius Graf, Mitglied des Herrenhauſes, 1848 bis 1852 preußiſcher Geſandter in Madrid 179.
Raffaels Grab 93.
Raffaele, Padre, da Pontecchio, General des Franziskanerordens 317.
Ramon, Don, de Pujols 150.
Randi, Lorenzo, Monſignore, Generaldirektor der Polizei 274. 309.
Rattazzi, italieniſcher Miniſterpräſident 346.
Regia, Sala 172.
Reiſach, Carl Auguſt, Graf von, Kardinal 38. 289.
Reményi, Eduard, Violinſpieler 73.
Renan, Erneſt 158.
Reumont, Alfred von, Geſchichtsforſcher, 1848—49 preußiſcher Geſchäftsträger in Rom 292.

Ricasoli, Bettino Baron, italienischer Ministerpräsident 308.
Ricci, Francesco, Monsignore, Geheimkämmerer 228.
Richter, Frau, geb. Meyerbeer 250.
Riedel, August, Maler 153.
Righetti, Bankier 161.
Rignano, Herzogin von, s. Massimo.
— Padre, Franziskaner 317.
Roberti, Roberto, Kardinal 228.
Rogges, amerikanischer Bildhauer 21.
Rossi de, Giov. Battista, italienischer Archäologe 170.
Rossini, Gioacchino Antonio, Opernkomponist 334.
Russel, Odo, großbritannischer Geschäftsträger. Später Botschafter in Berlin (Lord Russel, 1881 Lord Ampthill) 23. 125. 128. 129. 250. 318. 356.
— Arthur, Parlamentsmitglied 177.

S

S. Sabba, Kirche 95.
S. Sabina, Kirche 70.
Saldanha, João Carlos de Oliveira e Daun, Herzog von, portugiesischer Botschafter 16. 185. 284.
Sanelli, Kanonikus 76. 83. 86. 88.
Santa Croce, Principe 173.
Sartiges, Graf Eugène, französischer Botschafter 12. 13. 14. 17. 194. 199. 201. 281. 284. 306. 307.
Sauppe, Hermann, Professor, Philologe 359.
Savelli, Domenico, Kardinal 162.
Schöning, Karl von, preußischer Oberst 247.
Schöpf, Peter, Bildhauer 53.
Schubring, Julius, Dr. der Altphilologie, später Gymnasialdirektor am Katharineum in Lübeck 221.
Schwartz, Marie Espérance von, geb. Brandt (Elpis Melena) 186.
Schweinitz, Hans Lothar von, preußischer Gesandter in Wien, späterer Botschafter in Petersburg 369.
Sciarra-Colonna, Fürstin, s. Colonna.
Secchi, Angelo, Jesuitenpater und Astronom 105.
Sermoneta, Duca di, s. Caetani.
Severoli, Kardinal unter Pius VII. 88.
Sforza-Cesarini, Herzog 83.
Sgambati, Giovanni, italienischer Klavierspieler und Komponist 293.
Shelley, Percy Bysshe, englischer Dichter 32.
S. Silvestro in Capite, Kirche 51. 60.
— Kloster 61.
Sixtus V., Felice Peretti, Papst 218. 269.
Smith, Padre 121.
Sofanelli, Dr., Arzt 336.
Solms-Sonnenwalde, Eberhard Graf zu, Botschaftsrat in Paris, später Botschafter in Rom 2.
Spaur, Gräfin Therese zu, geb. Gräfin Giraud 37.
Speare, englischer Major 207.
Stahr, Adolf, Schriftsteller 254.
Steinhausen, Dr., Arzt 21. 31.
Stieglitz, Alexander Baron, Chef der russischen Reichsbank 2.
— Baronin 6. 7. 20. 21. 23. 42. 69.
Stiehl, Adolf Joh. Diedrich, Komponist 58.
Stockmar, Ernst Freiherr von, Privatsekretär der Kronprinzessin Viktoria von Preußen 24.
Straszynski, Maler 21.
Syrakus 222.
Széchényi, Emmerich Graf, österreichischer Gesandter bei König Franz II. (1878—1892 Botschafter in Berlin) 6. 11.

T

Talbot de Malahide, Giorgio, Monsignore, päpstlicher Geheimkämmerer 28. 121. 228. 324.
Taormina 225.
Taussig, Dr., Arzt 80. 84. 120.
Teano, Principe, s. Caetani.
Theiner, Agostino, Pater, päpstlicher Geheimarchivar 72. 203 f.
Theremin, vortragender Rat im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten 351. 364.
Thermen des Titus 200.
Thomar, Graf von, portugiesischer Attaché 76.
Thorwaldsen 93.
Tivoli 42.
Tolstoy, Graf Alexey 246.
Tonello, italienischer Staatsrat 276. 287.
Torlonia, Herzog Alessandro 192.
Tosti, Padre 157.
Trani, Graf von, Prinz von Bourbon-Sizilien 126. 169.
— Gräfin von, Herzogin in Bayern 169.
Trapani, Graf von, Prinz von Bourbon-Sizilien 68.
Trastevere 115. 116.
Trevisanato, Giuseppe Luigi, Kardinal 155.
S. Trinità de' Monti, Kirche 163.
Trisulti, Kartäuser-Kloster 233.
Tschetwertinska, Fürstin 47.

U

Ugarte, Gräfin Elisabeth, geb. von Rochow-Briest 315.
Unfehlbarkeit des Papstes 325.
Urban VIII., Barberini, Papst 92.
Ursins, Anne Marie Princesse des, geb. de la Trémoille, Oberhofmeisterin der ersten Gemahlin Philipps V. von Spanien, Marie Louise von Savoyen 147.
Urussow, Fürst Leon, russischer Legationsrat 76. 189.
Usedom, Carl Georg Graf von, preußischer Gesandter in Florenz 361.

V

Vatikan, Grotten 104.
— Palazzo Nuovo 28.
Vegezzi, Finanzminister im Ministerium Cavour 210. 212. 215.
Verona 361.
Veuillot, Louis, französischer Schriftsteller 183.
Viktor Emanuel II. 90. 160. 189. 282. 283. 287.
Viktoria, Kronprinzessin von Preußen 1. 7. 24. 29.
Villiers, Lady Emily 358.
Visconti, Pietro Ercole, Direktor der Vatikanischen Sammlungen 76. 129. 190. 201. 217. 357.
Vitelleschi, Marchese 316.
Vittorchiano 104.

W

Wagner, Joh. Martin, Maler und Bildhauer 154.
Wahle, Joh., Dr., Arzt 144.
Warschauer, Robert, Geh. Kommerzienrat 119.
Wider, Wilhelm, Maler 10. 97. 202.
Wilhelm I., König von Preußen 363. 367.
Wille, Dr. 358.
Willisen, Friedrich Adolf Freiherr von, General der Kavallerie, Generaladjutant, Oberstallmeister, preußischer Gesandter in Rom von 1863—64 1. 5. 14. 23. 41. 74. 100. 143. 144.

Williſen, Pauline Freifrau von, geb. von Brauſe 5. 23.
Wiſeman, Nicolaus, Kardinal, Erzbiſchof von Weſtminſter 294.
Wittgenſtein, Caroline Fürſtin zu Sayn-, geb. Prinzeſſin Iwanowska 187. 214.
— Léonille Fürſtin zu Sayn-, geb. Prinzeſſin Bariatinska 273.
Wolff, Emil, Bildhauer 10. 59.
Wolkenſtein-Troſtburg, Anton Graf von, öſterreichiſcher Botſchaftsſekretär, ſpäterer Botſchafter in Paris 63. 184.
Wolkonsky, Villa 52.
Württemberg, Graf Wilhelm von, (Herzog von Urach 28. Mai 1867) 313.
— Gräfin Floreſtine von, geb. Prinzeſſin von Monaco 314.

Z

Zappi, Giov. Batt. Marcheſe, päpſtlicher Brigadegeneral 343.
Zichy, Franz Graf 34.

DATE DUE

GAYLORD

PRINTED IN U S A

UC SOUTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY
A 000 791 076 3

Sammlung zeitgenössischer Denkwürdigkeiten

Fürst S D Urussow [illegible]

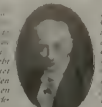
Christian August [illegible]

Friedr Christian [illegible]

Herzog Friedrich VIII. [illegible]

Fürst Hohenlohes Denkwürdigkeiten. Im Auftrag [illegible] Bände. 2 Halbfranzbände M 24.—

„Privat- [illegible] Äußerungen Hohenlohes sind ein [illegible] jener [illegible] Dokumente [illegible] Werk, dem [illegible] Bedeutung [illegible] Monarchie, [illegible] Tagebücher [illegible] Lebensbeschreibungen [illegible] Buch [illegible]



*Adele Tagebücher sind ein zeitgeschichtliches Dokument ersten Ranges, das [illegible] Buch [illegible] Monarchie [illegible] Buch [illegible] Monarchie, die der Geschichte gemacht hat, [illegible] Buch [illegible] Monarchie [illegible] Buch [illegible] Monarchie [illegible] Buch [illegible] Monarchie

Interessanteste Monatschrift ihrer Art

Deutsche Revue

Monatlich	Eine Monatschrift	Vierteljährl.
1 Heft von	Herausgegeben von	⟨3 Hefte⟩
128 Seiten	Richard Fleischer	6 Mark

Probeheft durch jede Buchhandlung oder auch direkt von der DEUTSCHEN VERLAGS=ANSTALT in STUTTGART.
.. Abonnements bei allen Buchhandlungen und Postanstalten ..

Die Deutsche Revue ist ein politisches und wissenschaftliches Weltorgan, an dem die ersten literarisch tätigen Kräfte aller Kulturnationen mitarbeiten.

Die Deutsche Revue ist durch ihre von den ersten Staatsmännern, Diplomaten und Historikern herrührenden Veröffentlichungen zur internationalen Politik und Zeitgeschichte in der deutschen Publizistik ein Faktor von unbestrittener Bedeutung geworden.

Die Deutsche Revue erfreut sich aber auch auf rein wissenschaftlichem und auf literarischem Gebiet eines festgegründeten Ansehens; sie erhält ihre Leser durch sorgsam ausgewählte Arbeiten über die wichtigsten Fortschritte und Strömungen des Geisteslebens fortgesetzt auf dem laufenden.

Die Deutsche Revue ist eine in echt nationalem Sinne geleitete deutsche Monatschrift für die Gebildeten aller Stände und Berufskreise.

Sämtliche hier verzeichneten Bücher sind durch alle Buchhandlungen zu beziehen. Ausführlicher illustrierter Katalog über Geschenkbücher und Bibliothekwerke ist durch die Buchhandlungen kostenfrei zu erhalten, auf Wunsch auch direkt von der DEUTSCHEN VERLAGS=ANSTALT in STUTTGART.

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Prinz Friedrich Karl von Preußen

Denkwürdigkeiten aus seinem Leben

DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT IN STUTTGART

200. I. 13.

Prinz Friedrich Karl von Preußen. Denkwürdigkeiten aus meinem Leben. Auf Veranlassung des [illegible]

[illegible] Verlag Leuckart. Mit [illegible] Halbfranzband M 4.—

[illegible] Leben und Wirken des Prinzen Friedrich Karl von Preußen. Nach [illegible] Quellen. Mit [illegible] Halbfranzband M 4.—

General-Feldmarschall Freiherr von Loë. Erinnerungen aus meinem Berufsleben. 2. Auflage

Geheftet M [illegible], gebunden M 6.—

[illegible] Aufzeichnungen un[illegible] Kreis [illegible] zu singen, welche [illegible] Kommandeur [illegible] Truppen [illegible] Kindruck der [illegible] Kriegsjahre [illegible] Leser [illegible] Kriegsjahre [illegible] Leser [illegible] Kriegsjahre [illegible] Leser